anxa
84-B
32132

Pfahlhausbau

und

Griechentempel

Kulturgeschichtlich-sprachwissenschaftliche Untersuchungen

von

Prof. Dr. Hermann Muchau

Mit 60 Abbildungen

Jena
Hermann Costenoble
1909.

Bax 7
12

Pfahlhausbau und Griechentempel

Nicht in kalten Marmorsteinen
Nicht in Tempeln, dumpf und tot,
In den freien Eichenhainen
Webt und rauscht der deutsche Gott.
Ludwig Uhland.

Pfahlhausbau

und

Griechentempel

Kulturgeschichtlich-sprachwissenschaftliche Untersuchungen

über die Entstehung der ältesten griechischen Tempel aus den Pfahlhausbauten und Höhlenwohnungen der nordisch-germanischen Volksstämme

von

Prof. Dr. Hermann Muchau

Mit 60 Abbildungen

Jena
Hermann Costenoble
1909.

Alle Rechte nach dem Gesetz über das Deutsche Urheber- und Verlagsrecht vom 19. Juni 1901 vorbehalten.

Hofbuchdruckerei Rudolstadt.

Vorwort.

Um das Alter und die Herkunft unserer vorgeschichtlichen germanischen Kultur, sowie über ihr Verhältnis und ihre Beziehungen zum Orient (Babylon und Ägypten) ist in den letzten Jahren ein Streit entstanden, der besonders von Seiten derjenigen Forscher mit Heftigkeit geführt wird, die unter der Devise »Ex oriente lux« alles und jedes in der vorgeschichtlichen Kultur der Germanenstämme zu einem bloßen Abklatsch einer pan-babylonischen Kulturherrlichkeit herabwürdigen wollen. In der Hauptstadt des Deutschen Reiches soll das Germanische Museum in einen entlegenen Vorort, das asiatische auf die Museumsinsel verlegt werden. Zu den entschiedenen Vorkämpfern der von echter deutscher Gesinnung zeugenden Idee von der uralten Selbständigkeit der nordisch-germanischen Kultur und Religion gehört vor andern Dr. Matthäus Much-Wien, und die allbekannte Verlagsbuchhandlung von Hermann Costenoble in Jena hat sich durch den Druck seiner Werke ein unvergleichliches Verdienst um die Fortschritte der Wissenschaft sowohl, wie um die Entfachung eines vaterländischen Enthusiasmus in unserer so vielfach in Materialismus versunkenen Zeit erworben. Zeigt die Handlungsweise dieses Jenenser Verlags doch wieder, daß in der Stadt, in der der große Idealist Schiller einst wirkte, die Wissenschaft noch die »hohe, himmlische Göttin ist«. — Auch das vorliegende Werk stellt sich in die Reihen derer, die für Germaniens Ruhm und Größe seit den Tagen der Steinzeit zu fechten gewillt sind. Zwar übersteigt es fast die geistige Leistungsfähigkeit eines einzelnen, die in diesem Buche zur Erreichung eines Zieles vereinigten Wissenszweige auch nur in bescheidenem Maße zu beherrschen, — wer könnte wohl auf dem Gebiet der Altertumskunde, der Archäologie,

der Technologie und Baukunst, der vergleichenden indogermanischen und semitischen Sprachwissenschaft, der germanischen und klassischen Mythologie und Religionswissenschaft, sowie den zahlreichen Einzelgebieten der Volkskunde gleichmäßig Autorität sein? — und doch hielt ich es aus den in der Einleitung angegebenen Gründen für angezeigt, mit dieser Schrift an die Öffentlichkeit zu treten und es soll mich freuen, wenn recht viele meiner Leser, denen vielleicht manches noch mehr als »erster Entwurf« vorkommen wird, durch Zuschriften auf einzelne Lücken mich aufmerksam zu machen Gelegenheit nehmen werden, so wie ich erst kürzlich bei Veröffentlichung meines »Flotten«-Artikels: »Das 3000jährige Alter der nordisch-germanischen Schiffahrt« eine Reihe von zustimmenden Briefen erhalten habe. Meine Anschauungen von den vorgeschichtlichen Kulturzuständen der homerischen Achäer stützen sich hauptsächlich auf die epochemachenden Entdeckungen Heinrich Schliemanns und Prof. Dörpfelds. Daß die Forschungen des letzteren auf Leukas-Ithaka von Prof. Dr. U. von Wilamowitz nicht gewürdigt werden, wird hoffentlich mancher von meinen Lesern aufs Lebhafteste bedauern, da die betreffende Streitfrage noch in keiner Weise entschieden ist. Haben doch in letzter Zeit eine Reihe von Gelehrten an der Grundauffassung der Berliner Schule Kritik geübt, so spricht Prof. Drerup München (»Homer« Seite 124) von der gänzlich »subjektiven Odysseeanalyse«, und somit ist wohl die Ablehnung der Dörpfeld'schen Ergebnisse (vgl. Finsler »Homer« S. 189) etwas vorschnell. Möge auch das vorliegende Buch mithelfen, diese nicht nur für die Philologen, sondern für die ganze gebildete Welt so überaus wichtige Streitfrage zu lösen.

Brandenburg a. Havel, Pfingsten 1908.

Prof. Dr. Hermann Muchau.

Literatur-Nachweis:

I. Altertumskunde und Vorgeschichte.

Eduard Meyer, Geschichte des Altertums II.
Ernst Curtius, Griech. Geschichte.
Müllenhoff, Germania antiqua.
Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie.
Zeitschrift für Ethnologie, Anthropologie und Urgeschichte.
Moritz Hörnes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa (1898).
Moritz Hörnes, Urgeschichte der Menschheit (1897).
Moritz Wosinsky, Das prähistorische Schanzwerk von Lengyel.
M. Much, Die Heimat der Indogermanen.
M. Much, Die Kupferzeit in Europa.
Driesmans, Der Mensch der Urzeit.
Rancke, Der Mensch II Teil.

II. Archäologie (klassische und vorgeschichtliche).

Schliemanns Werke:
Schuchhardt, »Schliemanns Ausgrabungen« I und II. Auflage.
W. Dörpfeld, Troja u. Ilion 1902.
W. Dörpfeld, 1.—4. Brief aus Leukas.
Chr. Hostmann, Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie 1890.
A. Milchhöfer, Die Anfänge der Kunst in Griechenland.
Luckenbach, Kunst u. Geschichte, München 1906.
M. Much, Die Trugspiegelung orientalischer Kultur.

III. Technologie und Baukunst.

Rahn, Central- und Kuppelbau.
Lübke-Semrau, Die Kunst des Altertums und des Mittelalters 1899.
Böttticher, Tektonik der Hellenen.
Durm, Baukunst.
Joseph, Die Paläste des Homerischen Epos 1895.
Ferdinand Noack, Das Homerische Haus, Leipzig 1903.
Fr. v. Reber, Die phrygischen Felsendenkmäler 1898.
J. Reimers, Zur Entwicklung des dorischen Tempels.
Handbuch der klass. Altertumswissenschaft, VI. Band.

IV. Griechische Literaturgeschichte (Homer).

Fr. Aug. Wolf, »Prolegomena zu Homer«, deutsch mit Einleitung von Prof. Dr. Muchau 1908.
Engelbert Drerup, »Homer«, München 1903.
U. v. Wilamowitz-Möllendorf, Homerische Untersuchungen.
Paul Cauer, Grundfragen der Homerkritik.
G. Finsler, »Homer« 1908.
Muchau, »Hilfsbuch zu Homer«.
Henke, »Hilfsheft z. Odyssee«.

V. Vergleichende indogermanische und semitische Sprachwissenschaft.

Griechische Sprachwissenschaft, bearbeitet von K. Brugmann in J. v. Müllers Handbuch der klass. Altertumswissenschaft, II. Teil.
Vanicek, Etymologisch. Wörterbuch der lat. Sprache.
G. Curtius, Grundzüge der Griechischen Etymologie, 5. Aufl.
Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte.
Angermann, Geogr. Namen Altgriechenlands 1883.
Muchau, Zur Etymologie griech. Städtenamen 1891.
Movers, Die Phönizier.
Dr. Aßmann, Das Floß des Odysseus und sein phönizischer Ursprung.
Orientalistische Literatur-Zeitung (E. E. Peiser). 1907

VI. Vergleichende Mythologie und Religionswissenschaft.

Böttticher, Baumkultus der Hellenen.
Preller-Robert, Griechische Mythologie I, 4. Auflage.
Ernst Krause (Carus Sterne), Tuiskoland 18.
St. v. Czobel, Die Entwicklung der Religionsbegriffe, 1901, I. u. II. Band.
Pauly-Wissowa Reallexikon, Artikel über Artemis, Apollo usw.
Neue Jahrbücher für das klass. Altertum.
O. Rubensohn, Die Mysterienheiligtümer in Eleusis und Samothrake, 1892.
Hermann Gunkel, Genesis.
Dillmann, Genesis.
Asmus, Indogermanische Religion, 1875.
Pfleiderer, Religion und Religionen.
Paul Herrmann, Deutsche Mythologie 1898.
Paul Herrmann, Nordische Mythologie 1903.

VII. Germanisch, Keltisch, angelsächsisch.

Max Burckhard, »Das Nibelungenlied«.
Moritz Heyne, Die Halle Hevrot im angelsächsischen Beovulfliede.
Glück, Keltische Namen bei Caesar.
Esser, Beiträge zur gallo-keltischen Naturkunde.
Felix Dahn, Urgeschichte der german. und romanischen Völker.
Rud. Meringer, Das deutsche Bauernhaus 1892.
Aug. Meitzen, »Das deutsche Haus« 1882.
Robert Mietke, Die Bauernhäuser in der Mark 1899.
Frike, Die fränkische Laube.
Jul. Kohte, Das Bauernhaus in der Provinz Posen.

VIII. Volkskunde und Länderkunde.

Chr. Ranck, Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses, 1907.
Arnold, Deutsche Urzeit.
Lippert, Deutsche Sittengeschichte.
Moriz Heyne, Das deutsche Wohnungswesen.
Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde.
Ernst Götzinger, Reallexikon der deutschen Altertümer.
Henning, Das deutsche Haus.
Globus, Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

IX. Namenskunde.

Kausch, Deutsche Namenskunde, 1890.
Viktor Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere, 1877.
Rudolf Much, Deutsche Stammsitze.

Inhalt:

Seite

I. Die P. Sarasinsche Hypothese und ihre Kritik . . 1

1. Einleitung. Die Verwandtschaft achäischer und germanischer Ortsnamen. 2. Die Verwandtschaft der Lebensgewohnheit der vorgeschichtlichen Germanen mit denen der homerischen Achäer. 3. Die Hypothese Paul Sarasins. 4. Die Kritik des Nordlandsforschers Willy Pastor. 5. Meine Kritik der Sarasinschen Hypothese. 6. Die Unterstützung meiner Auffassung durch ältere und neuere Forschungen. 7. Ältere Forschungen über die Beziehungen des griechischen Götterkultus zu dem der nordischen Völker. 8. Neuere Forschungen über die Kulturzustände und die Herkunft der indogermanischen Völker Europas. 9. Das Alter der Urbevölkerung Europas. 10. Die Anfänge der Religion.

II. Die Troglodytenhöhlen in Mitteleuropa und Griechenland (Leukas-Ithaka) 35

1. Die ältesten Wohnungen des Menschengeschlechts. 2. Die Höhlenwohnungen der älteren Steinzeit. 3. Die Kulturzustände der paläolithischen Höhlenbewohner. 4. Gebirgshöhlen und Erdhöhlen. 5. Die Höhlenbewohner der jüngeren Steinzeit. 6. Die Höhle des Cyklopen Polyphennus. 7. Die Troglodytenhöhlen auf Leukas-Ithaka. 8. Achäische Ansiedlungen bei Höhlen und Schluchten. 9. Die Höhlenwohnungen als Viehställe. 10. Die Felsenwohnungen in Athen. 11. Die Höhle als Feuerstätte. 12. Die Höhle als Werkstätte.

III. Die Quellgrotten uud ihre Bedeutung für das Leben der ältesten Bewohner Europas 71

1. Die Quelle als Ernährerin der Menschheit. 2. Die Nymphen als Beschützerinnen der Quellen. 3. Der Quellbach als Viehtränke. 4. Die Nymphen als Förderer des Pflanzenwuchses. 5. Die Nymphen als Förderer des ehelichen Lebens. 6. Die Tropfsteinhöhlen und ihre Geheimnisse. 7. Die Pansgrotten als Orakelstätten. 8. Der Baumkultus und seine Beziehung zur Pflege der Quellen. 9. Die Verehrung der Nymphen und ihre Altäre. 10. Die Schlangen- und Drachengestalt des Wasserdämons. 11. Die Verehrung der Mineral- und Salzquellen. 12. Das Versiegen des Quellbäche. 13. Der Schutz der Quellen vor Verschüttung. 14. Die künstlichen Brunnen. 15. Die unterirdischen Wasserläufe und ihre geheimnisvolle Verbindung. 16. Die Quellgrotten als Stätten der Weissagung. 17. Die Quellnymphe (Höhlengottheit) als Stammutter der ganzen Völkerschaft. 18. Die Nymphe Kalypso als Unterweltsgottheit.

Seite

IV. Die Höhlengräber und ihre Beziehung zum Totenopfer, zur Wahrsagung und Götterverehrung . . . 101

1. Bestattung und Totenopfer. 2. Die Pietät der Indogermanen gegen ihre Toten. 3. Die Bestattungsweise der Parsen. 4. Die nordischen Riesenstuben (Steingräber) als ungeschickte Nachahmungen natürlicher Höhlen. 5. Die künstlichen Höhlengräber (Tholosbauten von Mykenä) als vollendete Nachahmungen natürlicher Höhlen. 6. Die Totenkammer als seitlicher Anbau des Höhlengewölbes (Tholos). 7. Der Eingang (dromos) und das ausgesparte Entlastungsdreieck. 8. Das Entlastundsdreieck über dem Löwentor von Mykenä. 9. Der blutige Totenkultus und die Wahrsagung. 10. Der Rundaltar über dem Grabe von Mykenä. 11. Die Fürstengräber in Nordeuropa. 12. Die großen Steingräber an den Küsten Europas und Vorderasiens. 13. Die Begräbnisstätten der Seehelden am Meeresstrand. 14. Die ägyptischen Pyramiden als Nachahmungen natürlicher Felsen mit Höhlengängen. 15. Der Höhlenkultus in Delphi als Übergang zur Verehrung der himmlischen Götter. 16. Die Beziehung der himmlischen (uranischen) Götter zu den Höhlen. 17. Die Mysterienkulte und ihre Beziehungen zur Unterwelt. 18. Das unterirdische Orakel des Trophonius. 19. Das Höhlenorakel des Zamolxis im Getenlande. 20. Die Grottenheiligtümer mit Götterbildnissen. 21. Die Erdhöhle als Ort der Götterverehrung.

V. Höhlenwohnungen und Pfahlbauten 146

1. Die verschiedenen Arten der Wohnungen in der jüngeren Steinzeit. 2. Zusammenhang und zeitliche Reihenfolge dieser verschiedenen Arten von Wohnungen. 3. Erdhöhlen mit und ohne seitlichen Eingang und Türvorbau (prothyron). 4. Der Türvorbau der Höhlenwohnungen und Erdmulden. 5. Die bienenkorbförmigen Felsenwohnungen und die Holzbauten kleinasiatischer Volksstämme. 6. Die Sommerhütten der Höhlenbewohner und das Zelt der Nomadenvölker. 7. Holz, Stroh und Lehm als Baumaterial der ersten Hütten. 8. Die allmähliche Entwicklung der unterirdischen Erdgruben zu lehmbekleideten Holzhütten. 9. Die italienischen Fondi di capanne. 10. Die Terramaren in Oberitalien. 11. Die Verwandtschaft der Terramaren mit den Pfahlbauten in den schweizer Seen. 12. Die Pfahlbauten der Thraker im Strymon-see Prasias. 13. Die Floßbauten der Ithakesier. 14. Flöße und Pfahlbauten. 15. Die Holzbauten im vorgeschichtlichen Griechenland.

VI. Die Entstehung der hölzernen Vorhalle bei den vorgeschichtlichen Höhlenwohnungen 177

1. Die Umzäunung der Cyklopenhöhle. 2. Der Torbau im Hofzaun. 3. Die eingerammten Eichenpfähle im Gehöft des Eumäus. 4. Der Türvorbau vor dem Höhlen-

Seite

eingang. 5. Der Feuerherd im Innern der Höhle und im Hofe. 6. Das Dach (Walmdach).

VII. Die hölzerne Vorhalle und das Megaron (Männersaal). 186
1. Das homerische Haus. 2. Das Mauerwerk des homerischen Hauses. 3. Die Größenverhältnisse des Männersaals (Megaron). 4. Die hölzerne Vorhalle. 5. Die Stützbalken der Vorhalle. 6. Die vielseitige Verwendung des Männersaals und der Vorhalle. 7. Die Vorhalle als Schlafgemach der Fremden. 8. Die Ähnlichkeit dieser Vorhalle mit dem Vorbau (pronaos) des Antentempels. 9. Die Türen des Männersaals. 10. Der Herd des Hauses als Opferstätte für die Götter. 11. Die Deckenbalken und das Dach.

VIII. Die Tholosbauten der Mykenier und Achäer . . . 213
1. Einleitung: Mykenier und Achäer. 2. Die Tholosbauten in Pylos. 3. Die Bedeutung des Tholos (Rundbau) im Gutshof des Odysseus. 4. Das Tullianum in Rom (Brunnenhaus). 5. Die Omphalos-artigen Grabhügel. 6. die unterirdische Schatzkammer im Hause des Odysseus. 7. Die Waffenkammer mit der Säule als Stütze. 8. Die runden Vorratsscheuern auf der Siegessäule des Marc Aurel. 9. Der mykenische Tholos und der Thalamos in seinen Beziehungen zum Orient. 10. Die angeblich semitische Herkunft der Worte thalamos, thesauros, megaron. 11. Der Zusammenhang der ältesten Ansiedler Mesopotamiens mit den Skythenstämmen Europas.

IX Die nordisch-germanischen Pfahlbauten und Blockhäuser 235
1. Die Höhlenburgen in Mitteldeutschland. 2. Die Überbauung der Keller (d. h. Höhlen und Gruben). 3. Die ältesten Holzhäuser der Germanen. 4. Form und Grundriß der ältesten germanischen Ansiedlungen. 5. Die Hausurnen. 6. Das Strohdach. 7. Der Vorbau. 8. Tür und Fenster. 9. Das Wohnhaus und die Nebengebäude. 10. Das Haus des Attila. 11. Ornamente und Giebelverzierung. 12. Das sächsische Bauernhaus. 13. Das Bauopfer. 14. Das nordische Blockhaus. 15. Rathäuser und Wohnhäuser im Mittelalter.

X. Die Entstehung der griechischen Tempel 261
1. Die Entstehung des Tempels als Holzbau. 2. Das Erechtheion auf der Akropolis von Athen. 3. Die phrygisch-lykischen Felsengräber als Nachahmungen hölzerner Giebelhäuser in Steinmaterial. 4. Der hölzerne Säulenbau. 5. Der Tempel als verschlossener Höhlenraum (adyton) mit schützendem Säulenvorbau. 6. Die Cellatür und der Abwehrzauber. 7. Unterirdische Schatzhäuser (Thesauren). 8. Das unbetretbare Adyton als ursprünglicher Aufbewahrungsort des Götterbildes. 9. Das unbetretbare Adyton als Begräbnisstätte von Heroen und Fürsten. 10. Die Cella als nur den Priestern zugänglicher Raum. 11. Der vorgeschichtliche Tempel mit hölzerner Vorhalle als Pfahlbau.

Seite

XI. Die einzelnen Teile des griechischen Tempelbaues. 290

1. Die Karyatiden. 2. Die hölzernen Götterbilder und ihre Entstehung aus Baumstämmen. 3. Tierfiguren als Weihgeschenke. 4. Tierbilder (Stierköpfe usw.) als Ornamente der Metopen. 5. Metopen und Triglyphen. 6. Umwandlung der hölzernen Triglyphen in steinerne. 7. Das Dachgebälk und die Form des Daches. 8. Das Spiralornament und seine nordische Herkunft.

XII. Die Entwicklung des griechischen Tempelbaues . . 314

1. Der Rundtempel. 2. Der viereckige Antentempel. 3. Die Entwicklung des Antentempels zum Peripteraltempel. 4. Die dorische Säulenordnung. 5. Die jonische Säulenordnung, der Zahnschnitt. 6. Die korinthische Säulenordnung. 7. Sprachwissenschaftliche Ergebnisse. 8. Zusammenfassung. 9. Schlußwort.

Register 351

I. Die P. Sarasinsche Hypothese und ihre Kritik.

1. Einleitung. Die Verwandtschaft achäischer und germanischer Ortsnamen.

Als ich Ostern 1891 meine Programm-Abhandlung „Zur Etymologie Griechischer Städtenamen“ veröffentlichte,[1]) worin ich den Nachweis geliefert habe, daß eine große Anzahl griechischer Ortsbezeichnungen aus dem weitverbreiteten uralten Worte sractum „das Eingehegte“ entstanden ist,[2]) war es bereits meine feste Absicht, die darin trotz der gedrängten Beweisführung klar angedeutete Grundanschauung durch fortschreitende Studien zu vertiefen und in den nächsten Jahren eine zusammenfassende Darstellung dieser nicht nur für das griechische, sondern auch für das germanische Altertum so überaus wichtigen Frage zu geben. War doch gerade dieser Wortstamm, der nach lautgesetzlicher Wandlung des Anlauts zu *σφρακτὸν*[3]) und dann zu *φρακτὸν* wird (*φρακτὸν πόλισμα* Aeschylus, Septem 63) im Lateinischen aber — da sarcio, eigentl. sracio durch sfracio zu farcio wird — in dem noch zu Ciceros Zeit gebräuchlichen Worte sartum „wohlverwahrt“ fortlebte (sartum et tectum integrumque conserves), außerordentlich wegen seines vielgestaltigen Anlauts[4]) geeignet, die ursprüngliche Namensverwandtschaft zahlreicher uralter Burganlagen in Südost- und Mitteleuropa zu erweisen und kultur-

[1]) Eine anerkennende Kritik dieser Abhandlung (Brandenburg a. H. 1901) ist in verschiedenen philologischen Zeitschr. (1. Gymnasium, X, No. 8, S. 279. 2. Berlin. Philol. Wochenschr. 1892, 35, S. 1091. 3. Zeitschr. von Bonghi, Rom usw.) erschienen.

[2]) Meine Beweisführung stützt sich besonders auf die in den letzten Jahrzehnten, besonders durch Professor Dr. Brugmann-Leipzig, den Nachfolger von G. Curtius, zu allgemeiner Anerkennung gelangten Sprachgesetze über die Wandelbarkeit des Anlauts; von Brugmann ist auch im Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft (von Iwan v. Müller) der II. Band, griechische Sprachwissenschaft behandelt worden, der in meinem Programm vielfach zitiert wird.

[3]) Über *φράγνυμι φράσσω* vgl. unten I, 5., Seite 15.

[4]) sfar, sbar (vgl. baurgs), spar, schar, scar, star, uar, ar usw.; vom Stamm sphrag ist abgeleitet der Name der Nymphenhöhle Spragidion auf dem Kithäron.

geschichtliche Schlüsse daraus zu ziehen. — Trotz meiner auf breitester Grundlage geführten Untersuchungen, die zu dem für mich erfreulichen Ergebnis führten, nicht nur einzelne Übereinstimmungen achäisch-pelasgischer und germanisch-keltischer Ortsnamen nachweisen zu können, sondern ganze Wortreihen und Namensfamilien (in Tabellenform) ausfindig zu machen, kam ich meinem Ziele, einen methodischen, streng wissenschaftlichen Beweis für die von mir vertretene Auffassung von dem engen Zusammenhang der germanisch-getischen Stämme nördlich von der Donau mit den Illyro-thrakern und Achäern aufzufinden, nur langsam näher, so daß die Hoffnung, die Stammesverwandtschaft der Germanen und Achäer beweisen zu können, recht gering war. Der Hauptgrund hierfür lag natürlich in dem betrübenden Umstande, daß die Vorgeschichte der germanischen Völker (die — wie in jedem Geschichtsbuch zu lesen steht — erst 113 v. Chr. „ins Licht der Geschichte treten") und ebenso der Volksstämme an der Donau in tiefes Dunkel gehüllt ist, so daß die Behauptung, aus der homerischen Bezeichnung „der blonde Menelaos" und dergl.[1]) lasse sich die Berechtigung ableiten, den ältesten Heldengeschlechtern der Achäer eine germanische Abkunft und den Städtenamen ihrer uralten Burganlagen[2]) einen Ursprung aus germanischen Ortsbezeichnungen zuzuschreiben (Schuchhardt), für einen besonnenen Forscher zunächst als ein tollkühnes Wagnis erscheinen muß. Allenfalls gesteht man wohl das Vorhandensein derselben indogermanischen Wortwurzel in zwei solchen Namensformen zu, daß aber eine regelrechte Übertragung des ganzen Namens (Pharcadón in Thess. und Phrugdiones-Burgundiones[3]), von den mitteleuropäischen Barbarenstämmen zu den Vorfahren des hochgebildeten Hellenvolkes vorliegen solle, hält mancher vielleicht für lächerlich, wenn nicht geradezu für eine Beleidigung der Würde des Griechentums. Weiterhin ergibt sich eine Schwierigkeit daraus, daß die (von Strabo, Ptolemäus usw.) überlieferten Ortsnamen an der Donau, da sie ja auf jetzt slavischem Gebiet liegen, mit der diesen Volksstämmen eigenen „Bescheidenheit" von den Wortführern der slowenischen usw. Sprachforschung ohne weiteres als vorgeschichtliches slavisches Eigentum reklamiert worden[4]), obwohl Kiepert in seinem be-

[1]) Auf das rötliche Haar und die blauen Augen der Donauvölker wird (unten IV, 19) noch öfter verwiesen werden.
[2]) Seite 7, Anm. 1.
[3]) Ptolemaeus, Geogr. III, 5, 20.
[4]) Auch die Sueven sollen Slaven sein.

kannten Lehrbuch der alten Geographie Berlin (1878)[1]) ausdrücklich bemerkt, daß im Lande der Geten und Daker nur Tsierna einen slovenischen Namen hat und die einzige alte Spur slavischer Sprache in dieser Gegend bildet. So hat also auch die Auffindung der gemeinsamen idg. Wortwurzel für die Nebeneinanderstellung eines solchen germanischen Ortsnamens mit einem altgriechischen wenig Beweiskraft, da nach der bisherigen Sprachvergleichungsmethode immer nur die Stammsilbe, im obigen Falle bhark, ins Auge gefaßt wird und man schließlich noch lieber zu einer slavischen Wurzel greift. Das gleiche gilt auch von der Untersuchung der entsprechenden Götternamen, die ja wie die Ortsbezeichnungen Athenae, Herakleia,[2]) Apollonia usw. zeigen, auf das innigste mit einer Reihe von Städtenamen verknüpft sind. Die indogermanische Wortforschung hatte auf die Aufspürung der Verwandtschaft derartiger Namen große Hoffnungen gesetzt, zumal doch die Betrachtung des wichtigsten Götternamens, Ziu = Zeus = Dyaus; Dyauspitar-Jupiter usw. einen vielversprechenden Ausblick auf die Gleichsetzung der germanischen und der griechisch-römischen Götterfamilie zu eröffnen schien; doch in Rücksicht auf die in dem räumlichen Abstand der Germanen und Achäer liegenden Schwierigkeiten greift man, anstatt z. B. die Hermensäule und die Irminsul nebeneinander zu stellen, lieber zu der Ableitung des Hermes von ἕρμα, obwohl diese, wie E. Drerup[3]) zugibt, sehr unklar ist, und beruhigt sich in Ermangelung eines besseren dabei. So bleibt denn schließlich, wenn man die (nun 100 Jahre alte) Lehre von der Verwandtschaft aller indogermanischen Völkerschaften festhalten und aus dieser wichtigen Grundanschauung richtige und brauchbare Schlüsse ziehen will, die uns — an Stelle der nichtvorhandenen geschichtlichen Zeugnisse — einen Begriff von der vorgeschichtlichen Besiedlung Europas durch indogermanische Volkstämme geben, weiter nichts übrig als die für die Wortformen der historischen Zeit gebräuchliche und richtige Ableitung aus Wortstamm und Endung oder aus zwei Wortstämmen endgiltig aufzugeben, und die zahlreichen Namensformen, die jeder regelmäßigen Wortableitung spotten, als durch Volksetymologie entstandene Verunstaltungen und Vereinfachungen uralter Orts-

---

[1]) Kiepert, S. 337, § 302.
[2]) Wir finden den Stadtnamen Herakleia 27mal verzeichnet. Vgl. »Zur Etym. gr. Städtenamen« S. 6.
[3]) Engelb. Drerup »Homer« S. 89.

bezeichnungen der Stein- und Kupferzeit anzusehen, wie ja tatsächlich von Cäsars Zeit an bis in die Neuzeit hinein der Volksmund die alten Namen unbarmherzig verstümmelte; aus Katti-melibocus wurde Katzenellenbogen usw.[1]) Der uralte Tyndariden-Kultus des Zeus Tyndareos (= german. Thun(d)ar; lat. tonitru, tundere, tudes der Hammer) in Sparta und Mykenä läßt uns auf das Vorhandensein zahlreicher Tyndaridenberge im Peloponnes schließen: *Τυνδαρι δῶν(ϛ)ὄρος* = Tyndari donsoros, eine Namensform, die deutlich den verdoppelten Anruf des Thunar erkennen läßt. Neben den zahlreichen Namen, die mit Thithar, Teuthr beginnen, finden sich auch umgeformte und verunstaltete: 1. nd = ngd: Taygt'artemsoros, der Artemisberg Taygetos (Od. VI, 103) 2. d, th wird zu f: wie Titaresjos statt *Tyntharesjos: Tymphrestos. 3. d wird zu l: Stengdardonsoros (Stentor!) lautet: Stenglardos[2]) = Stenyklaros. Doch nicht nur ein uralter Anruf des Donnergottes, der nun vielen Bergen den Namen gab, ist in diesem verdoppelten Worte enthalten, es steht auch in engster Beziehung zu den vom Donnergott (Zeus Dodonaios) abstammenden Völkern, d. h.[3]) es ist nichts anderes als das Kriegsgeschrei der heranstürmenden Dana-er: [Danae = Dione von Dodona; Dan-acha = Spender des Wassers, Danuvius].

„Danachair-danchair"

die ihrerseits eigentl. Dodonachair d. h. Achaier von Dodona hießen. Obwohl nun aber eine derartige Zurückführung urgriechischer Ortsnamen auf den Volksnamen des Städte gründenden Volkes bei vielen auf ein gewisses Verständnis und wohlwollende Anerkennung stoßen würde, da der Ursprung dieser Städte doch tatsächlich auf die Danaer (s. u. III, 17) oder Dodonachaier zurückgeführt werden muß[4]) so würde sich diese wohlwollende Anerkennung sofort in ein Verdammungsurteil verwandeln, wenn ich mir hätte einfallen lassen, ohne weiteres

---

[1]) Der Name »Volksetymologie« stammt von Förstemann, vgl. mein Programm Z. E. gr. St., S. 3—5, Angermann, S. 3.

[2]) Die Silbe klard, hlard findet sich in vielen vorgriechischen Namen: Laertes, Lar(t)ymna, Ler(tm)na, Lyr(tm)nessos, Larisa; Haliartos, Kalauria

[3]) Die Ambronen, Bundesgenossen der Teutonen, riefen im Kampf gegen Marius statt des Kriegsgeschreis mit den Waffen an einanderschlagend ihren eigenen Namen »Ambrones«. (Plutarch, Marius, Kap. XIX, S. 416.) Vgl. hie Welf, hie Weiblingen.

[4]) Von diesen Achaeern, über welche Prof. Dörpfeld in seinen letzten Briefen aus Leukas (III. 1906. u. IV. 1907) ausführlich handelt, stammt auch die älteste, vor-mykenische Ansiedlung von Tiryns; ihre Grabformen, monochromen Vasen, Bronzen sind in Dodona, Leukas, Altpylos, Olympia und Thessalien einander gleich. Vgl. die Namen: Acharra, Acharnae, Acheron.

diese Dodonachairdanacher mit den germanischen Teutonocharii (Teutonoarioi bei Ptolemaeus) oder da Charud-isci = Chairusci (Cherusker) ist, mit Teutonacharudisci gleichzusetzen, indem ich — was sie ja auch in Wahrheit sind — die Namen der Donauvölker (T)scordisci, Tau(ch)r(d)isci als Verstümmelungen bezeichnete. In ruhiger Erwägung aller dieser Übelstände und richtiger Einschätzung der meiner Hypothese[1]) drohenden Gefahren habe ich deshalb bis jetzt — so sehr auch ein innerer Trieb dazu drängte — von einer Veröffentlichung meiner etymologischen (sprachwissenschaftlichen) Untersuchungen noch Abstand genommen, da ich

1. bei einer Heranziehung ausschließlich achäischer und illyrothrakischer Namensformen nur eine sehr lückenhafte Namenstabelle gewonnen haben würde,

2. bei Einreihung zahlreicher germanischer, gallischer, rhätischer usw. Orts- und Stammnamen aber dem oben genannten Gespött anheimgefallen wäre: „ich verunehrte das Hellenvolk durch seine Gleichsetzung mit den in Erdhöhlen hausenden germanischen Barbaren"; — so verzichtete ich dann gern darauf, die Ergebnisse meiner 24jährigen Studien von einer rücksichtslosen Kritik erbarmungslos unter die Füße treten zu lassen von Leuten, die von den Hellenen sehr hoch, von den Germanen sehr gering denken. (vgl. unten XII. Tabelle).

2. Die Verwandtschaft der Lebensgewohnheiten der vorgeschichtlichen Germanen mit denen der homerischen Achaeer.

Um nun aber bei einer endgiltigen Veröffentlichung meiner Forschungen den Beweis für die Behauptung: „Die homerischen Achäer in der Zeit des „blonden Menelaus" waren dem Volk des Arminius in ethnologischer Beziehung recht nahe verwandt", nicht schuldig bleiben zu müssen, versenkte ich mich mit desto größerem Eifer in das Studium der germanischen Altertümer (die ganze Trostlosigkeit der germanischen Namensforschung tritt uns entgegen in einem Artikel des „Globus" [1893, LXIII, 6] wo für jeden germanischen Volksnamen etwa 4 gleichrichtige Deutungen angegeben werden) und zwar im weitesten Umfange: 1. Volkskunde, 2. Aberglaube und religiöse Anschauungen, 3. Ansiedelungswesen und Baukunst.

---

[1]) Über die »Brandmarkung« neuer Ideen durch das Wort »Hypothese« siehe Fr. Aug. Wolf »Prolegomena«; in meiner Übersetzung S. 138 (Kap. 26).

Zur Vertiefung meiner Kenntnisse der niederdeutschen Volkskunde gab ich 1901 die Schülerausgabe von Immermanns „Oberhof" heraus[1]), während ich — angeregt durch die mannigfaltigen Vorträge unseres hiesigen Historischen Vereins in unserer altberühmten Chur und Hauptstadt Brandenburg[2]) — auch hier im alten Sueven- und Semnonenlande noch manche Reste altgermanischen Volksaberglaubens entdecken konnte vgl. meine Abhandlungen: 1. Eingemauerte Segenssprüche in mittelalterlichen Bauwerken[3]), 2. Wanderung nach Reckahn bei Brandenburg[4]). Schriften, wie die erstgenannte, brachten mich auch mit dem Studium der mittelalterlichen Baukunst in Berührung, wobei mir meine eingehenden Untersuchungen der hier aufgedeckten mittelalterlichen Wandinschriften sehr zu statten kamen[5]). Die vorurteilsfreie Betrachtung des altdeutschen Burgenbaus mit seinen Türmen und unterirdischen Verließen war mir nun um so interessanter, als ich seit 1901 mit regstem Interesse die Ausgrabungen Schliemanns und Dr. Dörpfelds verfolgte[6]) und diese 1. in meinem „Hilfsbuch zu Homer"[7]), 2. in der meiner Übersetzung von Friedr. August Wolfs „Prolegomena ad Homerum[8]) vorausgeschickten Einleitung über die Entwicklung der Homerischen Frage und ihre Beeinflussung durch die Ergebnisse der Ausgrabungen — ausführlich zu besprechen hinreichende Gelegenheit fand. In dem ebengenannten „Hilfsbuch zu Homer" habe ich denn auch mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit auf die enge Verwandtschaft der Siegfried-Baldurgestalt mit der Persönlichkeit des blonden Achilleus hingewiesen, ähnlich auch auf Seite 42—44 der Prolegomena-Einleitung. Aber nicht diese mythologischen Beziehungen zwischen Germanen und Achäern waren es, die mir den Mut gaben, meine sprachwissenschaftlichen Studien zu veröffentlichen, sondern die aus der vergleichenden Be-

---

[1]) Freytag, Leipzig.

[2]) Brandinaburg kommt bereits in der Edda (Vilkinasaga) vor; Jarl Jron von Brandinaburg. Vgl. Schillmann, Geschichte von Brandenburg.

[3]) Zeitschrift »Brandenburgia« XIII, 6. 1904; hieran schloß sich ein Briefwechsel mit Prof. Adler über das Alter unseres Steintorturmes.

[4]) Zeitschrift »Roland«, 3. Jahrgang 1905, Nr. 17 u. 18.

[5]) Die Inschriften der Chur- und Hauptstadt Brandenburg a. H. Zeitschrift »Roland«, 2. Jahrgang 1904, Nr. 19 u. 20.

[6]) Besonders nach Schuchhardt »Schliemanns Ausgrabungen im Lichte der heutigen Wissenschaft«. Vgl. auch meine Studie »Das Stirnband der Hekuba« in der »Deutschen Jugendpost« 1905, No. 41 u. 42.

[7]) Velhagen und Klasing, Bielefeld 1907.

[8]) Reclam Universalbibliothek. Leipzig 1908.

trachtung urgermanischer und homerischer Siedlungsverhältnisse sich bahnbrechende Erkenntnis von der Verwandtschaft des altachäischen und des germanischen Hausbaus[1]). Anlaß zu dieser Erkenntnis gab mir ein wissenschaftliches Ereignis, nämlich die Veröffentlichung der Sarasinschen Hypothese von der Übereinstimmung des griechischen Tempelbaus mit den Pfahlhütten der Bewohner von Zentral-Celebes, welche nach einem Vortrage in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie usw. in der Ztschr. für Ethnologie[2]) entwickelt wurde.

3. Die Hypothese Paul Sarasins „Über die Entwicklung des griechischen Tempels aus dem Pfahlhause."

Diese von Paul Sarasin, der sich mit seinem Bruder Fritz Sarasin[3]) durch Bereisung der Insel Celebes anerkennenswerte Verdienste um die Fortschritte der ethnologischen Wissenschaft erworben hat, am 20. Oktober 1906 ausgesprochene Hypothese „Über die Entwicklung des griechischen Tempels aus dem Pfahlhause" rief sofort nach ihrem Erscheinen in der Zeitschrift für Ethnologie berechtigtes Erstaunen und wie wir nachher (I, 4 u. I, 5) sehen werden, auch viel Widerspruch hervor. Sarasin beginnt mit den Worten: 1) „Sollte der griechische Säulentempel, der bekanntlich aus dem Männersaal, dem Megaron, entstanden ist, nicht eine Erinnerung an die Pfahlbautenzeit in sich bergen, ein hoch idealisierter und stilisierter Ausdruck des ursprünglichen Pfahlhauses sein, der Säulenbau die Pfähle, der zu reiner Ornamentik zusammengeschobene Oberbau die ursprünglich auf den Pfählen schwebenden Wohnungen darstellen? Wenn auch die Cella[4]) als etwas neues hinzukäme, so wird doch der Gedanke weniger fremdartig anmuten, wenn wir uns erinnern, daß die Säulen bei den ältesten Tempeln aus Holz gewesen, daß zur Bronzezeit die Pfahlbauten allenthalben noch bestanden, auch in Griechenland, und zwar gewiß nicht nur in Seen und Flüssen, sondern auch auf dem Lande, und wenn ich hinzufüge, daß wir für das Megaron ein Analogon

[1]) Karl Schuchhardt: »Hof, Burg und Stadt im homerischen Zeitalter«. Neue Jahrbücher 1908 weist auf die auffällige Verwandtschaft der ältesten Burganlagen (πόλις) in Griechenland mit den deutschen Burgenbauten hin. Ihm, dem jetzigen Direktor des Museums für Völkerkunde in Berlin, kann man wohl ein maßgebendes Urteil zutrauen.

[2]) 39. Jahrg. 1907, Heft I u. II, S. 57—79.

[3]) Fritz Sarasin hat 9 photographische Aufnahmen dazu geliefert; beide sind in Basel wohnhaft.

[4]) Diese in Form eines Konzessivsatzes gehaltene Bemerkung enthält den Hauptfehler der Hypothese.

wahrscheinlich im Lobo malayischer Völker, wie z. B. in Zentral-Celebes, einem Gemeinde-Pfahlhaus und einer Art Sammelform von Tempel, Rathaus und Herberge[1]) erblicken dürfen (Abb. 1). 2) Auch wird die Erscheinung verständlicher, daß die alten ägyptischen Säulen in der Form von Wasserpflanzen, wie Papyrusbündel und Lotosstengel gebracht worden sind; denn

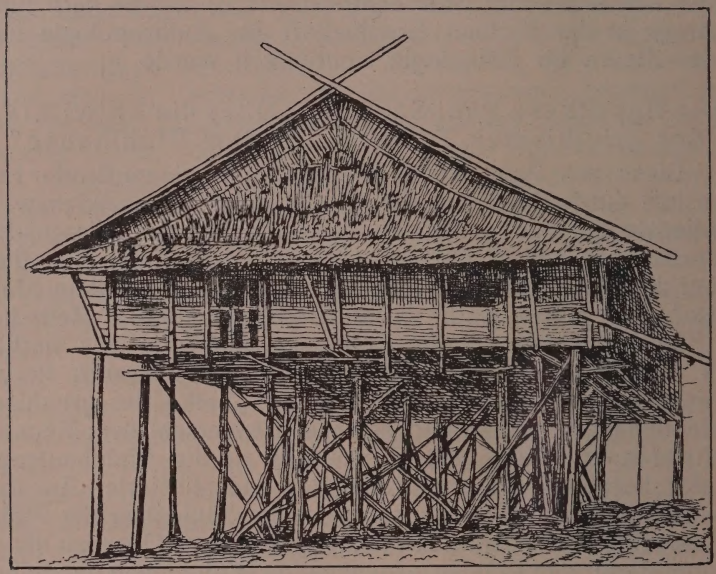

Abb. 1. Pfahlhaus aus Zentral-Celebes.

wohl bis ins zweite Jahrtausend vor Chr. dürfen wir uns den Nil und den Möris-see sowie die Küste mit Pfahlbauten bestanden denken. 3. Die Triglyphen wären ferner die stilisierten Nachbildungen der ursprünglichen Fensterstäbe, 4. die Metopen die Zwischenwände, in Übersetzung als „Zwischen den Luken" aufgefaßt. Erklärt nicht der Pfahlbau die Entstehung der Säule?

Diese inhaltreichen Sätze, welche Sarasin — wie er selbst angibt — bereits kurz vorher als Schlußwort seiner Schrift „Zur Einführung in das prähistorische Kabinett der Sammlung

---

[1]) Im Abschnitt III, 5. und öfter wird davon die Rede sein, wie die städtischen Rathäuser im Mittelalter auch zu Hochzeiten verwendet wurden, ähnlich wie die Nymphengrotten im Altertum.

für Völkerkunde im Basler Museum“ (Basel 1906) verwendet hatte, enthalten nun ungefähr 4 Hauptpunkte (ich habe sie einer klaren Übersicht halber bereits mit Zahlen bezeichnet), die der Verfasser dann im Verlaufe seiner Abhandlung (bezw. seines Vortrages) nach jeder Richtung hin, unterstützt von über-

Abb. 2. Poseidontempel bei Paestum (vgl. Lübke-Semrau I, S. 129).

sichtlichen und anschaulichen Abbildungen und unter Berufung auf die von Herrn Prof. Dr. A. Kaegi in Zürich gegebenen Erklärungen einzelner klassischer Autorenstellen (Aeschylos, Perser 868ff. u. a.), zu begründen und zu erläutern sucht. Ich gehe die 4 Punkte der Reihe nach durch:

1. Die Entstehung des Tempels aus dem Pfahlbau. Bei der Begründung dieser an sich durchaus richtigen Vorstellung nimmt Sarasin in einer m. E. völlig ungerechtfertigten Weise (s. unten I, 5) seinen Ausgang vom dorischen Peripteral-

tempel[1]), den er — unter Berufung auf Durm, der von der Form des Heraions in Olympia 1000 v. Chr. ausgeht — für die älteste Form des dorischen Tempels hält: „Diese Tempelform hat am meisten Eigentümlichkeiten bewahrt, welche, an sich rätselhaft, eine Erklärung erheischen. Verstehen wir die Entwicklung des dorischen Tempels, so fällt uns das Verständnis des jonischen und korinthischen zugleich zu. Bei der Betrachtung des dorischen Peripteros aber haben wir vor allem von der lapidaren Ausbildung desselben, vom Steintempel als solchem abzusehen und uns das Bauwerk vollständig aus Holz gezimmert vorzustellen; denn daß der Steinbau nichts anderes als eine in Stein ausgeführte Nachbildung eines ursprünglichen Holzbauwerkes ist, darüber besteht bei den Sachverständigen, seit Vitruv[2]) keine Meinungsverschiedenheit, sodaß die Argumente dafür aufzuzählen unnötige Wiederholung von schon bekannten Tatsachen wäre (Abb. 2). Es sei in dieser Beziehung nur erwähnt, daß schon Jakob Burckhardt[3]) besonders deutlich auf diese Erscheinung hinweist mit den Worten: „der Peripteros wird entstanden sein als vollständiger Holzbau, als Blockhaus mit einer Halle von Baumstämmen, in einer Zeit, da Griechenland noch ein waldreiches Land war. Will man jedoch für die Cella schon von Anfang an den Steinbau voraussetzen, so war doch der ganze Hallenbau und das Dach von Holz. Die Säule oder Rundstütze hat überhaupt bei allen Völkern keinen andern denkbaren Ursprung als aus dem Baumstamm". — Die Säulen waren hölzerne Pfeiler, die Architrave hölzerne Tragbalken, die Triglyphen (siehe unten Punkt 3 u. 4) hölzerne Stäbe, die Metopen Bretter mit Schnitzerei verziert, das hölzerne Dach war mit Strohlehm gedeckt, der hölzerne Dachfirst trug einen aus zurechtgeschnittenen Brettern gebildeten Vogel als Akroterion. Das Bild des Gebäudes war überhaupt schon das eines Pfahlhauses, man braucht sich nur die Säulen etwas niedriger, den Oberbau etwas höher vorzustellen (!) Da nun die von 2 antiken Pfahlbaudörfern 1. im Strymon-See Prasias (s. unten V, 12) 2. am Phasis an der Ostküste des Schwarzen Meeres) durch Herodot, Aeschylos und Hippokrates gegebenen Schilderungen, desgleichen auch der augenscheinliche Befund eines von den Brüdern

[1]) J. Durm, Die Baukunst der Griechen, 2. Auflage, 1892, S. 202. Diese Ansicht wird VII, 8 und XII, 3 ausführlich widerlegt werden.

[2]) Buch IV.

[3]) Griechische Kulturgeschichte 3, S. 41; man vergleiche hierzu Lübke-Semrau I, S. 129.

Sarasin 1904 im Wauwyler Moos aufs überraschendste mit dem Bilde eines Celebensischen Pfahlhauses übereinstimmten, so legt P. Sarasin für seine weitere Beweisführung von jetzt ab seine eingehenden Entdeckungen auf den Sunda-Inseln zu Grunde und bringt in der Tat auffällige Übereinstimmungen zur Sprache.

Abb. 3. Pfahlhaus auf dem Lande mit (durch Querstangen) verbundenen Pfählen u. vogelartiger Giebelfigur. (Zeitschr. f. Ethnologie 1907, I. u. II. S. 66.)

Bericht des Hippokrates über die Phasis-Dörfer. „Was die Bewohner des Phasis betrifft, so ist das Land dort so sumpfig, warm, wasser- und waldreich, und viele und schwere Regen gehen dort nieder das ganze Jahr durch. Die Leute aber bringen ihr Leben in den Sümpfen zu, ihre Wohnungen sind aus Holz und Rohr im Gewässer errichtet. Sie gehen nur wenig zu Fuß nach der Stadt und dem Markt, sondern fahren mit Einbäumen auf und ab, denn es hat dort viele Kanäle."

Bericht Sarasins über Nord-Celebes. Einzelwohnungen auf Pfählen haben wir in Nord-Celebes im versumpften Limbottosee angetroffen. Durch die bis zur Oberfläche wachsende Sumpfvegetation werden dort Kanäle geschnitten, um die Kommunikation zwischen den Häusern und mit dem Lande zu ermöglichen, auf sehr flachen Einbäumen befährt man die Kanäle.

In ähnlicher Weise wird in diesem Aufsatz im Anschluß an die Form dieser in Celebes noch erhaltenen Pfahlbauhäuser auf manche Einzelheit aufmerksam gemacht, die der bisherigen Forschung noch entgangen war, so z. B. 1. auf den hohlen Raum zwischen dem schrägen Dach und der auf den Säulen ruhenden Decke, in dem die Tempeldiener allerlei aufbewahren konnten und der sogar einmal im Hera-Tempel zu Olympia einem verwundeten Hopliten zum Unterschlupf diente, dessen gut erhaltenen Leichnam man erst später fand. — In gleicher Weise ist auch seine Bezugnahme auf die an den Pfahlhütten der Wilden erhaltenen geschnitzten Adler richtig (vgl. unten XI., 7); (Abb. 3.) 2. Auch was er zur Erklärung der Entstehung der Säulen selbst anführt, die, wie das angeführte Beispiel der ägyptischen Säulen (Papyrusbündel und Lotosstengel) erweist, bei den ältesten Bauten noch im Sumpf gestanden hätten, soll als richtig anerkannt werden; die Basen der zu Säulen gewordenen Holzpfähle, d. h. Baumstämme werden tatsächlich die Steinunterlage zur Abwendung der Fäulnis erhalten haben. 3. und 4. dagegen kann ich auf keinen Fall alles das, was er über die Metopen und Triglyphen vorbringt, anerkennen; seine vollständige Umkehrung der beiden Bezeichnungen in der Weise, daß nicht die Metope, sondern die Triglyphe das ursprüngliche Fenster gewesen sein soll, muß zu den gewichtigsten Bedenken Anlaß geben und macht eine gewissenhafte Nachprüfung durchaus nötig.

4. Die Kritik des Nordlandforschers Willy Pastor.

Mag man nun aber im Einzelnen noch so viele überraschenden Übereinstimmungen mit den Pfahlbauhäusern dieser weltentlegenen Wilden anerkennen, so bleibt doch die augenfällige Schwäche des Beweises immer noch bestehen, nämlich der von Sarasin selbst kleinlaut zugegebene Mangel einer Cella, die sich in den Pfahlbauten der Südsee nirgends findet. Auf diesen wunden Punkt hat denn auch mit gutem Recht die Kritik ihre Angriffe gerichtet. Wenige Wochen

nach dem Erscheinen des I. und II. Heftes der Zeitschrift für Ethnologie 1907 erhob der Kritiker der „Tägl. Rundschau“ in dieser Zeitung[1]) Protest gegen eine derartige Methode der Beweisführung, nach welcher ein Pfahlhaus aus Zentral-Celebes und — der Poseidon-Tempel zu Pästum als gleichwertig neben einander gestellt werden: „Das hat ein ernster Gelehrter“, so schreibt er, „in einer ernsten wissenschaftlichen Zeitschrift behaupten können. Das hat die stete Gewohnheit, Früheuropäisches und Ethnologisches beisammen zu sehen, schließlich zuwege gebracht, daß solche Anschauungen über die Entwicklung der europäischen Kultur möglich wurden“. — Ich bedaure, in keinem andern Ton über solche Behauptungen sprechen zu können.“

1. „Das Wesentliche beim antiken Tempel ist doch wohl der Hauptraum, die Cella mit dem Götterbild. Um die Cella her, aus ihr heraus muß der ganze Bau sich entwickelt haben. Und Sarasin glaubt die Urform dieser Cella wiederzufinden in den notdürftigen Holzverkleidungen, mit denen bisweilen bei Naturvölker-Pfahlbauten der Hohlraum zwischen den Pfählen brauchbar gemacht wird für nebensächliche Hantierungen oder als Aushilfsraum!“ — Besonders die oben zitierte Ansicht: „Man braucht sich nur die Säulen etwas niedriger, den Oberbau etwas höher vorzustellen“ erklärt W. Pastor für eine solche, über die sich mit ernster Miene überhaupt nicht mehr streiten läßt.

2. Weiterhin macht Pastor dem Verfasser berechtigte Vorwürfe darüber, daß er nicht lieber die nordischen Pfahlbauten und Blockhäuser zum Vergleich mit den Urformen des griechischen Tempels herangezogen hat, die doch (als Bauernhäuser, Speicher (Stabur), Bootshäuser, Backhäuser usw.) die Entwicklung des T. viel besser erläutern könnten.

3. Dann widerspricht ihm der in der Geschichte der nordischen Baukunst sehr bewanderte Kritiker bei seiner Behauptung, der säulenumstandene Tempel sei älter als der Anten- und Mauertempel (siehe unten Abb. 37), da diese Ansicht sowie der daraus gefolgte Schluß nicht den kunstgeschichtlichen Tatsachen entspricht (vgl. unten VII., 8; XII., 3).

4. die von Sarasin klargestellte Tatsache (Euripides, vgl. unten XI., 5), daß der Oberbau des Tempels ein von außen zugänglicher Hohlraum mit lukenartigen Öffnungen gewesen sei, erkennt Pastor an, weist aber auch hier auf das Ober-

[1]) Tägliche Rundschau, Unterhaltungs-Beilage zum 3. Juni 1907, S. 507.

geschoß der nordischen Holzhäuser hin und lehnt das Vorbild von Celebes ab.

5. Meine Kritik der Sarasinschen Hypothese.

Schon die erste Nachricht von der Aufstellung dieser Hypothese, die — in wenige Sätze gefaßt — durch die Blätter ging, brachte mich zu dem Entschluß mit meinem Urteil hierüber nicht zurückzuhalten; nach einer darauf bezüglichen Anfrage ersuchte mich Herr W. Pastor bei der Besprechung mehr die philologisch-sprachwissenschaftliche Seite der Frage zu betonen (Mythologie, Wortableitung usw.), damit eine Wiederholung derselben Argumente vermieden würde. So habe ich denn, nicht eigentlich in der Absicht die von W. Pastor bereits zur Genüge gekennzeichneten Schwächen dieser zum Teil aus einem richtigen Grundgedanken („Pfahl = Säule") erwachsenen Hypothese noch einmal zu besprechen, sondern mehr in dem Streben eine Abhilfe für diese klaffenden Lücken zu ersinnen, auf die Kritik Pastors noch eine zweite in der „Tägl. Rundschau"[1]) folgen lassen, in der folgende wichtige Punkte zur Sprache kommen.

1. Unter den von Sarasin (nach Kaegis Angaben) aufgeführten Stellen der antiken Schriftsteller (s. oben) fehlt ein Bericht des Strabo über die Pfahlgerüste der kleinasiatischen Mosynöker (vgl. unten V, 5.), welche Pfahlbauten auf dem Lande im Ggs. zu den Seedörfern der Päonischen Thraker darstellen.

2. Die bei den Vorbildern auf Celebes gänzlich fehlende, für die griechischen Tempel aber unentbehrliche Cella, die nicht etwa im Dachboden zu suchen ist, läßt sich nur erklären, besonders da sie meist mit einem unterirdischen Adyton in Verbindung stand, durch das Vorhandensein einer den Nymphen und anderen Erdgottheiten geweihten Grotte, die durch den Pfahlbau wie mit einem schützenden Torgebäude gegen Überfälle gesichert wird. „Also: nicht das Pfahlhaus als solches, sondern ein auf Pfählen ruhender überdachter Bretterboden (Rundhölzer) über einer den Nymphen geweihten Quellgrotte ist das Urbild der ältesten griechischen Tempel" (vgl. unten III, 19).

3. Nicht der Pteripteros, sondern der Antentempel ist die ursprünglichste und einfachste Form dieser zu einem Tempel umgestalteten Grotten und Höhlen.

---

[1]) Tägliche Rundschau, Unterhaltungs-Beilage, 5. Juni 1907, S. 515.

4. Das Orakel des Trophonios (IV, 18.), der Zeuskultus in Kreta beweisen, daß der ursprüngliche Hauptteil eines solchen Heiligtums in dem unterirdischen Adyton enthalten war (Delphi). Am Schluß behandelte ich

5. Die Entstehung des laubenartigen Vorbaus (Prostylos).

6. Die Entstehung des schrägen Daches mit dem Adler (aetós).

Anstatt nun aber mich mit dieser negativen Kritik zu begnügen, war es schon in diesem Artikel der „T. R." trotz des knapp zugemessenen Raumes mein Bestreben, auf Grund der von mir gefundenen sprachwissenschaftlichen Ergebnisse die Lücke zwischen dem grottenartigen Höhlenbau (der späteren cella) und dem von Sarasin richtig vermuteten Pfahlbau, der den (später zu Säulen gewordenen) hölzernen Vorbau darstellte, dadurch zu überbrücken, daß ich nachwies, daß schon bald nach der Cyclopenzeit das Umpfählen der Höhlen begonnen habe. Denn auf den Begriff „umpfählte Höhle" gehen eine ganze Reihe von altgriechischen Ortsnamen zurück. Die in meinem Programm 1891 aufgeführten Verbalstämme 1. *φράγνυμι. φράσσω*, 2. *χαράσσω*, *χάραξ* „verschanztes Lager" sind mit mehreren andern, die sich nur durch den Anlaut unterscheiden, die Stammsilbe zahlreicher Städtenamen, für die überall der Begriff „Umzäunung, Umpfählung" als Grundbedeutung sich ergibt. —

Zugleich war es mir durch die kurz vorhergegangene Lektüre einer Schrift von Dr. Aßmann „Das Floß des Odysseus" ermöglicht worden, den Beweis zu führen, daß der älteste Floßbau und der primitivste Pfahlbau aufs innigste verwandt seien, da ja das vorgeschichtliche Zimmermannshandwerk in beiden Fällen eigentlich nur 2 Grundbegriffe kennt:

1. Den eingerammten Pfahl stauros, stamin (= Ständer) und

2. das darüber gelegte Verdeck von Rundhölzern, ikria (vgl. unten V, 12—14). Glücklicher Weise war ich auch in der Lage, den Versuch Dr. Aßmanns für das letzte Wort ikria eine phönizisch-semitische Ableitung aufzustellen, zurückweisen zu können, da die von ihm vorgeschlagene hebräische Vokabel qara = Balkensetzen und das hinzugehörige Hauptwort qerutot, das bei der Erzählung vom Bau der Salomonischen Tempelmauer erwähnt wird, viel wahrscheinlicher durch das obengenannte charasso, Hauptwort charactér = „geschnitzter Pfahl" ersetzt wird. So glaube ich in diesem Artikel der „T. R." erreicht zu haben, die Verbindung des Pfahlvorbaus mit der cella (Höhle vgl. cellar = Keller) glaublich zu machen. Was

dieser Artikel nur andeutete, soll im vorliegenden Buche bis ins kleinste durchforscht und dargestellt werden.

6. Die Unterstützung meiner Auffassung durch ältere und neuere Forschungen.

Die soeben von mir in Übereinstimmung mit Willy Pastor, dem mannhaften Vorkämpfer für die Wertschätzung des nordisch-germanischen Altertums und Widersacher des oben kurz angedeuteten Planes, in der Reichshauptstadt das Germanische zu Gunsten des Semitischen zu degradieren, ausgesprochene Hypothese: „Das germanische Pfahlhaus ist das Vorbild des griechischen Tempels" wird nun vielleicht noch mehr als die oben ausgesprochene allgemeinere Behauptung von der ethnologischen Verwandtschaft der germanischen und achäischen Volksstämme Kopfschütteln erregen, zumal da eine klare Vorstellung von dem ältesten Wohnungswesen unserer germanischen Vorfahren im 1. Jahrtausend vor Chr. eigentlich ganz fehlt, insofern als Cäsars und Tacitus' Angaben sehr dürftig sind und bildliche Darstellungen uns fast gar nicht zu Gebote stehen. Gleichwohl glaube ich doch, daß zur Unterstützung meiner Ansicht

1. eine hinreichende Fülle von Angaben bei antiken Schriftstellern und neuzeitlichen Forschern sich finden lassen wird,

2. die Ausgrabungen in Alt-Griechenland sowohl wie in den germanisch-rhätischen Ländern Mitteleuropas eine beredte Sprache sprechen werden, welche uns noch besser als alle schriftlichen Nachrichten ein übersichtliches Bild über die Weiterentwicklung der ältesten Wohnungen bis zum Pfahlhaus und von da weiter zum homerischen Hause und zum Griechentempel erkennen läßt.

Denn das Pfahlhaus ist nicht etwa die älteste Wohnung der ureuropäischen Volksstämme, sondern wir müssen — wie ich dies schon eben (I, 5) angedeutet habe zur umpfählten Wohnhöhle der Höhlenmenschen zurückgehen, wenn es uns überhaupt Ernst damit ist, das rätselhafte Wesen des Tempelkultus und seine im Dunkel der Urzeit sich verlierenden Anfänge aufzudecken. Wenn wir nämlich nur halbe Arbeit machen wollen und gleich mit dem Entschluß einiger Volkskönige beginnen, ihrem Gott ein „Haus" bauen zu wollen (so wie David es wollte und Salomo es wirklich getan hat), dann wird nie etwas Gescheites dabei herauskommen, weil die dann ungelöste Frage, was denn wohl den himmlischen Gott ange-

reizt haben könne, in diesem irdischen Hause eine Unterkunft zu suchen, jeden klaren Gedankenfortschritt lähmt und unmöglich macht; es wird dann immer bei der Ansicht Jak. Burckhardts[1]) sein Bewenden haben müssen: „die älteste Anlage entzieht sich unserer Ahnung völlig!“ oder wir müssen, wie er es tut, zu den orientalischen Tempeln unsere Zuflucht nehmen, ohne wiederum erklären zu können, woher diese entstanden seien.

Da es denn nun für meine ernsthaft in Angriff genommene Forschung überaus erfreulich, daß seit 100 Jahren besonders unter dem Einfluß des epochemachenden Werkes von Friedrich August Wolf „Prolegomena ad Homerum“[2]) in der Philologie, in der Geschichtsforschung, in der Wortableitung (Etymologie) ein frischer neuzeitlicher Geist die Oberhand gewonnen hat, der, anstatt zahlreiche Überlieferungen des Altertums auf dem Gebiet der Mythologie und Religionsgeschichte einfach für bare Münze hinzunehmen, mit der Waffe der Kritik diesen unwissenschaftlichen Dogmen zu Leibe geht und überall aus dem Wust verworrener Notizen das wissenschaftlich Wertvolle heraussucht und systematisch ordnet und verbindet. — So sind

1. in der älteren Periode seit Wolf, sowie seit Begründung der vergleichenden Sprachwissenschaft, und dem Aufkommen der germanischen Philologie — dann aber besonders

2. in den letzten Jahrzehnten, wo Schliemann und Dörpfeld das Rätsel von der Existenz Trojas lösten (seit 1880) und die frühere Annahme von der asiatischen Herkunft der europäischen Arier einer zersetzenden, aber gerechtfertigten Kritik unterzogen wurde,

eine Reihe wichtiger Tatsachen ans Licht gefördert worden, die ich im Kampfe gegen das alt eingewurzelte Vorurteil: „der griechische Tempel ist etwas absolut göttliches und schlechthin unerklärbares“ mit rücksichtsloser Energie ins Feld führen werde.

7. Ältere Forschungen über die Beziehungen des griechischen Götterkultus zu dem der nordischen Völker.

Nachdem Friedr. Aug. Wolf die Legende von dem göttlichen Sänger Homeros umgestoßen und man auf der anderen

[1]) Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte II, S. 26. Vgl. unten X, I.
[2]) Vgl. meine Übersetzung derselben, Reclam, Leipzig 1908. In der Einleitung wird der unvergleichliche Einfluß dieser Schrift auf die Fortschritte der Altertumswissenschaft dargestellt.

Seite seit der lebhaften Inangriffnahme der germanischen Literatur die gewaltige Welt der altnordischen Götter kennen gelernt hatte, erkannte man, daß diese germanische Mythologie — was die großartige Natürlichkeit und trotzige Kraftfülle anbetrifft, vor der homerisch-hellenischen nicht zurückzuweichen braucht. „Lag bei den Griechen" — so schreibt 1875 P. As-

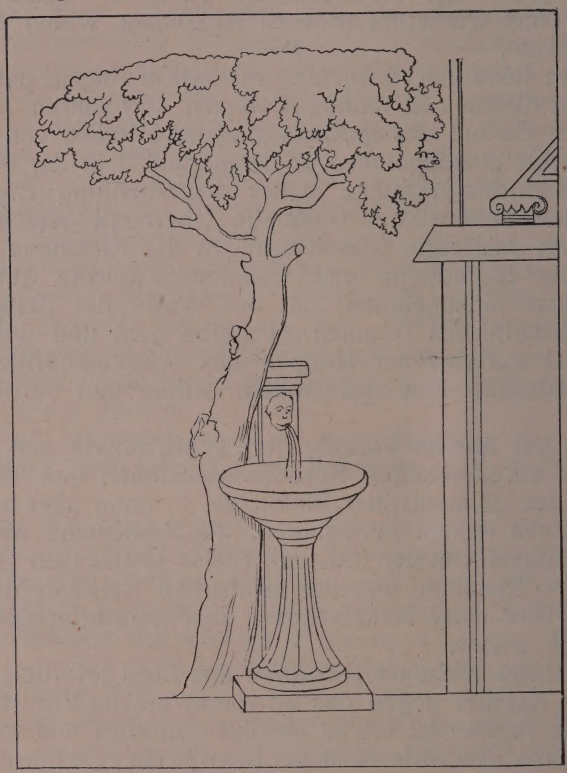

Abb. 4. Heiliger Baum mit seinem Weihequell; daneben das Tempelhaus innerhalb der Mauer. Aus Böttcher „Baumkultur der Hellenen". Visconti Mus. Pio Clem. Vol. 5 T. 33.

mus[1]) in seiner „Indogermanischen Religion" — „wegen der größeren Entwicklung und geistigeren Ausbildung der Göttergestalten deren natürlicher Ursprung, wie wir ihn aus dem

[1]) Die Indogermanische Religion in den Hauptpunkten ihrer Entwicklung. Halle 1875. I. Band, S. 183.

Jahresmythos und damit aus den Grundmythen hergeleitet haben, dem Volksbewußtsein in weiterer Ferne, — war er sogar stellenweise ganz vor der geistigen Ausbildung des Gottes vergessen, so ist bei den Germanen der Zusammenhang noch fast überall offenbar. Die Gestalten der einzelnen Götter, wie ihre Hauptprädikate, erinnern fast durchgehend an diejenige Stellung, welche sie in den germanischen Urmythen einnahmen; der Grund davon liegt darin, daß die Germanen bei aller sittlichen Tiefe und trotz der eben hierin sich gründenden Vollkommenheit ihrer Religion doch die ästhetisch-geistige Seite lange nicht so kultiviert hatten, wie die Griechen, und deshalb in allem, was nicht geradezu in das Gebiet des Moralischen gehörte, noch viel mehr in der Natürlichkeit ihrer Anschauungen stecken geblieben waren, als jene". — Gleichwohl erkannte man schon Jahrzehnte vor dem jetzigen Aufschwung der mythologischen Forschung[1]), daß auch die griechische Gottesverehrung im Grunde nur eine Naturreligion gewesen ist. So enthält schon das 1856 von Carl Boetticher dem kunstsinnigen Könige Friedrich Wilhelm IV. gewidmete Buch „Der Baumkultus der Hellenen", dem ich eine Abbildung auch für das vorliegende Werk entnommen habe (Abb. 4), gleich beim Beginn, der Untersuchung (S. 7) den grundlegenden Satz: „Solche Wohnsitze, obgleich die ersten sichtbaren Malzeichen der Götter, waren noch nicht von Menschenhänden gemachte Dinge, sondern von der Gottheit selbst geschaffene ursprüngliche, mit der Schöpfung zugleich gewordene. Es waren dies Naturmale; als Quellen, Höhlen, Erdklüfte, Steine, Bäume. In diesen Naturmalen wurde des Gottes Numen[2]) wie in einer sichtbaren Hülle hausend geglaubt; nicht war es durch menschliches Zutun hineingekommen, er lebte darin aus eigner Machtvollkommenheit, er hatte sich das Mal von selbst zum Sitze erkoren; nicht war es auch die Materie und Bildform eines solchen Males, welche als Gott verehrt wurde, sondern eben die Gotteskraft, welche als darinnen webend sich äußerte. — Schwerlich kann es noch einem Zweifel unterliegen, daß unter allen Naturmalen, nächst dem Quell, die Bäume zuerst als Heiliges verehrt wurden, daß Feuer und Wasser die ältesten Zeichen heiligen Dienstes gewesen seien. Denn wie der Mensch nicht ohne den trankspendenden Quell, so vermag er nicht ohne den

[1]) Vgl. I, 10.
[2]) numen von nuo nicken, winken = göttlicher Wink, Offenbarung.

Nahrung, Feuerung und Nutzholz gebenden Baum zu leben. Dieses ursprüngliche Verhältnis hat sich noch in der das ganze Altertum hindurch in Kraft stehenden Verbannungsformel erhalten: „jemand Feuer und Wasser versagen“ (aqua et igni interdicere), welches das Gesetz über den Schuldigen aussprach, den man ächten wollte.“

8. Neuere Forschungen über die Kulturzustände und die Herkunft der indogermanischen Völker Europas.

Daß man nun in den früheren Jahrzehnten bei der Frage nach der Herkunft der griechischen Religion und des griechischen Tempelkultus immer die Blicke nach dem Orient, nach Babylonien und Ägypten richtete, hat seinen Grund in der falschen Auffassung von der Herkunft der Urbevölkerung Europas. „Nach der allgemeinen Anschauung, ja ich muß sagen nach der allgemeinen Überzeugung, galt Vorderasien als die Heimat der Menschen und im besonderen auch als die Heimat der Indogermanen. Auf einer Ebene im Lande Sinear, erzählt die Bibel, und ihre Worte galten der Dogma, das keine Prüfung zuließ, wo sie Ziegel strichen und brannten und Erdharz als Mörtel verwendeten, wurde ihre Sprache verwirrt, und von da aus zerstreute sich die Menschheit; von da aus mußten also auch die Söhne Japhets nach Europa gezogen sein.“ So schreibt der um die Kenntnis der Urgeschichte Europas hochverdiente Verfasser[1]) des Buches: „Die Heimat der Indogermanen“ am Anfang der Einleitung dieses Buches. Diese grundverkehrte Auffassung hatte nun eine Art „Trugspiegelung“ zu Wege gebracht, welche alle Kulturfortschritte der europäischen Völker als eine Beeinflussung durch den semitischen Orient erscheinen ließ. Volle Klarheit in dieser wichtigen Frage schafft nun erst das allerneuste Werk von Dr. Matthäus Much: „Die Trugspiegelung[2]) orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nord- und Mitteleuropas“[3]). Der Rezensent dieses inhaltreichen Buches im „Globus“[4]), Richard Andree, geht bei der Besprechung aus von Sophus Müllers „Urgeschichte (Straßburg 1905) von

[1]) Dr. Matthäus Much: »Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung«, Jena 1904, Hermann Costenoble, zweite vermehrte Auflage.

[2]) Ähnliche Grundanschauungen finden wir ausgesprochen in: 1. »Das Trugbild des Ostens« von Dr. Ludwig Wilser und 2. Le mirage oriental von Salomon Reinach. Globus LXV, 12, S. 194.

[3]) Jena, Hermann Costenoble 1907 mit 50 Abbildungen.

[4]) Globus XCII, No. 4.

Europa", die „von den ersten Anfängen des Menschengeschlechts bis zur Völkerwanderungszeit herab geht und auf geringem Raum eine erstaunliche Fülle von Tatsachen bringt und mit sehr guten Abbildungen versehen ist". — Über dieses fällt der um die Völkerkunde hochverdiente Herausgeber des „Globus" folgendes schwerwiegende Urteil: „So verdienstlich das Werk auch ist, so krankt es doch an einer Einseitigkeit, die der alten durch die Schule bei uns bis zur Ausschließlichkeit gezüchteten Meinung Rechnung trägt, daß alles und jedes, was die prähistorischen Völker Nordeuropas an Kulturmitteln besaßen, ihnen aus dem Oriente überkommen sei, und daß sie selbst gar nichts Selbständiges auf dem Gebiete der Kultur geleistet hätten. Nicht einmal die selbständige Herstellung der geschliffenen Steinbeile ließ Müller ihnen, auch diese Kunst mußte aus dem fernen Orient stammen, wiewohl schön geschliffenene Steinbeile ähnlicher oder noch künstlicherer Art bei den Naturvölkern Amerikas, der Südsee usw. ganz unabhängig seit Urzeiten hergestellt wurden". (Das massenhafte Vorkommen des Nephrits in Europa[1]) läßt die Theorie von der asiatischen Verarbeitung doch als veraltet erscheinen!) „Waffen, Hausrat, Wohnungen, Begräbnisgebräuche, Schmucksachen, Haustiere, Ackerbau, alles, alles ist (nach Sophus Müller) dem Orient abgelernt von den Vorfahren jener Menschen, die heute die aktivste Bevölkerung der Erde ausmachen, alle übrigen in Bezug auf Kultur überragen. Ein geradezu ungeheuerlicher Gedanke. Armseliger und erbärmlicher als irgend ein bekannter wilder Stamm müssen ihre Zustände und ihr Geist gewesen sein, bevor ihnen ex oriente lux kam. Hätte Müller seine Meinungen nicht auf die Spitze getrieben und alles und jedes dem Orient zugeschrieben (dem wir tatsächlich manches z. B. die Schrift verdanken), so würde er mehr erreicht haben". — „Es ist daher", so fährt Andree fort, „nur zu loben, wenn Matthäus Much gegenüber den Übertreibungen, die Müllers Werk enthält, tatkräftig sich verwahrt. Und besonders ist es zu begrüßen, daß Much hierbei einen Teil seines Rüstzeuges aus den Erfahrungen der Ethnologie nimmt und mit Glück Beispiele aus Amerika heranzieht, bei denen an Entlehnung aus dem Orient nicht zu denken ist. — Auf dem, von ihm beherrschten Gebiete sucht nun M. Much einen großen Teil der Müllerschen Arbeit zurückzuweisen, wobei er seinen speziellen Studien entsprechend, Werkzeuge und Waffen, die Dekoration,

[1]) Vgl. unten I, 8d.

Herkunft der Metalle, den Gräber- und Ahnenkult behandelt. — Am besten gelungen scheint mir jener Abschnitt, in dem Much den Beweis führt, daß die Ansicht von Sophus Müller, der Norden habe vom Orient selbst die sorgfältige Bestattungsweise und die Idee vom Leben im Jenseits empfangen verfehlt ist. Auch die Magalithgräber sollen von dort stammen und in den griechischen Kuppelgräbern ihren Ursprung haben. — Es war für die nordischen Völker nicht nötig, erst auf die Bearbeitung griechischer Formen zu verfallen, da sie längst schon selbständig zu ihren älteren Steingräbern gelangt waren[1]). „Nach meinem Dafürhalten", sagt Much und ich kann ihm nur zustimmen, „sind Begräbnisgebräuche, die wir im mittleren und nördlichen Europa in der neolitischen Zeit antreffen, keineswegs dem Orient entlehnt, sondern das Ergebnis einer naturgemäßen und stetigen Eigenentwicklung; wer demnach auf der Entlehnung verharrt, unterschätzt das Alter der letzten paläolithischen Kulturstufe und überschätzt das Alter und die Allmacht der orientalischen Kultur". — Aus dem Inhalt dieses lehrreichen Buches wird besonders Aschnitt XI, 8 bei Besprechung der Herkunft des Spiralornaments noch manches wörtlich angeführt werden. Einzelne Einwürfe, die von seiten eines sehr gewissenhaften Forschers, Christian Hostmann, dessen Studien von seinem Freunde, dem um die Vorgeschichte Europas hochverdienten Herausgeber der „Altertümer der heidnischen Vorzeit", Dr. L. Lindenschmitt, veröffentlicht sind, gegen germanische Herkunft einzelner Bronzeschwerter usw. erhoben werden[2]). mögen vielleicht durchaus berechtigt sein; da aber Hostmann diese Einwände nur deshalb erhebt, um die unzweifelhafte Kunstfertigkeit der Germanen, brauchbare Eisenschwerter herzustellen desto deutlicher hervortreten zu lassen — eine Behauptung, die unter Abschn. II, 12 eingehend gewürdigt werden soll — und da ferner die Frage nach der Bronzekultur um so weniger für unser Thema „Die Herkunft der griechischen Pfahlbauten" ins Gewicht fällt, als ja die Kupferzeit für die Donauländer, an welche die südlichen Germanenstämme heranreichten, zweifellos erwiesen ist; somit kann dieser Streit hier unentschieden bleiben.

---

[1]) Vergleiche hierüber die ausführliche Darstellung in IV, 5.

[2]) Christian Hostmann, Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie, Braunschweig 1890, S. 41—119. (Das Bronzealter.) Er weist dort besonders auf die ungeschickte Flickarbeit solcher (wahrscheinlich aus dem Süden eingeführten) Bronzegeräte hin, die auch im zerbrochenen Zustande noch den Toten als Beigaben mitgegeben wurden.

a) Die Haustiere der Indogermanen und ihre Nährpflanzen.

Als Viktor Hehn sein berühmtes, vielgelesenes Buch schrieb „Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa“ (von dem 1877 die dritte Auflage erschien) und als Motto des Buches das Wort Schellings von Europa als dem unfruchtbaren Stamm, dem vom Orient her alles eingepfropft werden mußte, wählte, lag der Gedanke, daß man Europa als Ausgangspunkt der Arier betrachten könne, noch fern. Unbefangener beurteilt jedenfalls M. Much diese Frage[1]):

„Hier nun in der Südhälfte Europas berührten sich 2 Kulturkreise: der mediterrane und der nordische; der mediterrane, dem Torfrind, Torfschwein, Ziege und Schaf sowie Weizen, Gerste, Hirse und Lein, der nordische, dem das zahme Primigenius-Rind, das zahme Wildschwein und das Pferd eigen gewesen sind[2]). Es konnte nicht fehlen, daß schon frühzeitig ein Austausch der gegenseitigen Kulturgüter stattgefunden hat, und so gelangten Schaf und Ziege, sowie die Nährpflanzen und der Lein nach dem Norden. Aber auch vom Norden her gewahren wir ein gewisses Vorwärtsdringen und so sehen wir, daß im ältesten Abschnitte der jüngeren Steinzeit in der Schweiz, in Italien und in Frankreich das zahme Wildschwein und das zahme Primigenius-Rind noch fehlen, ebenso im größten Teil der steinzeitlichen Pfahlbauansiedlungen, und in Italien das zahme Pferd; erst im Verlaufe der Zeit, hauptsächlich gegen das Ende der Steinzeit erscheinen diese Haustiere und zwar sehr bald in verschiedenen Zuchtformen allgemein in den Pfahlbauten der Schweiz, am Beginn der Metallzeit und späterhin das Primigeniusrind und zahme Wildschweine in Italien. Es ist kein Zweifel, daß dieses Vorwärtsdringen nordischer Haustierformen mit dem Vorwärtsdringen der nordischen Völker selbst im innigstem Zusammenhang steht“.

Für das vorliegende Werk ist die Frage von größter Wichtigkeit, ob in der Gegend Griechenlands, woher die Kultur des Hellenenvolkes ihren Ausgang genommen hat, mehr die

[1]) Much, Heimat der Indogermanen. S. 323.

[2]) Viktor Hehn nimmt an, daß die Mongolischen Volksstämme, deren Beine säbelförmig gebogen sind, zuerst das bei ihnen seit Urzeiten heimische Pferd gezähmt hätten (S. 21); auch die Indoeuropäer wanderten schon mit dem gezähmten Pferde (V. Hehn spricht diese Behauptung allerdings nur zweifelnd aus) in Europa ein (S. 19).

mittel- und nordeuropäische Tierwelt, oder die der Länder Vorderasiens und Ägyptens auf den erhaltenen Bildwerken vertreten ist. Da scheint nun sogleich das Relief am Löwentor von Mykenä[1]) recht wenig glückverheißend für diejenigen Forscher zu sein, welche eine vorgeschichtliche Eroberung durch blonde germanische Volksstämme annehmen. Um so erfreulicher ist es, daß nun noch viele Meilen südlicher als Mykenä, im Kreta, sich eine dem Löwentorrelief überaus ähnliche Darstellung (auf einem Siegelringe von Knossos) gefunden hat, woselbst rechts und links von einer erhöht stehenden Frau (Britomartis) nicht zwei Löwen, sondern zwei mächtige Hunde sich emporrecken[2]).

b) Die vorgeschichtlichen Völkerzüge der Indogermanen von Nordeuropa aus.

Die urgeschichtlichen Völkerzüge der Indogermanen haben sich nicht nur über Baktrien, Iran (pers. Hochland) und Indien ergossen, nein auch die Küste des durch seine Perlenfischerei berühmten Persischen Meerbusens (Insel Bahrain) muß schon vor der Zeit der Phönizier (denen sonst die frühste Kolonisation dieser Gegenden zugeschrieben wird; vgl. unter c) von indogermanischen Volksstämmen besiedelt sein[3]), man hat dort 2stöckige Grabkammern mit langköpfigen Schädeln gefunden:

„Ich hatte schon einmal Anlaß, schreibt Much[4]), daran zu erinnern, daß an der Mäotis die Kimmerier gewohnt und dem Meere den Namen gegeben haben (Bosporos Kimmerios), und daß wir als das Land mit den langen Nächten[5]), aus dem sie gekommen waren, doch nur Skandinavien betrachten können. Wann sie in diese Heimat gezogen sind, läßt sich nicht ermessen, sie können hier viele Jahrhunderte gewohnt haben, ehe Mythe und Geschichte uns von ihnen Nachricht geben; es ist aber auch keineswegs gewagt, anzunehmen, daß lange vor ihnen schon eine nordische Völkerwelle bis an die Mäotis gelangt ist, wenn wir erwägen, daß die Griechen schon ums Jahr 2000 v. Chr. bis an die Gestade des ägäischen Meeres vor-

[1]) Vgl. unten IV, 8.
[2]) Abgebildet in E. Drerup »Homer« 1903, S. 88.
[3]) Globus 1908, No. 6, S. 98 »Ausgrab. a. d. Insel Bahrain«.
[4]) M. Much, Die Heimat der Indogermanen S. 193.
[5]) Ebendaselbst S. 193, vgl. hierzu Homer, Odyssee 10, 85; ein Hinweis darauf findet sich in meinem Hilfsbuch zu Homer S. 136; Ernst Krause in »Tuiskoland« S. 37—39; Plutarch Marius. Kap. 11.

gedrungen sind, und daß den Kimmeriern noch andere Völkerwellen auf demselben Wege gefolgt sind, die Goten, deren Rest sich an derselben gräberreichen Mäotis noch Jahrhunderte lang erhalten haben, und die Waräger, die sogar Byzanz zu bedrohen vermochten". Much schließt sein Buch über die Indogermanen[1]) mit einem glänzenden Lob der germanischen Heimat: „Was hat die Germanen der Völkerwanderungszeit und nach ihnen die Normannen und Waräger befähigt, mehr als ein Jahrtausend lang, ein Volk nach dem andern auszusenden, um die Welt zu erobern? Woraus ging die ungeheure Zahl von Streitern hervor, die auf diesen Zügen fort und fort erliegen mußten, um den überlebenden den Sieg zu sichern? Woraus schöpften sie den Unternehmungsgeist, den Wagemut, das Siegesbewußtsein und das Herrschergefühl, von den sie beseelt waren? Man kann darauf nur antworten, daß es das Land gewesen ist, welches die Menschen, die aus ihm mit solchen Eigenschaften hervorgegangen sind, genährt und erzogen hat. Das Land, daß die Germanen hervorgebracht und befähigt hat, unter ungleich ungünstigeren Umständen und einem übermächtigen Gegner gegenüber ihre Eigenart und Herrschaft zur dauernden Geltung zu bringen, hat auch vorher in gleicher Weise gewirkt, und was es an den Germanen vollbracht hat, konnte es 3000—4000 Jahre früher an den Indogermanen vollbringen."

c) Die vorgeschichtlichen Seefahrten der nordeuropäischen Indogermanen ins Mittelmeer.

Bei Besprechung der Völkerzüge zu Land habe ich soeben (unter b) auch die Küsten des persischen Meerbusens als Ziel des idg. Völkerstromes bezeichnet, wobei freilich diese Auffassung einen harten Kampf mit der althergebrachten Meinung: „Die Phönizier sind die Kolonisatoren aller dieser Küstenländer Vorderasiens" zu bestehen hat. Daß die Phönizier in der Blütezeit ihres Reiches (1100 v. Chr.: Gründung von Tarsis in Spanien) dort ebenfalls sich niedergelassen haben, soll nicht bestritten werden, doch heißt es in dem oben erwähnten[2]) Globus-Artikel: Die „Bauten zeugen von hoher Kultur und Beherrschung der Technik und ähneln in Anlage und Ausführung den von den Phöniziern in Syrien hinterlassenen Grabdenkmälern. Ob die zweistöckigen Grabdenkmäler (s. oben unter b)

[1]) Ebendaselbst S. 420.
[2]) Globus 1908, No. 6, S. 98.

wirklich ebenfalls phönizisch oder vielleicht älter sind, ist noch nicht ermittelt." Ich habe die feste Zuversicht, daß dieser Beweis sich wird erbringen lassen, nachdem ich in dem in der „Flotte"[1]) veröffentlichten Artikel, das 3000jährige Alter der

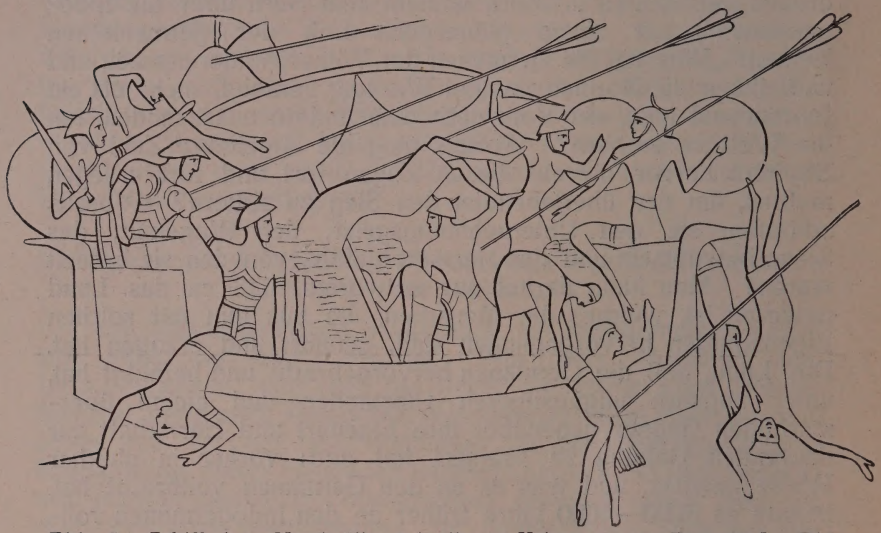

Abb. 5. Schiff der „Nordvölker" in ihrem Kriege gegen Ramses I. Die Krieger tragen Hörnerschmuck. Aus Helbig: „Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert." Leipzig, G. B. Teubner 1884, S. 3, Fig. 22.

nordisch-germanischen Schiffahrt" den Nachweis angestrebt habe, daß bereits ums Jahr 1250 v. Chr. nordische Seevölker (Abb. 5) mit der Flotte des Ägypterkönigs Ramses III. Seeschlachten geschlagen, erkennbar auch in der ägyptischen (stilisierten) Malerei an dem Hörnerschmuck der Helme, die mit dem Abzeichen der nordischen Seehelden auf den Felszeichnungen von Bohuslän (Schweden) merkwürdig übereinstimmen. (Vergl. hierzu die Abbildungen 5, 6 und 7). „Gerade jene kühnen nordischen Schiffer und Seeräuber — was sie ja ohne Zweifel auch gewesen sind — und die auch in der ägyptischen Ge-

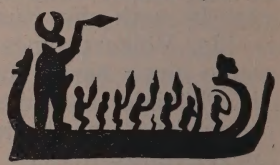

Abb. 6. Drachschiff von einem Felsenbild von Bohnstän (Korkoryk). Nach Dr. Ernst Krause „Tuisko Land" S. 48.

[1]) »Die Flotte« 1908 (11. Jahrgang) No. 1 und 2. Von verschiedenen Seiten, auch aus Süddeutschland und aus den Kreisen der Fachleute sind mir zustimmende Berichte zugegangen.

schichte unter dem Namen der Seeräuber oder der Nordländer eine Rolle gespielt haben, mochten die Kunde von dem glücklichen Klima, den segenvollen Ernten und von dem Reichtum des Orients in ihre winterliche Heimat gebracht und dadurch zu den endlosen Völkerzügen seit der grauen Urzeit durch alle Geschichtsalter hindurch bis in die Zeit der Normannenzüge gereizt haben. Was die Seefahrer zu Schiff versucht, haben die Völker, welche über Land ausgezogen, um auf diesem Wege in die ersehnten Gefilde zu gelangen und ihren zu Schiff

Abb. 7. Grabstele aus Pesaro (am adriat. Meer). Nach Tuisko-Land S. 48.

angekommenen Brüdern an den Gestaden eines dem ihrigen gleichen, aber milderen Meeres die Hand zu reichen, in dauernder Weise ausgeführt[1])". Im weiteren Verlauf dieser Darstellung bespricht Much auch die in meinem „Flotten"-Artikel abgedruckte Grabstele von Pesaro und deutet die gewundene Linie (links oben) als Abbild der Meeresschlange (Midgardschlange in der Edda); noch ehe ich Muchs Darstellung kennen gelernt hatte, war mir die Richtigkeit dieser Deutung zur festen Überzeugung geworden (Abb. 7).

[1]) M. Much: »Die Heimat der Indogermanen« S. 213. Vgl. hierzu: »Entstehung und Bau der ältesten Seeschiffe« von Dr. Hahn. Zeitschr. für Ethnologie 1907, I u. II, S. 42—56 und Dr. Krause (Carus Sterne) Tuiskoland S. 48.

d) Die einheimische Herkunft der ältesten Steinwaffen bei den Indogermanen Europas.

1. Bearbeitung. 2. Material.

1. Bei genauer Betrachtung der überaus kunstvoll geschliffenen Steinbeile usw. sowie der glatt gespaltenen Steinblöcke, die zu den Riesenstuben und dergl. verwendet worden sind, ist — unter gleichzeitigem Widerspruch gegen die landläufige Annahme der 3 Zeitalter (Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit) — von vorsichtigen Forschern seit einigen Jahrzehnten die Frage aufgeworfen worden, ob nicht die Herstellung so ausgezeichneter Stein-Artefakte ohne gleichzeitiges Vorhandensein von Metallen als unmöglich anzusehen sei. So schreibt Christian Hostmann[1]):

„Wiederholt ist, zuletzt von Desor[2]) darauf hingewiesen worden, daß ohne Metallkeile die oft gewaltigen Granitblöcke der Gräber nicht zu spalten; ohne eiserne Meißel weder ihre inneren, glatten Wandflächen, an denen man noch die Spuren des scharfen Werkzeugs mitunter zu erkennen glaubt, noch die auf ihnen oft reichlich vorhandenen Skulpturen herzustellen gewesen wären. Andere haben die mitunter sehr feine und scharfe Durchbohrung, der Bernsteinperlen, der Tierzähne usw. ohne Anwendung von Metall nicht für möglich gehalten". Aus diesen Gründen schließt Hostmann, der viele Beispiele von in Riesenstuben aufgefundenen Eisengeräten anführt, auf das frühe Auftreten des Schmiedeeisens[3]). 2. Über die Heimat des Nephrit schreibt Much[4]): Erst im zweiten (mittleren) Abschnitte der jüngeren Steinzeit wird deren Gebrauch ein allgemeiner, und wir finden in fast allen diesem Abschnitte angehörigen Pfahlbauten zahlreiche, aus diesen Mineralien, namentlich aus Nephrit hergestellte Beile und Meißel[5]). Wir schließen daraus und aus dem Umstande, daß derlei Beile und Meißel am häufigsten in der Schweiz vorkommen, und außerhalb dieses Landes immer seltener werden, je weiter man sich von ihm entfernt, daß die Pfahlbauleute die Nephritoidwerkzeuge keineswegs schon bei dem Einzuge in die Schweiz mitgebracht,

[1]) Hostmann, Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie S. 16.
[2]) Im Archiv für Anthropologie I, 264.
[3]) Ausführlicher bespreche ich dieses frühe Auftreten des Eisens in dem Abschnitte II, 12. Auch Worsaae, der sonst streng an der Scheidung der 3 Perioden festhält, befürwortet die Anwendung von Metall bei der kunstvollen Durchbohrung der Steinhämmer und ihren Verzierungen.
[4]) Much, Heimat der Indogermanen S. 67.
[5]) Victor Groß. Les Proto-Helvétes S. 3.

sondern daß erst spätere Generationen den Nephrit und die beiden anderen verwandten Gesteinsarten (Jadeit, usw.) bei ihrer emsigen Umschau nach brauchbaren Gesteinen aufgefunden, ihre vortreffliche Eignung für Werkzeuge erkannt und sie endlich auch bearbeiten gelernt haben. Die Sägeschnitte an einzelnen Stücken, des höchst zähen Nephrits zeigen, welche Fortschritte sie hierin gemacht haben. Damit fällt endgiltig die Lehre von der Herkunft der Nephrit- und Jadeit-Artefakte, bezw. des für die verwendeten Rohmaterials aus dem Innern Asiens und die Berechtigung, aus ihr den Schluß auf die Heimat der Indogermanen im fernsten Turkestan abzuleiten.

9. Neuere Forschungen über das Alter der Urbevölkerung Europas.

a) Das Alter der Indogermanischen Rasse in Europa.

Auf dem in Köln (Juli 1907) tagenden und von Gelehrten aus Deutschland, Belgien, Frankreich, Norwegen, Schweden, der Schweiz, aus Ungarn, Nordamerika und Brasilien beschickten Anthropologischen Kongreß stellte unter dem Vorsitz von Prof. Montelius-Stockholm der erste vortragende Professor Dr. Kollmann-Basel folgende Leitsätze auf[1]):

1. Die Menschen der Neandertal-Spy-Gruppe mit den fliehenden Stirnen und den vorspringenden Augenbraunrändern gehören zu den in Europa gefundenen Formen des jetzigen Menschen, gleichviel ob sie im diluvium lebten oder in späterer Zeit.

2. Daß die Bewohner Europas eine besondere Entwicklungsbahn eingeschlagen hätten, könne durch den Galleyhill-Schädel mit seiner vollen Stirn nicht erschüttert werden[2]).

3. Die Menschen der ältesten Steinzeit Europas, die Paläolithiker, sind nicht untergegangen, sondern sind die Ausgangspunkte für die jüngsten (rezenten) Europäer geworden. Die Nachkommen der Troglodyten wandeln noch unter uns, wir selbst stammen von ihnen ab[3]).

---

[1]) Tägliche Rundschau 1907, No. 353, zweite Beilage.

[2]) »Ein Vergleich mit anderen unzweifelhaft europäischen Schädeln lehre, daß er einer Form des rezenten Menschen angehöre, der in Europa auch vorkomme. Sie stellen starke, entwickelte Formen der weißen Rasse dar, entstanden unter dem Einfluß der Veränderlichkeit.«

[3]) Hierzu gehören: a) die Formen mit langem Schädel und hoher, wohlgebildeter Stirn, b) diejenigen mit kurzem Schädel, deren Köpfe nicht minder begabt aussehen, c) die Menschen von hohem Wuchs, d) solche von mittlerer Größe und andere von kleinerem Wuchs, e) jene mit langem und jene mit breitem Gesicht; sie alle waren schon im diluvium vorhanden und sie alle sind als unsere Vorfahren zu betrachten.

4. Europa ist also der jetzigen Geschlechter uralte Heimat, und wir besitzen unsere körperlichen Eigenschaften als ein altes Erbe von den Menschen der europäischen Urzeit[1]).

b) Das früheste Auftreten des Menschen in Europa.

Das Alter der europäischen Menschheit wird aber von Jahr zu Jahr weiter hinaufgerückt. Rutot in Brüssel hat[2]) bei Boncelles nahe Lüttich auf der die Täler der Maas und der Ourthe beherrschenden Hochebene eine durch zahllose Muschelfunde als unbezweifelbares oberes Oligocän nachgewiesene Schicht entdeckt, die zahlreiche Feuersteingeräte (Eolithe) enthält. Am 30. September hatte er 34 belgische Geologen und Prähistoriker an die Stelle geführt und alle fanden seine Darlegungen unanfechtbar. Durch diesen Fund ist das Alter der Menschheit abermals um ungemessene Zeiträume hinaufgerückt. denn die ältesten Nachweise der eolithischen Steinbenutzung von Menschenhand führten bisher nur bis zum obersten Miocän. Es handelt sich also um das Mehr von einer ganzen geologischen Formation.

10. Neuere Forschungen über die Anfänge der Religion bei den Urbewohnern Europas.

a) Die Anfänge der Religion und Zauberei.

Ein Verständnis für die frühesten Regungen des religiösen Gefühls und des Geisterglaubens ist für die Beurteilung der Grundfragen dieses Buches von größter Wichtigkeit. In der letzter Zeit hat man alle solche Forschungen auf die breiteste Grundlage gestellt. So heißt es in einem inhaltreichen und lesenswerten Aufsatze (Globus XCII, 2, S. 26): „Die Anfänge der Religion und Zauberei“ von A. Vierkandt folgendermaßen: „Die vergleichende Religionsgeschichte, wie sie etwa seit einem Jahrzehnt von Theologen, Philologen und Ethnologen betrieben wird, hat die außerordentliche Bedeutung der Zauberei innerhalb der primitiven und selbst der höheren Religionen außer Zweifel gestellt. Von Ethnologen haben diesen Gegenstand vorzüglich Frazer und Preuß behandelt. Preuß hat in seiner jüngsten einschlägigen Untersuchung (Globus LXXXVI, S. 321) insbesondere die folgenden Sätze zu beweisen gesucht:

[1]) Auch Forscher, die wie Hostmann (S. 16) noch an der Einwanderung von Osten festhalten, schließen aus der Gestalt der Schädel auf den indogermanischen Ursprung des Steingräbervolkes.

[2]) Tägliche Rundschau, 22. Oktober 1907, No. 495, S. 2, erste Beilage.

1. Die Zauberei besitzt in den primitiven Religionen überhaupt eine große Wichtigkeit.

2. Die Erscheinungen des Kultus, d. h. der moralischen Beeinflussung übersinnlicher Wesen durch Bitten, Gaben, u. a. sind (wenigstens vielfach) aus solchen der Zauberei hervorgegangen.

3. Die Zauberhandlungen sind ursprünglich und in ihrem Kerne von jeder Vorstellung übersinnlicher Wesen und ihrer Mitteilungen frei; sie vertrauen lediglich auf die Wirkungskraft des sie ausübenden Menschen, der durch sie das beabsichtigte Ergebnis mit Sicherheit zu verwirklichen meint. Die Vorstellungen von der unmittelbaren oder mittelbaren Beihilfe übersinnlicher Wesen sind dabei sekundärer Natur.

4. Die Vorstellung solcher übersinnlicher Wesen, insbesondere der Glaube an Seelen, die auch außerhalb eines Körpers existieren können (der sog. Animismus) ist jüngeren Ursprungs als die Zauberei und erst im Zusammenhange mit ihr entstanden. Es gibt ein präanimistisches Zeitalter der Religion. In diesem denkbar frühsten Zeitalter besteht das, was man später mit Bewußtsein „Zauber" nannte, nur aus: 1. natürlichen Ausdrucksbewegungen, Reaktionen des erregten Gemütes (Reiben, Abspülen). 2. Abwehrbewegungen; a) drohende Gebärden; b) Zuhilfenahme von Amuletten, die noch nicht beseelt gedacht werden: Zähne, Hörner, Klauen; Dornen, Nesseln, Salz, Zwiebeln, Gifte. 3. Mechanische Beseitigung von Krankheiten, Übertragung derselben auf Tiere und Bäume, Bannung des Fiebers in Gerstenkörner; das Räuchern gehört auch hierzu, dabei wie beim Abspülen wird an Dämonen und beseelte Krankheitserreger noch nicht gedacht. 4. Berufsmäßige Krankenheilung durch den Zauberer; Knochenteilchen, Splitter, Steinchen werden (wie dies auch vielfach der Fall ist) immer als Erreger der Krankheit angesehen, die entfernt werden müssen. 5. Aneignung guter Einflüsse, z. B. der Kraft der Verstorbenen; a) durch die Haare desselben, woraus Gürtel geflochten werden; b) durch Reibung der Steine an den Grabstätten der Ahnen mit Zweigen, die nun ihrerseits an den Magen der Stammesmitglieder zum Zweck der Sättigung gerieben werden usw. Ich werde auf das letzte Beispiel im Kapitel IV, 9, 10 zurückkommen. Kürzer ausgedrückt folgten also auch in Europa aufeinander: 1. das präanimistische Zeitalter; 2. das Zeitalter der Zauberei; 3. das (animistische) Zeitalter des Seelenglaubens.

Auch M. Much[1]) verkennt die Bedeutung der Zauberei als Vorstufe des Seelenglaubens nicht: „Schon in paläolithischer Zeit muß in Europa der Glaube an eine Seele und an deren Fortdauer nach dem Tode des Menschen vorhanden gewesen sein. Zwar sind wir nicht imstande, direkte Beweise dafür zu bieten, denn die Gegenstände, welche Zeugnis zu geben vermöchten, wie z. B. Fetische, Schutzmittel gegen Zauberei oder Mittel, welche zur zauberischen Beeinflussung anderer verwendet worden sein mochten, sind sicher zumeist aus leicht vergänglichen Stoffen, wie heute noch aus Haaren, Kleiderfetzen, Kräutern, Teilen vom Körper, hergestellt worden".

b) die merkwürdigen Beziehungen der mexikanischen Götterlehre zur griechischen Mythologie.

Schon die Nennung der Fetische usw. ruft in uns die Erinnerung an die Säle des Berliner Museums für Völkerkunde wach, worin in der Abteilung der amerikanischen Völker uns so vieles an Zaubermitteln vor Augen gestellt wird. Und in der Tat ist eine Nebeneinanderstellung der mexikanischen Götterlehre mit ihren bizarren, zum Teil abstoßenden Abbildungen und Gebräuchen und der griechischen Mythologie, soweit Zauberei und Kultustänze in Frage kommen, im letzten Jahrzehnt und zwar nicht ohne Erfolg versucht worden, da man in dem von Prof. Seler (auf Kosten des Herzogs von Loubet) herausgegebenen Kodex Borgia, sowie in dem mit vielen Bildern illustrierten Kodex Borbonicus eine reiche Fundgrube für vergleichende Mythusforschung besitzt. Der genannte Professor hat denn auch kürzlich (Februar 1908) die überraschenden Übereinstimmungen der mexikanischen Mondgottheit mit der griechischen Artemis und Athene in der Mythologischen Gesellschaft zu Berlin an der Hand des großen Bildermaterials dargelegt[2]): „Auch in Mexiko wird die Mondgottheit mit Ballspiel Tanz, blutigen (Menschen) Opfern, Saturnalien-fest usw. verehrt, sie trägt sichelförmigen Schmuck und Waffen und ist, wie von Sieke schon für die indogermanischen Sagen nachgewiesen wurde, Muttergöttin, mit dem Diadem (Brisingamen der Edda) geschmückte Götterkönigin, Kriegsgöttin. Auch die Anfänge des Dramas und Schauspiels sind in Verehrungs-

[1]) M. Much »Trugspiegelung« S. 133.
[2]) Tägl. Rundschau 29. Februar; vgl. auch den Vortrag von Prof. Ed. Seler: »Die natürl. Grundlagen mexikan. Mythen«.

feierlichkeiten des Mondes zu suchen, des Rauschtrankgottes (Dionysos), der Ball, durch den die Geburt des Uitzilopochtli veranlaßt wird, ist dem befruchtenden Apfel der Indogermanen zu vergleichen. Die hierher gehörigen Schriften von K. Th. Preuß sind folgende: 1. Der Dämonische Ursprung des griechischen Dramas[1]) — 2. „Der Ursprung von Religion und Kunst", worin die Zauberhandlungen (erotische Tänze) in ihrer Wirkung auf die Dämonen betrachtet werden[2]). Was die Verbreitung dieses Fruchtbarkeitskultus in vorgeschichtlicher Höhlenbewohnerzeit betrifft, so macht auch M. Much an der obengenannten Stelle darauf aufmerksam, daß Funde wie die bemalten Kiesel aus der Grotte Mas d'Azil, in denen Piette Symbole von ganz bestimmter Art sieht, und der aus Renntiergeweih geschnitzte Schutzzaubermittel aus der Höhle Laugerie Basse[3]) zweifellos darauf hindeuten.

c) Die ursprüngliche Bedeutung der olympischen Götter bei den ältesten Bewohnern Griechenlands.

Die neuesten Forschungen[4]) haben den unumstößlichen Beweis geliefert, daß die bekannten Gestalten des olympischen Götterkreises ursprünglich vielfach eine ganz andere Bedeutung gehabt haben, als die, welche ihnen nach der althergebrachten Annahme beigelegt wird; so war Apollo eigentlich gar kein Sonnengott. Ähnlich war es bei den Ägyptern[5]): „Auch die ägytischen Götter waren ursprünglich Lokalgötter und wurden erst bei der Verbindung der einzelnen Gaue zur Reichseinheit mit einander in Beziehung gesetzt. Sehr alt ist die häufige Verbindung von drei Göttern zu einer Familiengruppe von Vater, Mutter und Sohn; eine solche Trias bildeten Osiris, Isis und Horus zu Abydos; Ptah, Sechet und Imhotep zu Memphis; Ammon, Mut und Chonsu zu Theben." Fast alle Götter sind Dämonen der Fruchtbarkeit gewesen:

1. „Osiris heißt gewöhnlich der Sonnengott vom Abydos, daß er aber ursprünglich nicht dies, sondern vielmehr ein Gott der Vegetation, der fruchtbaren Erde und Unterwelt gewesen

---

[1]) Neue Jahrb. f. d. kl. Altertum 1906 I, 3. Heft, 161 ff.

[2]) Im Globus 1904, Bd. LXXXVI, No. 22, S. 355—358 (Ceremonie des Kotessens!). Der Zauber reizt die Dämonen gleiches zu tun.

[3]) E. Cartailhac, La France préhist. Abb. 26.

[4]) Man vergleiche die betreffenden Artikel Apollon, Artemis usw. in der mit einer staunenswerten Fülle von Literaturnachweisen unterstützten Darstellung des neu herausgegebenen Reallexikons von Pauly (Pauly-Wissowa).

[5]) Pfleiderer »Religion und Religionen« S. 59.

sei, ist von Frazer (Golden bough II) mit einleuchtenden Gründen erwiesen worden. — Der (von Osiris erzählte) Mythus vom sterbenden und wiederauflebenden Gott reicht ins graueste Altertum zurück und war ein Gemeingut der Religionen, der Vorderasiaten, Griechen und Ägypter.

2. Ptah, der Gott von Memphis, wurde in der späteren Priestertheologie zwar zu einem Sonnengott und Weltbildner (Hephästos), war aber ursprünglich wohl nur ein Gott der irdischen Fruchtbarkeit; der Stier Apis, der neben dem Ptah-Tempel seine Behausung hatte, galt als sein Sohn oder „zweites Leben", d. h. wohl soviel als: der Gott Ptah war selbst von Haus aus nichts anderes als der totemistische Stiergott von Memphis.

3. Amon, der Lokalgott des oberägyptischen Theben, war ursprünglich ein Gott der Fruchtbarkeit, der Erde und der Toten, also dasselbe in Oberägypten, was in Unterägypten Osiris war. Mit dem bisherigen Reichsgott Ra zu einer göttlichen Person verschmolzen, blieb dieser Amon-Ra fortan der höchste Gott Ägyptens der Sonnengott par excellence, der als Schöpfer der ganzen Welt gepriesen wurde. Wer also — wie leider so viele! — immer noch gewohnt ist, alle Aufklärung religionsgeschichtlicher-mythologischer Fragen vom Orient und Ägypten zu erwarten, der wird sich der Vermutung nicht entziehen können, das auch die Götter des griechischen Olymp eigentlich gar nicht auf diesem Berge in den Wolken des Himmels gewohnt haben, sondern, ebenso wie der in der Rotbartgestalt fortlebende Wodan (Odin) in einem Berge (Kyffhäuser) sitzt, in den Schluchten und Grotten der Wälder ihre Wohnsitze hatten, die sie allerdings oft verließen (Sonne, Mond, Gewitterwolke), zu denen sie aber immer wieder zurückkehrten, um bei der Erdgöttin zu nächtigen. Überhaupt ist die ursprüngliche Auffassung, daß die Götter in den Bergen hausen, in Germanien viel weiter verbreitet als im alten Griechenland; man lese hierüber den Artikel „Kyffhäusersage" in Brockhaus' Konservationslexikon 14. Aufl.: „So lebt bei Mehnen in Westfalen Wedekind, auf Geroldseck ein Siegfried, bei Ruffach im Elsaß, im Unterberg bei Salzburg, im Odenberg in Hessen Karl d. Große usw." — Der Name Kyffhäuser hängt mit Gibich, vgl. Gibichenstein bei Halle, zusammen.

II. Die Troglodytenhöhlen in Mittel-Europa und Griechenland (Leukas-Ithaka).

1. Die ältesten Wohnungen des Menschengeschlechts.

Domus antra fuerunt.
Et densi frutices. — —
Ovid. Metamorphosen (die 4 Weltalter).

Wenn in dem vorliegenden Werke die Entstehung der Griechentempel aus den Wohnungen der vorgeschichtlichen Volkstämme Mitteleuropas betrachtet werden soll, so darf — ich würde das gerade für eine absichtliche Fälschung des Themas halten — die Untersuchung nicht erst mit dem Vergleich der prähistorischen Pfahlbauhütten beginnen, sondern muß bis zu den ältesten Wohnstätten des Menschengeschlechts zurückgehen, da es doch durchaus möglich ist, daß schon diese die Schauplätze der primitivsten Götterverehrung waren. Wie Ovid in dem oben zitierten Verse[1]) sieht auch Vitruv[2]) als solche die Höhlen an:

1. „Die Menschen wurden von Alters her, gleich den wilden Tieren, in Wäldern und Höhlen geboren und lebten von wilden Gewächsen (Abb. 8). Einstmals schüttelte irgendwo Sturm und Ungewitter die dicht stehenden Bäume so sehr, und rieb ihre Zweige so hart aneinander, daß sie in Brand gerieten[3]). Erschreckt von der Heftigkeit der Flamme, entflohen erst die Bewohner der Gegend. Nachher als des Feuers Ungestüm nachgelassen, nahten sie sich demselben, bemerkten, daß die Wärme dem Körper sehr behaglich sei; unterhielten sie durch angelegtes Holz, und holten noch andere mehr herbei, denen sie durch Geberden zu verstehen gaben, welchen Nutzen sie davon hatten". Nach einer Bemerkung über die Entstehung

[1]) Ovid Metamorphosen: »Die Häuser waren Höhlen und dichtes Strauchwerk.«

[2]) Vitruv, deutsch von A. Rode, Band 1, S. 63—64. II. Buch. 1. Kap.

[3]) Auch der Blitzschlag kann die Waldbäume entzündet haben, doch ist wohl nicht anzunehmen, daß sich die Menschen dauernd das Feuer von diesen brennenden Bäumen holten; vgl. II, 11.

Abb. 8. Höhle im schwäbischen Achtal (Hohlefels) nach Ranke, Der Mensch, II.

der Sprache fährt Vitruv fort: „Als nun, bei Gelegenheit der Erfindung des Feuers, unter den Menschen erst Zusammenkünfte, Umgang und Gesellschaft entstanden, und mehrere sich an einem Orte versammelten; der Mensch auch überhaupt von Natur vor den übrigen Tieren den Vorzug hat, daß er nicht gebückt, sondern aufrecht einher geht und der Welt und Gestirne Pracht anschauet, ingleichen vermittels der Hände und Gelenke zu jeder Arbeit Geschick hat; so fingen sie an, die einen aus Laub Obdächer zu machen, die andern Höhlen unter Bergen zu graben, und noch andere, in Nachahmung der Schwalben in dem Baue ihrer Neste, aus Lehm oder Reisern Hütten zu ihrer Wohnung zu verfertigen. Einer stellte darauf über des anderen Bau Beobachtungen an, und so kamen von Tag zu Tag bessere Arten von Wohnungen zum Vorschein. — Zuerst errichtete man Gabelhölzer — furcae —, flocht Reiser — virguttae — dazwischen und beklebte die Wände mit Lehm. Darauf trockneten einige Lehmstücke und erbauten davon, vermittels Fachwerks — jugumentantes — Wände, welche sie zum Schutze vor Regen und Sonnenhitze mit Schilf — harundines — und Laub bedeckten. Als aber nachmals während des Winters dieses flache Dach den Regen nicht abhielt, errichteten sie Giebel — fastigia — überzogen diese mit Lehm, und leiteten, indem sie die Dächer schräg machten, die Traufe ab. — 2. Die Phrygier, welche in Ebenen wohnen, welche Mangel an Waldung haben, wählen natürliche Hügel, höhlen diese im Mittelpunkt aus, graben Eingänge — itinera — hinein, und geben dem inneren Raume soviel Ausdehnung, als es immer die Beschaffenheit des Orts zuläßt. Aber darüber errichten sie aus untereinander verbundenen Pfählen eine Kegelsäule — meta — welche sie mit Stroh oder Schilf decken und mit Erde überhäufen. Bei dieser Einrichtung ihrer Häuser wohnen sie im Winter sehr warm, im Sommer sehr kühl usw.“

Absichtlich habe ich diesem Schriftsteller, der als einziger eine zusammenhängende Darstellung der Architektur des Altertums zu geben sich bemüht, der dabei allerdings — wie jedem Fachmann oder Forscher auf dem Gebiete der Geschichte der Baukust bekannt ist — eine Reihe von Irrtümern (größern und kleinern) hat mit unterlaufen lassen, an der Spitze meiner Beweisführung das Wort verstattet und zwar 1. nicht nur deswegen, weil seine Darstellung und Entstehung der ältesten Wohnhäuser eine in der Tat ziemlich richtige Stufenfolge vom elendsten Schlupfwinkel der noch halbtierischen Urvölker an

bis zum Lehm- und Fachwerkhause erkennen läßt, sondern 2. hauptsächlich deswegen, weil er die Höhle als ältesten Wohnort der Urmenschen in den Vordergrund gestellt hat, die sich aus eigner Kraft in nie rastender Weiterentwicklung schließlich zum „Wohnhause" emporgearbeitet haben; 3. auch rechne ich es ihm zum Verdienst an, daß er die primitiven Wohnungen der europäischen Barbarenstämme einschließlich der blonden Phryger Kleinasiens (s. oben) als Vorläufer der Bauten seiner Zeit ansieht, anstatt — wie es heute die Verehrer des Semitentums und Wortführer des „Panbabylonismus" tun — die Übernahme fertiger, vollendeter Tempel- und Hausformen aus dem Orient durch die zu bloßen Nachäffern degradierten Barbaren des Nordens immer und immer wieder zu predigen. Noch eine Reihe anderer antiker Schriftsteller so Plinius (siehe II, 2) sprechen von den Höhlen als ältesten Wohnstätten des Menschengeschlechts, eine wissenschaftliche Tatsache, die um so erfreulicher ist, als sie die moderne Naturforschung im vollsten Umfange bestätigt.

2. Die Höhlenwohnungen der älteren Steinzeit.

„Die Sommerwohnungen der diluvialen Jägerstämme Europas mögen Fellzelte[1]) gewesen sein, wie sie heute noch die in ähnlichen klimatischen Verhältnissen lebenden arktischen Völker Asiens und Amerikas benutzen. Winterwohnungen und Schutz vor den Unbilden eines rauhen Wetters[2]) boten ihnen in den Höhlengegenden die natürlichen Höhlen. Die deutschen und europäischen Ureinwohner hatten keine anderen Wohnungen, sagt O. Fraas, als welche die Natur ihnen bot, das sind die Höhlen (Abb. 9.) Die Höhlen spielen überall, woher uns alte Geschichte überliefert ist, ihre Rolle als Wohnungen des Menschen; im alten Kolchis, am Schwarzen Meere und am Kaspi, in Syrien, am Sinai und am Nile wohnten die Menschen in Höhlen. Boyd Dawkins macht darauf aufmerksam, daß die Höhlen seit den ältesten geschichtlichen Zeiten nicht nur von dem Menschen, sondern auch für die unter seinem Schutze stehenden Haustiere benutzt worden sind. Die in den rauhen Abhängen Palästinas zu Tage tretenden Höhlen dienten, wie wir im Alten Testamente[3]) lesen, sowohl als Wohnungen, wie

[1]) Ein solches Nächtigen unter Fellzelten darf aber in genauem Sinne gar nicht als ein »Wohnen« bezeichnet werden, dieser Begriff paßt nur für den Winteraufenthalt.

[2]) Auch in der Odyssee (Eumäus!) ist das Wetter sehr rauh.

[3]) Zur Zeit des Gideon bei den Überfällen der Midianiter.

als Begräbnisstätten, und aus den bei den ältesten griechischen Schriftstellern zerstreuten Angaben können wir entnehmen, daß sie auch in Griechenland als Wohnstätten gebraucht wurden. Die Erzählung von den Kyklopen beweist, daß sie auch als Ställe für die Ziegen dienten[1]). Der Name Troglodyten[2]), mit dem so viele Völker des frühesten Altertums bezeichnet werden, deutet darauf hin, daß es eine Zeit in der Geschichte der Menschen gab, wo der Ausspruch des Plinius, „Höhlen dienten als Häuser", vollkommen richtig war. Die afrikanischen Höhlen sind seit dem frühsten Altertume bis zur Eroberung Algiers durch Frankreich Zufluchtsorte gewesen, und im Jahre 1845 wurden mehrere Hundert Araber in den Höhlen von

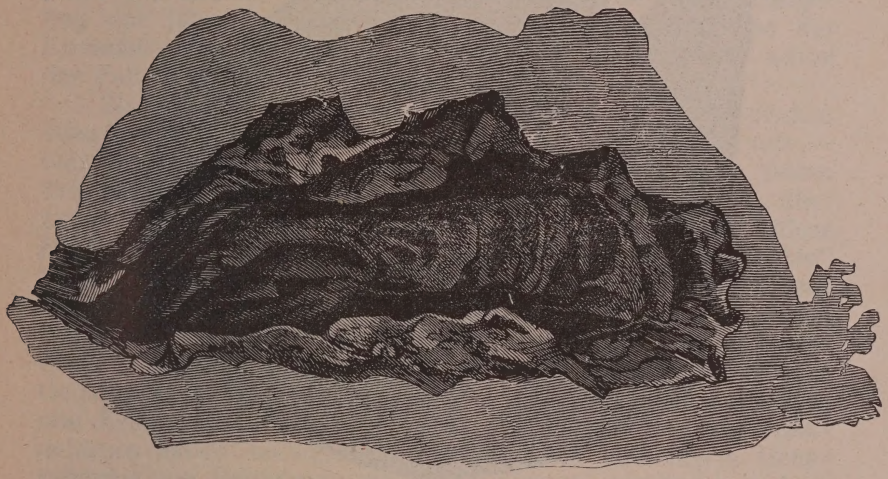

Abb. 9. Senkrechter Durchschnitt durch die Höhle im Achtal.
Nach Ranke, Der Mensch, II.

Dahra durch den Rauch eines Feuers erstickt, das der damalige Oberst Pelissier vor ihrem Eingange angezündet hatte. Livingstone beschreibt in seinen letzten Briefen die ungeheuren Höhlen in Zentralafrika, welche ganzen Stämmen mit Vieh und Hausgerät als Obdach dienen. Frankreich, England, Deutschland liefern Beweise, daß in historischer und zum Teil neuer und selbst neuster Zeit die Höhlen dauernd bewohnt oder als vorübergehende Zufluchtstätten benutzt wurden. In Frankreich

[1]) Siehe unten II, 6 u. II, 9. Bekannt ist die griech. Fabel von dem Hirten, der seine Herde beim Sturm (Winter) in eine Höhle trieb.
[2]) troglon = Höhle, dy = hineintauchen, schlüpfen, vgl. Schiller.

kann man, nach Desnoyers, noch heutigestags ganze Dörfer mitsamt einer Kirche in Felsen finden; es sind nur Höhlen, die von Menschenhand umgeformt erweitert und verändert sind. Das „Klösterl“ am Donauufer bei Kelheim ist noch heute bewohnt und zum großen Teile nur eine zur Wohnung und Kirche umgestaltete natürliche Höhle. So entstanden auch die berühmten Felsendörfer und Felsenstädte am Nil; schließlich, als sich der Mensch doch in eigens gebauten Wohnstätten

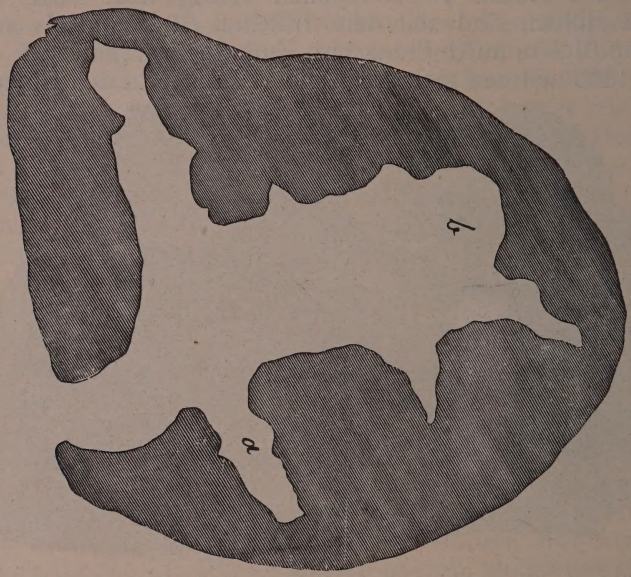

Abb. 10. Grundriß der Hohlefels-Höhle nach Ranke, Der Mensch, II.

wohler fühlte, wurden die alten Wohnstätten in Grabstätten umgewandelt[1]). Überall haben sich Sage und Mythe der Höhlen bemächtigt, sobald andre Zeiten und andere Bräuche kamen, welche der Höhlen nicht mehr bedurften. Alle Höhlengebiete Deutschlands sind wie die Schwäbische Alb (Abb. 8, 9 und 10) mit einem reichen Kranze von Sagen geschmückt, die einen Riesen und eine Höhle zum Mittelpunkte haben. Als Hintergrund der Frau Holle, die in der Höhle sitzt, oder des Unholdes, der darinnen einen Schatz bewacht, dürfen wir Er-

[1]) Der Gestorbene soll auch im Tode seine Wohnstätte nicht entbehren.

innerung an einstmalige Bewohnung der Höhle erblicken. Aus den Ureinwohnern wurden in dem Munde des Volkes bald Zwerge, Trollen, Wichte, bald Riesen und Unholde. „Die Griechen der Homerischen, Zeit machten aus ihren alten Höhlenbewohnern, den Riesen Polyphem die Schwaben einen Riesen Heim, der im Heimenstein sitzt und schläft. Beim Erwachen sieht er eines Tages verwundert einen Bauer pflügen, den die Tochter dann mit Pflug und Ochsen in der Schürze holt. Der pflügende Bauer ist der neue Einwanderer, der mit Haustieren und der Pflugschar dem alten Urmenschen vor die Höhle rückt, ihn trotz dessen größerer physischer Kraft besiegt und verdrängt. Denn das Geschlecht der Fleischesser, sagte der Sioux-Häuptling vor Jahren in Washington, wird vom Geschlechte der Kornsäer vertilgt werden. Das war vor Jahrtausenden schon der Fall und wird so bleiben, so lange die Erde steht."

So schildert der berühmte Förderer der anthropologischen Wissenschaft[1]) die Höhlenwohnungen und beschreibt auch — was wir weiter unten besprechen wollen — auf den Seiten 414, 420 das Leben der Höhlenbewohner. Hören wir aber zuvörderst, was die Wissenschaft der Geologie über diese Höhlengebilde sagt! In Dr. Melchior Neumayrs „Erdgeschichte" Band I heißt es auf S. 454. So entstehen größere Hohlräume, die berühmten Höhlen der Kalkgebirge, welche in so vielen Gegenden z. B. in Franken in der Umgebung von Muggendorf in den Devonkalken Mährens und in vielen anderen Gegenden, am schönsten in den sogenannten Karstdistrikten von Krain, Istrien und Dalmatien[2]). Diese Höhlen des Kalkgebirges haben teilweise in früherer Zeit zahlreichen Generationen von Raubtieren zur Stätte gedient; wir finden in denselben oft in ungeheurer Menge die Knochen dieser Bewohner[3]) zusammen mit denjenigen der Tiere, welche sie als Beute in ihre Schlupfwinkel geschleppt haben. In manchen haben auch in früherer Zeit Menschen, noch unkultivierte Ureinwohner, sich häuslich eingerichtet; wir finden dann ihre rohen, aus Feuerstein, Hirschhorn, Knochen und ähnlichem Materiale gearbeiteten Werkzeuge und Waffen zusammen mit den Resten ihrer Mahlzeiten. Um diese verhältnismäßig geschützten Woh-

[1]) J. Ranke »Der Mensch« 1887, II. Band, S. 413—414.

[2]) Gerade die Höhlen des Karstes müssen mit ihren wunderbaren Gebilden die Vorstellung von übersinnlichen Wesen mächtig gefördert haben; vgl. hierüber den Abschnitt über die Tropfsteinhöhlen III, 6.

[3]) Beispiele solcher Höhlen sind in den betreffenden Werken aufgeführt.

nungen hat, wie es scheint, ein erbitterter Kampf stattgefunden zwischen den Menschen und Raubtieren jener Zeit, dem Höhlenlöwen, der gewaltigen Höhlenhyäne und dem riesigen Bären. Räumt man die Knochenlager vorsichtig und schichtweise vom Höhlenboden ab, so sieht man, daß ein und dieselbe Grotte im Verlaufe der Zeit von verschiedenartigen Bewohnern eingenommen war; oft hat der Mensch die Hyäne oder den Bären verdrängt, aber auch umgekehrt ist oft der Mensch in dem Kampfe unterlegen." —

Somit geben uns also die Wortführer zweier zunächst ganz getrennter Wissenschaften, der Anthropologie und der Geologie, die unanfechtbare Gewähr dafür, daß im Anfang der menschlichen Entwicklungsgeschichte der Mensch Höhlenbewohner war und daß es in jener Vorzeit keinen Menschen gab, der nicht wenigstens zur Winterzeit seine Wohnung in den Höhlen sich suchte. So erfreulich nun die Ergebnisse der Rankeschen Darstellung für die grundliegenden Gedanken meiner ganzen Beweisführung auch sind, mit dem Schlußsatze „von dem neuen Einwanderer" kann ich mich nicht befreunden, weil er in dieser Kürze geeignet ist, eine falsche Vorstellung aufkommen zu lassen, nämlich die, daß aus dem Geschlecht der Höhlenbewohner nie etwas anderes geworden sei und daß eine neue Generation, die nicht von Höhlenbewohnern abstammte, diese körperlich viel stärkeren Troglodyten überwältigt, verdrängt und ausgerottet habe. Daß der Gedankensprung, neben dem Höhlenmenschen plötzlich ein Geschlecht von Ackerbauern anzunehmen, über deren Herkunft man achselzuckend hinweggeht, durchaus unwissenschaftlich sei, habe ich schon oben angedeutet; das heißt nicht, eine Frage systematisch von Anfang bis zu Ende behandeln, sondern erweckt den Anschein, als wolle man die Frage, wie und wo denn die ersten Ackerbauer gewohnt haben, umgehen. So bin ich denn fest davon überzeugt, daß das Geschlecht der Höhlenbewohner entwicklungsfähig war und daß auch die Ackerbauer[1]), ebenso wie die Hirten und Jäger in letzter Linie

[1]) Überhaupt sind in neuester Zeit einzelne Forscher gar nicht mehr geneigt, den Ackerbau als solchen für eine höhere Stufe gegenüber der Viehzucht zu halten; so erklärt F. Goldstein, der der althergebrachten Dreistufentheorie (Jäger — Viehzüchter — Ackerbauer) die Berechtigung aberkennt (»Zeitschrift für Sozialwissenschaft« 1907, Heft 10), daß der Viehzüchter durch den Besitz seiner Herden unstreitig als der reichere Besitzer gegenüber dem kleinen Ackerbauer (der mit fremdem Kalbe pflügt) gegolten habe; auch ist der Mensch ursprünglich Pflanzenesser gewesen, und nicht Fleischesser. (Globus 1908, No. 6, S. 98.)

von den Höhlenbewohnern abstammen, wodurch natürlich gar nicht geleugnet werden soll, daß die hartnäckigsten Bewohner dieser Höhlen, denen jede Fähigkeit, sich in die veränderten Verhältnisse zu schicken, fehlte, schließlich von den mißhandelten Ackerbauern vertilgt wurden. Auch Driesmans[1]) vertritt die Ansicht, daß die Behauptung einzelner englischer und französischer Forscher (Boyd-Dawkins, Lubbok, Dupont, Bertrand), „in den Lappländern und Eskimo seien die letzten Abkömmlinge jener Höhlenbewohner zu erblicken, die von Mitteleuropa nach Norden gezogen seien, keinen Beifall verdiene, sondern daß man Reinach zustimmen müsse, der mit Recht eingewandt hat, „daß eine Bevölkerung, die eine so entschiedene Anlage zum Kulturfortschritt bekundet wie die Höhlenmenschen, unmöglich danach auf einer so primitiven Stufe stehen bleiben konnte, wie die heutigen Lappen, Finnen, und Eskimo."

3. Die Kulturzustände der paläolithischen Höhlenbewohner.

a) Fähigkeiten und Sitten dieser Höhlenbewohner.

Wenn ich nun die Lebensäußerungen des Höhlenmenschen und seine bereits erworbenen Fähigkeiten der Reihe nach betrachte, so geschieht dies zu dem Endzweck, an ihm, wenn er es auch in der paläolithischen Periode noch nicht bis zur Tätigkeit eines Hirten, d. h. eines Bezähmens der Haustiere bringt, doch die Entwicklungsfähigkeit zweifellos nachzuweisen. So verstand nach der übereinstimmenden Darstellung namhafter Forscher der Höhlenmensch:

1. Feuer zu machen. [Schon der Urmensch, der in der Schweizerbildfelsnische vor etwa 20 Jahrtausenden hauste, besaß den aus Steinplatten geformten Herd[2]).]
2. Den Höhlenbären und andere gewaltige Tiere zu überwältigen (Fallgruben).
3. Ihr Fleisch mit Hilfe des zum Hammer umgestalteten Bärenkiefers kunstgerecht zu zerlegen und die Knochen, um das Mark auszusaugen, aufzuschlagen.

---

[1]) Heinr. Driesmans, »Der Mensch der Urzeit« Stuttgart (Strecker und Schröder 1907), S. 28.

[2]) Heinr. Driesmans, ebendaselbst, S. 35; dort werden auch die von Prof. Kramberger (Agram) in der Höhle von Krapina (Kroatien) gemachten Funde besprochen.

4. Das mit Hilfe eines Feuersteinsplitters abgezogene Fell zu einem Anzug umzugestalten, welcher den Körper des Höhlenmenschen ganz (auch sein Gesicht!) bedeckte[1]) und ihn befähigte, die gewaltigen Jagdtiere zu beschleichen.

5. Gewisse Kunstfertigkeiten auszuüben, den Körper zu schminken und die Wände der Höhle mit Bildern, die Knochengeräte mit Schnitzereien zu verzieren (siehe unter b); auch die Anfänge der Töpferei, sowie der Flechttechnik, die auch zum Hürdenbau verwendet wurde, gehen in diese Zeitperiode zurück.

Wenn nun das vorliegende Buch es unternimmt von dem Menschenschlage dieser riesenhaften Höhlenbewohner im urgeschichtlichen Deutschland den Ausgang aller indogermanischen Kultur und schließlich auch die Herstellung der Wohnungen für die himmlischen Götter herzuleiten, so muß diesem Riesengeschlecht etwas innegewohnt haben, was schon in jener Urzeit uns zur Bewunderung zwingt. „Keins der Tiere war zum Dienste des Menschen gezähmt. Es war weniger die physische Stärke, die dem Menschen im Kampf gegen die (mit wenigen Ausnahmen) ihm an Kraft überlegenen Tiere half. Es galt hier, mit geistiger Überlegenheit die unbewachten Augenblicke des Tieres auszukundschaften und dasselbe zu überraschen oder in Schlingen zu Falle zu bringen. „Um so bewunderungswerter", so schließt O. Fraas seine Darstellung, „steht der Wilde der schwäbischen Höhlen vor unsern Gedanken, sehen wir doch in ihm, daß er zu den ersten gehört hat, welche im harten Kampf mit dem Leben die Übung des menschlichen Geistes trieben und eben damit den Grund legten zu jeder späteren Entwicklung im Sinne des kulturellen Fortschrittes". (Ranke, S. 420.)

Der wichtigste Unterschied in der Lebensweise zwischen diesen paläolithischen Höhlenbewohnern und den Troglodyten der jüngeren Steinzeit besteht also hauptsächlich in dem gänzlichen Mangel an Viehzucht. „Der Gebrauch der Haustiere war der diluvialen Steinzeit, als der Mensch gleichzeitig mit dem Mammute und Rhinozerose in Europa lebte, vollkommen unbekannt, auch nicht der Hund war gezähmt". (Ranke, S. 536).

Zur Ergänzung der unter 5 genannten Kunstfertigkeit nenne ich noch:

1. Die Auffindung[2]) eines Jägerlagers aus der Steinzeit in den Donauländern, welches neben andern steinzeitlichen

[1]) Der Stammvater der Arkader Arkas wurde sicherlich (infolge der Wortverwandtschaft mit arktos Bär) als »Bärenmensch« aufgefaßt.

[2]) Nachricht der Täglichen Rundschau 1907.

Geräten einen Stoff aufwies, der sich nach eingehender Untersuchung als Schminke zur Färbung des Gesichts herausstellte.

2. „Das hürdenartige Geflecht, welches auf einem Renntierknochen (aus den Höhlen der Dordogne) eingraviert ist neben einem Manne mit 2 Pferden, halte ich[1]) für die Darstellung eines Sommerhauses der Diluvialmenschen: zwischen senkrechten, pfeilerartig gestellten Stützen sind quer herüber Rundstäbe zur Bildung einer etwa mannshohen Wand befestigt, die offenbar absichtlich angedeuteten Krümmungen und Unregelmäßigkeiten der Querstäbe scheinen die natürlichen Krümmungen der Äste und Zweige anzudeuten, aus denen die Wand geflochten wurde. Solche „geflochtenen Wände" waren für Hüttenbauten während der jüngeren Steinzeit vielfach üblich, das Flechtwerk wurde dann einseitig, nämlich innen, oder doppelt, innen und außen, mit Lehm beschlagen, so daß dadurch feste Wände gebildet wurden, von denen sich mannigfache Reste aus der jüngeren Steinzeit erhalten haben."

b) Die Anfänge der Wandmalerei bei den paläolithischen Höhlenbewohnern.

Muß bei dem Forschen nach der ältesten „Wohnung mit Herd" bis in die Höhlenzeit zurückgegangen werden, die — wie wir eben gesehen haben — die Feuerbereitung schon kennt, so ist dies um so notwendiger, wenn wir etwa den Anfängen der mykenischen Wandmalereien nachspürend, die Entstehung dieser Kunstübung ergründen wollen. Nichts kann die Hochachtung vor den vorgeschichtlichen Höhlenbewohnern Europas mehr begründen helfen, als diese Höhlenwandbilder. Für die europäische Vorgeschichte kommen natürlich, da die hochinteressanten Funde Erland Nordenskiölds in den Höhlen von Peru und Bolivia und die dort entdeckten, sogenannten Petroglyphen d. h. die von den Urbewohnern in die glatte Felswand eingeritzten Zeichnungen bei Seite bleiben müssen, nur die Wandbilder der Höhlen in Frankreich bes. in der Provence in Betracht; schon im Jahre 1867 wurden auf der Pariser Weltausstellung Kunstübungen der Urbewohner Frankreichs gezeigt: primitive aber überaus lebenswahre Bilder von Tieren, die in sehr weit zurückliegender Zeit auf Elfenbein, Horn oder Stein geritzt worden sind und die man in pro-

[1]) J. Ranke (»Der Mensch«, II, S. 431) fügt hinzu, daß ihm bei Abfassung dieser Zeilen ein solches Lehmstück eines derartigen Wandbeleges vorgelegen habe.

vençalischen Höhlen ausgegraben hatte. Die wichtigsten Wandbilderfunde sind nach einer kürzlich gemachten Zusammenstellung[1]) etwa folgende:

1. Die von dem Spanier de Santuola entdeckten Höhlenbilder, die genau entsprechend den genannten Zeichnungen und Schnitzereien in großen Zügen auf Wände und Decken gemalt waren (Pferde, Urstiere, Wildschweine, Hirsche); sein 1879 veröffentlichter Bericht fand aber, da die Gelehrten Fälschungen vermuteten, wenig Glauben.

2. Die 1895 entdeckte Höhle La Mouthe südlich vom Wézèretate (Nebenfl. d. Dordogne), woselbst Knaben im Hintergrund derselben in einem schmalen niedrigen Gange (90 m vom Eingang entfernt), die in die Wände eingeritzten Tierbilder fanden.

3. Die Höhle von Pair-non-pair bei Bourg.

4. Die 1901 entdeckte Höhle Les Combarelles, die Wandbilder von Pferden, Renntieren, Bisons, Steinböcken. Bären usw., eingraviert oder in Umrißlinien gemalt, enthält.

5. Die Grotte Font de Gaume bei dem Dorfe Les Exzies; hier fanden sich auch Tierbilder (bes. Bisons), bei denen der ganze Tierkörper übermalt war.

In diesen und vielen anderen seit 1901 entdeckten Höhlen sind abgebildet außer den Tieren: Menschen, Waffen oder Geräte, Pfeile, die auf jagdbares Wild zufliegen, Harpunen, sonderbare Zeichnungen, die man für Hütten hält, hier und da auch Hände und viele bis jetzt unverständliche Zeichen, in denen einige phantasievolle Forscher eine Art Schriftzeichen vermuten. Charakteristisch ist es, daß die Darstellungen von Menschen fast immer schlechter sind als die von Tieren; der Malerei dieser Zeit fehlen noch die „Ideen".

Die von dem Schweizer Altertumsforscher Hauser im Vézèretal entdeckten wertvollen Funde sind mit anderen solchen durch bildliche Darstellungen verzierten Gegenständen jetzt für das Berliner Museum für Vorgeschichte erworben und in diesen Tagen im Lichthof des Kunstgewerbemuseums ausgestellt. (6. März 1908)[2]).

Diese steinzeitlichen Malereien werden für die Beurteilung der Wandbilder von Mykenä von großer Bedeutung sein.

---

[1]) Daheim, 43. Jahrgang, No. 27, 6. April 1907, S. 22.
[2]) Tägliche Rundschau 1908, No. 111.

c) Der Übergang von der älteren zur jüngeren Steinzeit.

Zu den schwierigsten Fragen (siehe unten II, 4) gehört die Beurteilung der Zwischenzeit, die den Übergang von der älteren zur jüngeren Steinzeit bildet. Im letzten Jahrzehnt hat Leutnant Franz Mühlhofer-Triest[1]) durch Erforschung der Karsthöhlen wichtige. Entdeckungen gemacht:

„Die trockene Steppenzeit, in der die Sinterbildung ansetzt, ist das Ende des Diluviums, dessen Minimalalter sich von verschiedenen Gesichtspunkten aus (Vivian, Sinterschichten in der Kanthöhle; Lyell. Hebungsbewegung von Sandmassen; Mortillet, Verwitterungsgrad der Gletscherschliffe) annähernd berechnet auf 250 000 Jahre beziffert. Nun tritt wieder der Mensch auf. Hirsche, Wölfe, Eber und Bären sind seine Gesellen. Trotz der Kenntnis des Feuergebrauches treibt ihn die Kälte in die letzten Enden der Grotten und hier geben wieder Speiseüberreste von Südwasserfauna Zeugnis von anderer hydrographischer Beschaffenheit. Die Flintartefakte sind zierlicher und häufiger, auch versteht er sich bereits in einfacher Keramik. Die Kältewirkung scheint noch durchaus sein Treiben zu beschränken. Endlich läßt sie nach! Der Mensch bewohnt nun allmählich nur luftigere Grotten, Felsennischen und legt sich auch im Freien Wohnstätten an. Eber und Bär treten zurück. Der Jäger verehrt sie als seltene Beute, denn er zeichnet sie auf gebrannte Knochen oder bearbeitet sorgsam ihre Zähne zum Schmuck als seine Zierde. Feuersteingeräte in feinster Ausführung stammen aus der Umgebung, Süditalien usw. Ja selbst indische Steine und Kupfer werden verarbeitet die Tongeräte sind oft kunstvoll verziert und sehr zahlreich, dasselbe gilt auch von den Knochenartefakten. Als Jäger und Kaufmann tritt uns also der Mensch der jüngeren neolithischen Steinzeit entgegen mit einer Kultur, die wir bestimmt unterschätzen". — Gerade dieser letzte Satz ist von ungemeiner Bedeutung; die Bewohner der Höhlen des Karst und der angrenzenden Gebirgszüge (Rhätien, Illyrien) erscheinen durch diese Darstellung als Kulturträger, die es gar nicht nötig hatten, erst (um das Jahr 1100 v. Chr.) durch die Phöniker auf die Grundlagen einer Lebensweise geführt zu werden, die sie auf Grund einer aus eigner Kraft erstrebten fortschrittlichen Entwicklung schon längst selbst besaßen. Das Vorkommen des Stadtnamen Phoenice in Epirus sowie die

[1]) Globus XCII, No. 7, S. 111.

scheinbar semitische Herkunft einzelner Inselnamen des jonischen Meeres[1]) hatte eine Reihe von Forschern verleitet, das Aufblühen der achäischen Kultur bei Dodona usw. für eine Tat der phönizischen Kolonisation auszugeben; diese geht aber ins 3. und 4. Jahrtausend vor Chr. zurück.

4. Gebirgshöhlen und Erdhöhlen.

Wer nun aber an dieser von den ältesten Höhlenbewohnern gegebenen Darstellung deswegen Anstoß nimmt, weil die immerhin verhältnismäßig geringe Zahl der uns als Fundstätten solcher paläolithischen Feuersteinkultur bekannten Höhlen dem Gedanken im Wege steht, sie könnten in einer vielleicht Jahrtausend langen Periode die einzigen Herbergen des Menschengeschlechts gewesen sein, den verweise ich auf die weiterhin noch eingehend zu besprechende Tatsache, daß sich als gleichwertig den Gebirgshöhlen die künstlich gewühlten Erdhöhlen und Erdlöcher an die Seite stellen, die ihrerseits einen zwanglosen Übergang zu den backofenförmigen Lehmhütten bilden.[2])

Von diesen lesen wir bei Ranke[3]) folgendes: „Interessant ist es, daß noch im Avesta, dem heiligen Buche des Zendvolkes, unterirdische Wohnungen genannt werden, wie sie noch heute im Iran häufig sind, wie sie Xenophon bei den Armeniern fand und von denen Tacitus bei den Germanen berichtet". Die Stelle bei Xenophon[4]) lautet: „Die Wohnungen (der Armenier) waren unterirdisch (*κατάγειοι*) mit einer Mündung wie die eines Brunnens nach unten hin sich verbreiternd. Die Menschen stiegen auf Leitern hinab". Tacitus berichtet[5]): Man gräbt sich als Zufluchtsort für den Winter und als Vorratskammer für die Feldfrüchte unterirdische Höhlen, die mit viel Dünger überdeckt werden. Solche Höhlen mildern die harte Winterkälte, und bricht einmal der Feind herein, so plündert er doch nur das offen Daliegende, von den vergrabenen Geheimnissen weiß er entweder nichts, oder er findet sie eben nicht, weil er nicht weiß, wo er sie suchen soll".

5. Die Höhlenbewohner der jüngeren Steinzeit.

Noch weit größere Fortschritte macht die Urbevölkerung Europas in der jüngeren Steinzeit. Unter den populär ge-

[1]) Dieselben sind aufgezählt in meinem »Hilfsbuch zu Homer« S. 133.
[2]) Vgl. II, 1.
[3]) Ranke, der Mensch II, S. 541.
[4]) Xenophon Anabasis IV, 5 u. 25.
[5]) Tacitus Germania, Kap. 16. Ende.

haltenen Darstellungen behandelt auch Driesmans diese Zeitperiode[1]): „Nachdem der Urmensch sich einmal in die Höhlen wie in sicheren Burgen festgesetzt hatte, nahm seine Entwicklung in Künsten und Fertigkeiten einen ungeahnten Aufschwung. Wir dürfen diese Höhlenzeit vielleicht in etwas mit der Klosterzeit des Mittelalters vergleichen. In diesen Höhlen blieben die schwächeren Elemente, blieben zumal Frauen und Kinder zurück und konnten sich in Sicherheit und Muße ihren Künsten hingeben". Gleichwohl liegt zwischen der älteren und jüngeren Steinzeit eine bisher unüberbrückte Kluft; die von Driesmans[2]) aufgestellten Vermutungen können hier nicht besprochen werden[3]). Die jüngere Steinzeit unterscheidet sich von der älteren durch Glättung und Polierung der Werkzeuge. „Überblicken wir den Schatz des gesamten Hausrates der jüngeren Steinzeit[4]) so finden wir außer zahlreichen und verschiedenen Gefäßen an Waffen aus Stein: Lanzen- und Pfeilspitzen, Dolche, Streithämmer, Streitkolben (Keulenknäufe), Fischhaken; an eigentlichen Werkzeugen: Beile verschiedener Form und Größe, Hohlbeile, Schmalmeißel mit gerader und hohler Schneide, sichelförmige Sägen, mit mannigfaltiger Ausgestaltung, Sägen gewöhnlicher Art, auch auf das feinste gezähnt, Bohrer, Messer aus Flintspänen, gewöhnliche Schaber, Rundschaber und Hohlschaber, Hämmer, hobeleisenförmige (Schuhleisten-) Beile, Glättsteine, Klopfsteine, Mühlen, Spinnwirtel aus Stein und Ton, Netzsenker; ferner aus Knochen; Pfriemen verschiedener Art, Nähnadeln, Spateln, Dolche und dolchartige Waffen, Harpunen, dann Keulenknäufe, Beilfassungen und allerlei anderes Gerät aus Hirschhorn und dergl. mehr. Von den unzweifelhaft vorhanden gewesenen Werkzeugen und sonstigen Geräten aus Holz, aus der Hornscheide der Wiederkäuer, aus den Häuten und der Wolle der Tiere und aus Pfanzenfasern (Lindenbast und Lein) haben wir wegen ihrer Vergänglichkeit nur geringe Kenntnis; doch wissen wir, daß man Beil- und Hammerschäfte, Pfeilschäfte und Bogen, dolchartige Geräte, Spindeln, Löffel, Schöpfkellen, Dolchgriffe, Fassungen von Flint-Messern und Sägen, auch Türen und Fensterbalken aus Holz herstellte; man hatte Schnüre und Stricke aus Bast, Gewebe und Lein, Flechtgegenstände aus

[1]) Driesmans, der Mensch der Urzeit, S. 29.
[2]) S. 46 ebendaselbst.
[3]) Karl Penka glaubt, daß in den Kjökkenmöddinger die Zwischenstufe zu erkennen sei.
[4]) Much, »Heim. d. J.« S. 22 u. 23.

Bast und Ruten, jedenfalls auch Leder und Pelzwerk; man konnte zimmern (vgl. Abschnitt V, VI) Häuser und Schiffe bauen; man verstand zu ackern und zu ernten und die Tiere zur Hülfeleistung herbeizuziehen, Getreide zu mahlen, Brot zu backen, Töpfe zu formen und zu verzieren, Leder und Gewebe zu färben und die Wände des Hauses zu bemalen. Schließlich sei es gestattet, noch auf einige Schmucksachen, wie z. B. Zierscheiben, Knöpfe und Perlen aus Stein und Bernstein, durchbohrte und zuweilen selbst verzierte Tierzähne, Schmucknadeln und Kämme aus Bein aufmerksam zu machen." — Alle diese Gegenstände bekunden schon einen ungemein entwickelten Schönheitssinn und zeigen eine vorwaltende Freude an edler Form. „Die Umrisse", sagt Rudolf Baier, der verdienstvolle Gründer des Stralsunder Museums mit Recht, „in welchen die Formen sich bewegen, sind fast immer gefällig, in einzelnen Fällen schwungvoll und von einer Schönheit, die auch das künstlerisch gebildete Auge befriedigen muß"[1]). Dagegen steht uns der Hausrat der primitiven Völker der Gegenwart bei der Durchwanderung der Säle unserer ethnographischen Museen als etwas wirklich fremdes gegenüber, wie jeder Kenner des „Museums für Völkerkunde" mir bestätigen wird.

6. Die Höhle des Cyklopen Polyphemus.

Wenn wir nun von dieser allgemein gehaltenen für ganz Mitteleuropa gleichmäßig giltigen Schilderung einen Übergang zu dem homerischen Volk der Achäer suchen, welches mit den Argivern (Mykeniern) zusammen den Grundstamm des Hellenenvolks bildet, das seinerseits — wie schon der Name[2]) (Hellen = Selloi oder Helloi bei Dodona, Eduard Meyer G. d. A. II, 42. S. 66) erkennen läßt — zweifellos mit den Bewohnern der Ostalpen in den ältesten Jahrtausenden in innigster Berührung stand, so bietet uns die im IX. Gesang der Odyssee ziemlich ausführlich geschriebene Höhle des Cyklopen Polyphemus die beste Gelegenheit. Zwar erscheint es zunächst überaus mißlich, einen derartigen Abschnitt uralter Volkspoesie als Grundlage einer wissenschaftlichen Darstellung zu nehmen, da einerseits die sämtlichen Abenteuer des Odysseus Buch IX-XII

[1]) Rudolf Baier, Zur vorgeschichtlichen Altertumskunde der Insel Rügen. Führer für die Rügen-Exkursion 1899, S. 75.

[2]) Homer, Ilias XVI, 233—235, Sitz der Seller im frostigen Hain; Hilfsbuch zu Homer S. 113; Helbig »Die Italiker in der Poebene« S. 4.

durch die oft angewendete Bezeichnung „Schiffermärchen“[1]) ihres Wertes als ernsthafte Schilderungen vorgeschichtlicher Zustände völlig entkleidet werden, andrerseits gerade dieser Kampf gegen den riesenhaften einäugigen Meergottsohn von vielen Sagenforschern als ein rein mythologischer Vorgang betrachtet wird, dem — da er sich eigentlich am Himmel abgespielt — niemals etwas Tatsächliches entsprochen habe. Ich bin weit entfernt derartige mythologische Untersuchungen abzuweisen, habe ich doch selbst in meinem „Hilfsbuch zu Homer“[2]) auf verwandte Sagen hingedeutet, worin der Zwerg (Bild des Frühlings) dem alternden Sonnengott durch Ausbohren das Auge raubt[3]), weise aber auf die bei zahlreichen Personen der Volkssagen, der homerischen wie der germanischen, ganz gewöhnliche Vermischung[4]) einer geschichtlichen Persönlichkeit (Dietrich von Bern—Theodorich von Verona) hin, wodurch sich — auf unsern Fall, die Cyklopensage, bezogen — leicht die Möglichkeit ergibt, von dem einäugigen Meergottsohn [in der Edda borgt der Himmelsgott Odin sein zweites Auge dem Wassergott = Spiegelung der Sonne im Weltmeer] den riesenhaften Höhlenbewohner abzutrennen, der deswegen nur halbe Sehkraft besitzt, weil er in dem Halbdunkel seiner nur durch das unruhig flackernde Feuer erhellten Höhle dahinlebt, und der auch den himmlischen Zeus nicht liebt, da ihm sein Sonnenstrahl in die Augen sticht. Ähnlich spricht ja auch Ranke in seiner lebendigen Schilderung des Lebens der Höhlenbewohner von dem Zwielicht, das in der Höhle herrscht und das nur in einer Nische durch ein flackerndes Feuer erhellt wird, so daß sich die Augen nur allmählich an die unsichere Beleuchtung gewöhnten[5]). Der von Homer in seiner ganzen Barbarei geschilderte Troglodyt[6]), der es in Gier nach rohem Fleisch und in seiner Vorliebe für das Mark der Knochen[7]) sich als ein rechter Vertreter der älteren Steinzeit erweist, ge-

[1]) Engelbert Drerup »Homer« (1903) macht in dem letzten Abschnitt seines Buches »Mykenischer Märchengesang« Kreta zur Heimatstätte der dort zuerst gesammelten »Schiffermärchen«, die in Buch IX—XII vereinigt vorlägen.

[2]) Hilfsbuch zu Homer S. 149 u. 150; vgl. Ernst Krause, Tuisko-Land S. 549—561.

[3]) In der mexikanischen Mythologie wird mehrfach dargestellt, wie Feuer usw. aus dem Leibe eines Gottes gebohrt wird.

[4]) Hilfsbuch zu Homer S. 142—145.

[5]) Ranke »Der Mensch« II, S. 415.

[6]) Vgl. oben S. 19.

[7]) »Fraß dann drein, wie ein Löwe des Waldgebirgs, und er ließ nicht Eingeweide, noch Fleisch, noch selbst die markigen Knochen.« Odyssee 9, 292—93.

hört aber doch schon in die spätere neolithische Periode, da er bereits Herden von Schafen und Ziegen besitzt, deren Milch, soweit er sie nicht zur Bereitung von Käse verwandet, von ihm gierig geschlürft wird. So sehen wir, daß die Troglodyten, an deren Treiben sich die altesten ächäischen Ansiedler noch erinnern konnten, bereits nicht mehr auf das Quellwasser als alleiniges Getränk angewiesen waren; das „lacte atque pecore vivunt", was Cäsar[1]) von den riesenhaften Sueven („immani corporum magnitudine") berichtet, paßt also schon auf die Cyklopen. Hierbei ist die Bemerkung, die im III. Kapitel eingehend besprochen werden soll, von großer Wichtigkeit, daß das Symbol des fließenden, Nahrung spendenden Euters seit uralter Zeit für die Bewässerung eines Landes durch den befruchtenden Strom (sruma) angewendet worden ist. So ist der älteste Name des Tiber, der in den Sacralbüchern gebräuchlich war, Rumon[2]) d. h. das „fließende Euter". Dieser Flußname, ebenso wie der Stadtname Roma, ficus Rumilicus (säugende Wölfin) steht mit der Rumina, der Göttin der säugenden Herden, welche auch den Kindern die Mutterbrust verschafft in engster Verbindung. Der Rumina wurden als einer Hirtengottheit Milch geopfert und zwar im Lupercal, dem heiligen Bezirk des bocksfüßigen Pan (Lyrkaios). Über die Vorliebe der Cyklopen für den Weinstock[3]) siehe Helbig S. 110. Sehen wir uns jetzt die Felsenhöhle des Cyklopen, wie sie Homer schildert[4]), näher an!

Eine Felsenhöhl' am Meer in der Spitze des Landes
Hochgewölbt und umschattet (κατηρεφές von ἔρεφος Dach)
mit Lorbeerbäumen. Hier pflegten
Viele Ziegen und Schafe des nachts zu ruhen; und ringsum
War ein hohes Gehege von Felsenstücken gebauet,
Von erhabenen Fichten und himmelanwehenden Eichen.

[1]) Bellum Gallicum IV, 1, 9: sie leben von Milch und Fleisch.

[2]) Der thrakische Fluß Strymon kommt ebenfalls wie Rumon von srumon = der fließende her. Daß sich in ihm uralte Pfahlbauten erhielten, deutet darauf hin, daß dieser Wortstamm, der sowohl den befruchtenden Wasserlauf, wie das nährende Euter bedeutet, zu den ältesten Begriffen der herdenmelkenden Indogermanen gehört. Über die Rumina, die auch Romulia heißt, spricht Plutarch, Romulus, 4. Auch der I-ster d. h. die Donau ist dem Strymon namensverwandt, vgl. Kiepert, alte Geographie § 299, S. 392.

[3]) »Darin weilen die Cyklopen, wilde Hirten, die statt in Häusern, in Höhlen wohnen und denen Gesetze, Ackerbau und Handwerk unbekannte Dinge sind. Der Boden dieses im fernen Westen liegenden Landes ist von wunderbarer Fruchtbarkeit, trägt Weizen, Gerste und herrliche Weinstöcke.« Helbig widerspricht hierin der Ansicht V. Hehns, 3. Aufl., S. 69.

[4]) Odyssee 9, 183—186.

Die auffälligen Merkmale dieser Cyklopenhöhle, die uns sofort lebhaft an eine Höhle der Steinzeit erinnern, sind also folgende:

1. Das Gehege, welches um die Höhle geführt ist und von den wachsenden Bäumen selbst gebildet wird unter Zuhilfenahme von Steinen.[1])
2. Das Schattendach, welches die Zweige der Bäume bilden.
3. Der Aufenthalt der Herden draußen und drinnen (dort werden sie auch gemolken).
4. Die Tür, die vom Höhlenspalt gebildet wird und durch einen Felsblock verschlossen werden kann.[2])
5. Der wüste Unrat in der Höhle selbst (vgl. Helbig, ebendaselbst S. 4, 14, 63).
6. Der Innenraum der Höhle mit seinen Winkeln und Verstecken.
7. Die Feuerstelle im Innern der Höhle.
8. Die Schlafstelle in diesem Hauptraum der Höhle (mitten im Dung)[3]). Odyssee IX, 298 u. 330.
9. Das unsichere Zwielicht im Innern der Höhle.
10. Die Aufbewahrung von Käse, Milch und Holz in derselben.

Der Grundriß der Höhle wird also ungefähr mit dem oben abgebildeten der schwäbischen Höhle übereinstimmen, schon früh legten die Urbewohner Deutschlands auch Gewicht auf die Bewaldung des Wohnortes,[4]) freilich wird in unmittelbarer Nähe der Cyklopenhöhle ein Quellbach nicht erwähnt, wie dies bei der Achetal-Höhle der Fall ist, doch dürfen wir wohl unbedenklich die Schilderung der Kalypso-Grotte als Ergänzung heranziehen, von der aus sich sogar 4 Quellen über die Wiesen verbreitete.

Wie nun die von Homer anschaulich geschilderte Wohnhöhle in den von Dörpfeld auf Leukas aufgedeckten Höhlen

---

[1]) Zu Cäsars Zeit noch bauten die Gallier ihre Mauern aus Steinen, Erde und Holzstämmen.

[2]) Von diesem Steinblock, der den Eintritt verwehrt, ist vielleicht (VII, 9) die steinerne Schwelle (limen verwandt mit limes Grenze) das letzte Überbleibsel; auch sie hindert den Fremdling am Eintritt; nach mittelalterlichem Aberglauben können böse Geister diese Schwelle nicht überschreiten.

[3]) Auch im Hause des Odysseus, in der Hütte des Achilles war der Hauptraum zugleich Schlafgemach (vgl. unten VII, 7).

[4]) Tacitus Germania cap. 16 »Ihre Niederlassungen stehen getrennt und zerstreut, je nachdem ein Quell, ein Feld, ein Wald zum Bleiben lockte.«

und Grotten ihr jetzt noch klar zu Tage liegendes Gegenbild findet, wie sie aber auch ihrerseits zahlreichen, künstlich angelegten Erdwohnungen in Mitteleuropa zum Vorbild gedient, werden wir im Verlauf dieser Darstellung sehen, die von der Kalypsohöhle d. h. einer Nymphengrotte beginnend schließlich beim Apollotempel von Delphi und den andern hochberühmten Heiligtümern des Griechenvolkes ihr Ziel erreichen wird. Fast alle für die Ausgestaltung der späteren Tempel notwendigen Bestandteile sind gewissermaßen schon in der Cyklopenhöhle (Umfassungsmauer, Feuerstätte, Dach) wenn auch nur im Kleinen angegeben und angedeutet.

7. Die Troglodytenhöhlen auf Leukas-Ithaka.

Um nun aber sicher zu gehen und uns zu vergewissern, ob wir uns mit unserm Glauben an die Höhlenbewohner der achäischen Vorzeit nicht in einem betrübenden Irrtum befinden, wollen wir jetzt die Ergebnisse der neusten Ausgrabungen zum Vergleich heranziehen. Es ist nun für mich und meine Beweisführung ein überaus erfreuliches Zusammentreffen, daß unmittelbar vor der Inangriffnahme dieser Untersuchung der unermüdliche Entdecker des eigentlichen homerischen Troja, Herr Professor Dr. Dörpfeld, der seit 1902 die Ausgrabungen auf Leukas-Ithaka[1]) mit umfassender Sachkenntnis leitet, durch Zusendung seines „Dritten Briefes über Leukas-Ithaka", welcher die Ergebnisse der Grabungen von 1906 bespricht, mir die Zeugnisse für meine Behauptung, so wie ich sie nur wünschen konnte, in die Hand geliefert hat.[2]) Nach der Besprechung der drei Felsgrotten, „die vielleicht Heiligtümer waren" und von denen im folgenden Kapitel die Rede sein wird, fährt Professor Dörpfeld auf S. 9 fort: „Reichere Ergebnisse hatten die Grabungen an anderen Plätzen der Insel, so namentlich in der Choirospilia (Schweinehöhle) bei dem Dorfe Evgiros. — In dieser Höhle hatten wir schon im Jahre 1905 Untersuchungen vorgenommen, welche einige Topfscherben und Steingeräte zu Tage gefördert hatten (S. 13 des 2. Briefes). Bei der Fortsetzung der Grabung, die von den Herren Pfister und Pagenstecher geleitet wurde, kamen überraschend viele Gegenstände derselben Art zum Vorschein. Obwohl die Ausräumung der großen Höhle noch nicht ganz beendet ist, sind doch schon über 70 Körbe voll von Topfscherben, Spinnwirteln,

[1]) »Leukas-Ithaka« Entgegnung auf einen Vortrag von Professor U. von Wilamowitz-Möllendorff. Januar 1904. — »Das homerische Ithaka« aus den »Mélanges Perrot«, Paris 1902. Erster Brief aus Leukas-Ithaka 1905. Zweiter Brief 1906. Dritter Brief 1907. Vierter Brief 1908.

[2]) Dritter Brief S. 9.

Steingeräten und anderen prähistorischen Gegenständen gesammelt worden. Aus der Zeit unserer Ansiedlung in Nidri stammen nur wenige Scherben; die meisten stellen eine ältere monochrome Topfware dar, wie sie in den untersten Schichten von Troja und in Kreta noch unter den großen Palästen vorkommt. — — Nach diesen Ergebnissen glauben wir annehmen zu müssen, daß die Höhle in uralter Zeit bewohnt war und erst später, wie ihr Name „Choirospilia" lehrt, als Schweinestall verwendet wurde. Zur Zeit der Ansiedlung von Nidri kann sie schon die letztere Verwendung gehabt haben. Wir hatten früher, weil auch ein Stück eines kleinen griechischen Tonreliefs gefunden war, in der Höhle ein Heiligtum der klassischen Zeit angenommen; da jedoch gar keine weiteren Funde dieser Art gemacht worden sind, müssen wir diese Annahme aufgeben und an eine Wohnstätte denken. Homer kennt solche Wohnstätten zum Beispiel im Lande der Cyklopen; unsere Höhle könnte daher als Illustration zur Höhle des Polyphem benutzt werden."

Wir können aus diesen erfreulichen Fundergebnissen jedenfalls entnehmen, daß die Troglodyten, wenn sie auch von Herodot nur als Volksstamm in Afrika aufgeführt werden, dennoch in vorgeschichtlicher Zeit auch in den Gebirgsländern Europas gewohnt haben. Die Schilderung, die Herodot von den afrikanischen Troglodyten entwirft, lautet folgendermaßen.[1]) Die Garmanden machen Jagd auf die Äthiopen, die da in Höhlen wohnen, zu Wagen mit vier Pferden. Denn diese Äthiopen, die da in Höhlen wohnen, sind die allerschnellsten Läufer von allen Menschen, von denen uns je etwas zu Ohren gekommen. Es essen aber die Höhlenbewohner Schlangen und Eidechsen und dergleichen Gewürm mehr. Und ihre Sprache ist kar keinen andern ähnlich, sondern sie schwirren wie die Fledermäuse. Zweierlei ist an dieser Schilderung überaus merkwürdig: 1. die Bemerkung, daß die Troglodyten Eidechsen usw. verzehren, 2. der Vergleich ihrer Sprache mit dem Geschwirr der Fledermäuse, der bekanntlich ein berühmtes Seitenstück hat in dem homerischen Vergleich von den schwirrenden Seelen der Freier, die Hermes führt, und den Fledermäusen im Winkel der greulichen Höhle.[2]) Da die Höhlen

[1]) Herodot (übersetzt von Fr. Lange) IV, 183.

[2]) Die Stelle Odysse 24, 5—9 lautet:
Hiermit scheucht er sie fort, und schwirrend folgten die Seelen.
So wie die Fledermäus' im Winkel der graulichen (*θεσπεσίοιο* = göttlichen) Höhle
Schwirrend flattern, wenn eine des angeklammerten Schwarmes
Nieder vom Felsen sinkt, und drauf aneinander sich hangen:
Also schwirrten die Seelen, und folgten in drängendem Zuge usw.

auch als Begräbnisplätze der Aufenthalt der Seelen der Abgeschiedenen sind, die in der deutschen Volkssage statt mit Fledermäusen, mit fliegenden Mäusen verglichen werden[1]), so werde ich an der betreffenden Stelle unserer Beweisführung (Absch. III, 10) hierauf zurückkommen. Die erstgenannte Bemerkung Herodots von den Eidechsen aber wird uns bei der Besprechung des Drachens Python beim delphischen Heiligtum des Apollo, der außer Delphinios auch *Ἀπόλλων σαυροκτόνος* „der Eidechsentöter" heißt[2]), beschäftigen (siehe unten III, 10). Es ist nun, wenn wir in den von den Ausläufern der Alpen, von Hämus und Pindus usw. durchzogenen Ländern Nordgriechenlands nach bewohnbaren Höhlengegenden suchen, erfreulich, daß 1. die Namen vieler Ortschaften daselbst auf die Begriffe Höhle, Talschlucht u. dergl. sich zurückführen lassen, 2. die in feuchten Höhlen hausenden Amphibien und Reptilien dort mehrfach als Gegenstand religiöser Verehrung angetroffen werden, da die gewaltigen Ungeheuer der Vorzeit darin ausgerottet sind und der Bär, von dem oben S. 43 die Rede war, nur noch in Arkadien, dem „Bärenlande", eine gewisse Rolle im Naturmythus spielt insofern, als er mit dem ältesten Artemiskultus in Verbindung steht, die schon von Homer Odyssee VI, 102 mit ihren Nymphen auf dem Taygetos jagend dargestellt wird und eigentlich nur eine „Nymphe in höherer Potenz" ist[3]). Als Nymphe, d. h. Quellgöttin und Spenderin der Fruchtbarkeit, erscheint sie in der allerfrühsten Zeit durchaus nicht als die ehefeindliche Jungfrau, sondern als die mütterliche Göttin, an deren Fest auch die neugeborenen Kinder (in Lakedaemon) herangetragen wurden, und ist vom Zeus, Mutter des Arkas, d. h. des Bärenmenschen, des im Bärenfell einherwandelnden Höhlenmenschen (s. oben II, 3); freilich wurde später, als der Kultus der ehelosen, jungfräulichen Artemis sich in den Vordergrund drängte, an ihre Stelle die Begleiterin derselben gesetzt, welche geradezu den Namen Pero, d. h. Bärin, führt[4]).

Unter den Reptilien, die, als Beschützerinnen der Quelle und der Quellgrotten göttliche Verehrung genossen, ist außer dem schon genannten Drachen Python, der von Apollo Del-

---

[1]) Vgl. mein Hilfsbuch zu Homer, S. 36 und 39. — Sage vom Bischof Hatto am Mäuseturm und andere Märchen. Z. f. d. d. Unterr. 1895. S. 505.

[2]) Bekannt ist seine Statue von Praxiteles im Vatikan; vgl. Luckenbach »Kunst und Geschichte« I. Teil, S. 59.

[3]) Artikel »Artemis« in Pauly-Wissowa »Reallexikon« von Prof. E. Bethe, Leipzig.

[4]) Ebendaselbst.

phinios besiegt wird[1]) vor allen die Schlange der Athene auf der Akropolis von Athen zu nennen, von ihr wird noch an verschiedenen Stellen (III, 10 und X, 2) die Rede sein.

Tatsächlich bilden die zahlreichen Höhlen der Ostalpen und der Balkanhalbinsel den Aufenthaltsort einer z. T. rätselhaften und geheimnisvollen Tierwelt; dies hat vor kurzem bei der Durchforschung der Adelsberger Grotte der obengenannte Leutnant Mühlhofer in Triest ausführlich[2]) dargestellt, besonders findet sich dort der Olm.

8. Achäische Ansiedlungen bei Höhlen und Schluchten.

Die durch die Namensforschung[3]) gegebenen Hinweise auf zahlreiche Ansiedlungen bei Höhlen und Talschluchten lassen uns ebenfalls erkennen, wie nachhaltig noch die Lebensgewohnheiten der vorgeschichtlichen Höhlenbewohner auf die späteren Volksstämme Griechenlands einwirkten. So findet sich in Thessalien ein Ort namens *Ἀντρών*, d. h. Höhlendorf, ferner in Epirus *Αὐλών*, d. h. Höhlung, *Βῆσσα* = tiefer Abgrund, *Δελφοί* = Schlund, ein Name, der überaus bezeichnend ist, da aus diesem geheimnisvollen Abgrund ein eiskalter Hauch herausströmte.[4]) Als »Schlucht« kennzeichnet sich der Ortsname *Λακιάδαι* vom Stamme *Λάκ* zerreißen (lacer), ihm steht das höhlenreiche Waldgebirge *Λάκμων* zur Seite, wovon das schluchtenreiche *Κητώεσσα Λακεδαίμων* nur eine durch Volksetymologie verunstaltete Nebenform ist.[5]) — Daran reihen sich *Λάπαδος* und *Λαπαδοῦς* von *Λάπαθος* »Grube«, *Ὄλμιον*, *Ὄλμοι*, *Ὄλμωνες* (*ὄλμος* = »Mörser, Trog«); *Ῥακίδαι* vom Stamme *ῥήγνυμι* lat. frango (Stamm Fραγ) = der aufgebrochene Erdboden; *Στενύκλαρος* = *στενοχωρία*, d. h. Engpaß, vgl. Curtius »Grundzüge« 5, 716; *Φάρσαλος* wohl von Wurzel bhar »aufreißen«, wovon *φάρσος*, *φάρυγξ*, siehe Fick I3

[1]) Artikel »Apollon« in Pauly-Wissowa Reallexikon.

[2]) Globus XCI, No. 19 (23. Mai 1907), S. 297 »Die Erforschung des Magdalenenschachtes«. Ein Beitrag zum Studium der Karstphänomene. Von Leutnant Franz Mühlhofer, Triest.

[3]) Meinen in der Einleitung (I, 1) ausgesprochenen Ansichten über den Wert der sprachwissenschaftlichen Namensforschung entsprechend werde ich zunächst nur allgemein anerkannte Wortableitungen zum Beweis heranziehen.

[4]) Über Delphi und den (angeblich!) ausströmenden betäuben den Dunst wird IV, 15 gesprochen werden.

[5]) Das grundlegende Werk über diese Fragen ist Andresen, Volksetymologie; vgl. Cattim-elibocus = Katzenellenbogen. Gerade die auf ihre Frömmigkeit und ihren Zusammenhang mit dem Delphischen Orakel stolzen Lakonier legten Gewicht darauf, daß ihr Stadtname das Wort *δαίμων* Gottheit enthielt.

694; über die damit übereinstimmende topographische Lage, vgl. Bursian I, 75 ff; ebenso *Φαρύγαι*; *Χάα* und *χάονες* von *χάος*, *χαίνω* = der gähnende Abgrund; desgleichen *Χαστιεῖς* usw. An diese ebengenannten Ortsnamen, welche Prof. Dr. Angermann in seiner mit meisterhafter Sachkenntnis geschriebenen Abhandlung[1]) S. 26 anführt, reihe ich aus meinen 1891 veröffentlichten Osterprogramm »Zur Etymologie griechischer Städtenamen«[2]) noch einige Namensformen an, welche durch ihre Verwandtschaft mit dem Worte *τρώγλον*, das eigentlich *τρώγσλον* lautete, die Vermutung nahe legen, daß dort einst bewohnbare Höhlen sich vorgefunden haben. Wie die Polyphemus-Höhle am Meere lag, wie das Kap Taenaron[3]) am Ausläufer des Taygetos den »Eingang zur Unterwelt« enthielt, so befanden sich gewiß auch am Kap *Τρωγίλιον*, das die Westspitze des Mykale-Gebirges (Heiligtum der Jonier!) bildet, mancherlei Höhlen, die den karischen Seeräubern einst bequemen Unterschlupf boten, so wie die Felsenküste des adriatischen Meeres den illyrischen. Ebenso *Τρώγιλος* (Hafen bei Syrakus) und Trogilium (Lusitanien). Zu den Karern, wie zu den Illyrern führt uns gleichmäßig die Namensform *Τράλλεις*, die sich als *Τράγσλεις* durch Assimilation herausgebildet hat, ebenso *Τράλλιον* in Bithynien.

Diese Reihe von Ortsnamen, welche im Laufe der Abhandlung sich verzehnfachen wird, mag zunächst zum Beweise der Behauptung genügen, daß die Ansiedlungen der Achäer mit einst bewohnten Höhlen in engster Verbindung gestanden haben. «Der neolithische Mensch[4]) wohnte nicht nur am Meeresstrand, nicht nur in seiner Ansiedlung auf Pfahlrosten über dem Wasser seichter Seestellen, sondern er fuhr auch fort in Höhlen zu hausen usw. Die Sitte, in Höhlen zu wohnen, verschwindet nicht leicht in höhlenreichen Gebirgen, z. B. in den nordslavischen Ländern Österreichs (Böhmen, Mähren, Galizien, in der fränkischen Schweiz, zwischen Bayreuth und Bamberg in Bayern, am Fuße des ligurischen Apennins und am Nordrand der Adria. Altklassische Schriftsteller nennen uns zahlreiche Beispiele von Höhlenbewohnern geschichtlicher Zeit (in Persien, Arabien, Äthiopien, Macedonien, auf Kreta und Sardinien, im Norden des Kaukasus, im Skythenlande usw.)« —

---

[1]) Angermann »Geographische Namen Altgriechenlands«, Osterprogramm, Meißen 1883.
[2]) S. 15.
[3]) Man vermutet darin das Wort tonitru (Donner), Tyndareos.
[4]) M. Hörnes, Urgeschichte der Menschheit, Leipzig 1897, S. 53.

9. Die Höhlenwohnungen als Viehställe.

Die vorhin aus dem »dritten Briefe« Prof. Dörpfelds zitierte Stelle berichtet uns nun noch von einer anderen Verwendung der Höhlenräume, die zur Zeit der Cyklopen mit der Bewohnung der Höhle durch Menschen Hand in Hand ging; sie dienten als Viehställe. Von der »Choirospilia« (Schweinehöhle) genannten Höhle schreibt Dörpfeld weiterhin[1]): Es ist dies die Stelle der Insel, wo ich die Schweinehürden des Eumaios annehme. In dem Kesseltale unterhalb von Evgiros sehe ich den ringsgeschützten Ort (*περισκέπτῳ ἐνὶ χώρῳ*)[2]) an dem Eumaios nach Homer seinen Hof gebaut hatte (Odyssee 14, 6). In dem Laufbrunnen von Evgiros erkenne ich die homerische Quelle Arethusa und in der darüberliegenden Felswand des Achreva-Gebirges den Korax-Felsen. Die *πέτρα γλαφυρὴ* (Od. 14, 533), unter der die Eber ihre Ställe hatten, glaube ich in unserer Choirospilia finden zu dürfen.«

Hieraus ersehen wir, wie Polyphemus und Eumaios gewissermaßen zwei aufeinander folgende Kulturzeitalter der Höhlenbewohnung darstellen. Der erste von beiden, selbst als Verächter der himmlischen Götter viehisch roh, wohnt und schläft noch bei und mit seinem Vieh in der Höhle, es heißt von ihm:

Sprach's und streckte sich hin, fiel rücklings, und lag mit gesenktem
Feisten Nacken im Staub; —

das heißt (v. 329): in dem Miste

Welcher dick und breit durch die ganze Höhle gesät war.

Eumaios, ein Königsohn von Geburt, durch und durch von strengem Pflichtbewußtsein erfüllt, hat schon eine Hütte außerhalb der Felsenhöhle, wo er auch Nachts behaglich ruhen konnte, doch Homer, der seinen Abscheu gegen den Höhlenmenschen Polyphem gar nicht schroff genug ausdrücken konnte, erzählt von ihm mit einem gewissen nationalen Stolz, wie er doch bei der Schweinehöhle die Nacht verbringt:

---

[1]) Dritter Brief S. 9.

[2]) Dieser etwa dreimal in der Odyssee vorkommende Ausdruck wird verschieden ausgelegt; a) »ringsumsichtbar«, so lautet die Übersetzung gewöhnlich für den Vers Od. I, 426 welcher das Zimmer des Telemach beschreibt, welches man sich bisher im 2. Stockwerk liegend dachte, doch hat dieses »Obergeschoß« (hyperoon) Widerspruch erfahren, z. B. von Noack. b) die von Dörpfeld gewählte Deutung »ringsgeschützt« ist jedenfalls ohne Anstoß in der Ableitung und von einzelnen Philologen befürwortet worden.

Also schlummerte dort Odysseus; neben Odysseus
Legten die Jünglinge sich zum Schlummer. Aber der Sauhirt
Liebte nicht, in dem Bett, entfernt von den Schweinen, zu schlafen;
Sondern er waffnete sich, hinauszugehn; und Odysseus
Freute sich, daß er so treu des Entfernten Güter besorgte.
Erstlich hängt' er ein scharfes Schwert um die rüstigen Schultern,
Hüllte sich dann in den windabwehrenden wollichten Mantel,
Nahm das zottige Fell der großen gemästeten Ziege,
Nahm auch den scharfen Speer, den Schrecken der Menschen und Hunde,
Eilte nun hin, zu ruhn, wo die hauerbewaffneten Eber
Lagen, unter dem Hange des Felsen, geschirmt vor dem Nordwind.

Daß es sich nun bei dem Ausdruck *πέτρῃ ὕπο γλαφυρῇ* tatsächlich um eine Felsenhöhle handelt, ersieht jeder leicht aus der Übereinstimmung des Ausdrucks mit der Schilderung der Höhle der Nymphe Kalypso, welche zuerst (5, 57) *μέγα σπέος* die große, dann (5, 68) *σπείους γλαφυροῖο* die glatte genannt wird. Selbst wenn die Gebirgswand an einer Stelle nur schmale Spalten enthielt, ließen sich diese doch durch Schläge mit der Doppelaxt (karisch *Λάβρυς* daher *Λαβύρ-ινθος* = Haus der Doppelaxt) bei angestrengter Arbeit erweitern und so einen Höhlenraum bilden.

Diese von den Menschen ehemals bewohnten, dann aber anderweitig verwendeten Höhlengewölbe, waren also sehr geeignet:

1. zur Unterbringung der Viehherden;
2. zur Aufbewahrung des für die Düngung der benachbarten Felder so wertvollen Viehdungs (vgl. unten III, 3).

Daß dieser auf eine sehr einfache Weise aus der Höhle auf die Äcker gebracht werden konnte, belehrt uns die allbekannte Geschichte von der Reinigung des Augiasstalles, welche zu den 12 Arbeiten des Herkules (Herakles) gerechnet wird, ich lasse sie hier in gekürzter Form nach Apollodors Darstellung[1]) folgen:

„Eurysteus befahl dem Herakles, den Stall des Augeias in einem Tage auszumisten. Augeias war König von Elis[2]) und hatte dreitausend Rinder, die einen großen Stall besaßen; das war ein Hof und rund herum ging eine Mauer mit Gewölben, dahin trieb man abends die Rinder vom Felde. Die Leute des Königs Augeias waren faul und ließen den Mist

[1]) Apollodorus Bibliotheca Kap. 5, 5.
[2]) Ilias XI, 701. Hilfsbuch zu Homer S. 131.

liegen und der ward so hoch, daß die Rinder nicht mehr in die Gewölbe kommen konnten und daß man ein ganzes Jahr hätte arbeiten müssen, um ihn auszugraben und wegzufahren. Da grub Herakles einen tiefen Graben bis an die Mauer des Hofes, und in den Graben führte er das Wasser von zwei Flüssen, die mit großer Gewalt von den Bergen kommen, und dann machte er ein großes Loch in die Mauer, da strömte das Wasser in den Hof; und nun brach er ein anderes Loch in die Mauer an der anderen Seite, da lief das Wasser wieder heraus und spülte allen Mist weg, und der ganze Hof ward in einem Tage rein usw." — Es braucht wohl nicht erst gesagt werden, daß die hier genannten (gemauerten) Gewölbe in der ursprünglichen Form dieser Volkssage natürliche Felsengewölbe gewesen sind und daß eigentlich nicht von einer Durchbrechung einer Mauerwand, sondern von der Hinleitung eines Baches durch einen Felsenspalt in eine Höhle die Rede ist. Von zwei solchen Zugängen einer geräumigen Höhle erzählt Dörpfeld in seinem „Zweiten Brief über Leukas-Ithaka"[1]), „von denen der eine, nach Norden gerichtete, den Besuchern zum Hinabsteigen dient, während nach Süden ein schmaler, für Menschen unpassierbarer Gang[2]) abgeht, durch den einst das Wasser in den Berg abfloß".

In denjenigen Gegenden, wo sich die Einwohner statt in Felsenhöhlen, Wohnungen in Erdlöchern geschaffen hatten, nahmen sie ebenfalls das Vieh und das Geflügel mit in dieselben hinab. So erzählt Xenophon[3]) an der oben genannten Stelle von den Armeniern weiter: Die Eingänge für das Zugvieh waren gegraben, in den Wohnungen befanden sich Ziegen, Schafe, Rinder, Federvieh und ihre Jungen. Die Haustiere ernährte man insgesamt drinnen mit Grünfutter usw.

10. Die Felsenwohnungen in Athen westlich von der Akropolis.

Gewissermaßen als Probe auf die Richtigkeit meiner II, 9. aufgestellten Behauptung, daß die Erweiterung der Felsenhöhlen den vorgeschichtlichen Bewohnern keine erheblichen Schwierigkeiten machte, mag hier am Abschluß dieses Kapitels eine Besprechung der Felsenwohnungen im westlichen Athen Platz finden, welche in den erst vor 4 Jahren 1903 veröffentlichtem I. Supplement-Heft zu Pauly-Wissowa Reallexikon ausführlich auf ihre

[1]) Zweiter Brief (März 1906) S. 12.
[2]) Vgl. Odyssee. 13, 112: „der Unsterblichen Eingang."
[3]) Xenophon Anabasis IV, 5, 25.

Herkunft und Bedeutung untersucht werden. Es heißt dort[1]): „Nun ist aber die ganze felsige Hügelgegend vom Ostabhang des Museions bis zu dem Nymphenhügel, seinem Vorsprung, der jetzt die H. Marina trägt, und dem Areopag, übersät mit in den Felsboden unmittelbar eingeschnittenen Spuren antiker Ansiedelungen, als da sind: 1. über und nebeneinander hergerichtete Hausstätten, vielfach augenscheinlich als zusammenhängende Komplexe angeordnet, auch mit Rampen oder Treppen-

Abb. 11. Felsenwohnungen bei Athen. Nach einer Landkarte in Pauly-Wissowa Reallexikon.

zugängen versehen, 2. Straßen mit eingeschnittenen Geleisen und Rillen, 3. Vorratsräume, Wasserrinnen und bauchige Cisternen, groß und klein; daneben auch 4. Votivnischen, Altarplätze und Versammlungsplätze, und endlich 5. in großer Zahl viereckige Felsgräber, vertikal in den Boden eingesenkt, und sehr eigenartige an den Rändern des Plateaus in den Felsen eingetriebene Grabkammern“[2]). Freilich hat sich, wie Prof.

[1]) Artikel *Ἀθῆναι* S. 178.

[2]) Hier liegt der Vergleich mit den Katakomben in Rom sehr nahe; die Beschränktheit des Raumes macht es mir unmöglich, ihre Anlage näher zu besprechen, doch will ich auf die sehr instruktiven Abbildungen in Lübke-Semrau Kunstgeschichte II, S. 3—6 hinweisen.

Wachsmuth, der Verfasser des Artikels, darlegt, die von Curtius gehegte Hoffnung, durch die von diesen Felsbearbeitungen, Glättungen, Bettungen gegebenen eingehenden Schilderungen, Aufnahmen und Abbildungen" den Beweis liefern zu können, daß alle diese Felsenwohnungen aus der ältesten Ansiedlungsperiode von Athen stammten, nicht erfüllt, denn eine Reihe dieser künstlichen Felsnischen ist sicherlich erst in späterer historischer Zeit entstanden und zwar, wie ihre Dürftigkeit schließen läßt, von der ärmeren Bevölkerung in Kriegsnöten angelegt worden.

„Wenn man beherzigt", so fährt Prof. Wachsmuth fort, „daß diese Wohnungen sich so gut wie ausschließlich innerhalb der alten Stadt und Schenkelmauern[1]) befinden, wird man sehr geneigt Engelmann[2]) in der Annahme zuzustimmen, daß wirklich die Hauptansiedlung in der Zeit des fürchterlichen Krieges erfolgte, in dessen Anfang die Leute auf dem Lande ihre Häuser abbrechen und deren Holzwerk (*ξύλωσιν* Thuc II, 14,1 = *δροφαὶ καὶ θυρώματα* d. i. Dachgebälk und Vorhallen[3]) Thuc III, 68,3) mit in die Stadt brachten, um sich dort dauernd einzurichten". Trotzdem ist Wachsmuth überzeugt, daß einige der Wohnungen und Gräber ein weitaus höheres Alter zu beanspruchen haben: „Es ist nötig hervorzuheben, daß bei den Ausgrabungen Dörpfelds, sowohl beim Brunnenplatz, am Westfuß des Burghügels (Athen. Mitteilungen XVII, 445), als an der alten Fahrstraße nach der Burg (ebendaselbst XXI, 107) und endlich sogar nördlich von dem Areopag (ebend. XXII, 478) Fels- und sonstige Gräber gefunden sind (die Plätze sind genau angegeben in Antiq. Denkmäler II, T. 37), die nicht bloß „mykenische" Vasen, sondern auch Tongefäße des Dipylonstiles enthielten. Auch sie gehören also der bezeichneten ältesten Periode an. Es würde mithin sehr wohl möglich sein, daß auch in den jetzt besprochenen südwestlichen Felspartien Athens derartige ältere Gräber sich fänden, ja die Vermutung älteren Ursprungs würde für solche des bezeichneten Gebietes, die innerhalb der Stadtmauern liegen, geboten sein (und nur bei ganz untrüglichen Indizien des 5. Jahrhunderts müßte man sich helfen mit Ausnahmezuständen, wie sie die Pest auch in der Art der Bestattung nach Thuc. II, 52,4 herbeiführte)".

---

[1]) Diese führten von Athen nach dem Hafen Piräus.
[2]) Engelmann, Berliner Zeitschr. f. Gymn.-Wesen XXXIII, 514f.
[3]) Die hieraus sich ergebende Tatsache, daß das Holzwerk am Hause sich so leicht abnehmen und fortschaffen ließ, wird im weiteren Verlauf verwertet werden.

11. Die Höhle als Feuerstätte.

Um nun aber dem Leser den Zusammenhang einer solchen Wohnhöhle mit den späteren Wohnhäusern begreiflicher zu machen, muß die oben[1]) nur flüchtig berührte Feuerstätte, der Herd im Innern der Höhle, genauer besprochen werden. Ich beginne mit der Feuerbereitung und ihrer Wertschätzung bei den Ariern[2]): „Die epochemachende Entdeckung[3]) der Urmenschheit war die Kunst der Feuererzeugung. Sie war das einschneidendste und folgereichste Mittel, das das Menschengeschlecht zwischen sich und der Natur setzte, und mit ihm ist das Kulturleben und die Kulturentwicklung erst wurzelhaft geworden. Alle religiösen Kulte lassen sich auf diese Entdeckung zurückführen, sie waren im Grunde nur eine Weihung und Umschreibung dieser Entdeckung. — — Das heilige Feuer der Vestalinnen, wie die ewige Lampe der katholischen Kirche sind die letzten Zeugen eines Kultus, der sich auf die Feuererzeugung als eine heilige Handlung gründet, die überall in den Händen der Priester lag. Der Altar war ursprünglich der Steinblock, auf dem das Feuer erzeugt und das Opfer dargebracht wurde, und das Kreuz — — ist nur eine Symbolisierung der beiden kreuzweise übereinandergelegten Hölzer, auf denen das Feuer durch Quirlen erzeugt wurde. Das Kreuz findet sich dargestellt in allen Kultformen, zumal in denen der arischen Völker — —". „Das Feuer erwies sich dem Urmenschen als das ihm am nächsten kommende, verwandteste und sozusagen menschenähnliche Element, das sich am willigsten personifizieren und in greifbarer Nähe kultivieren ließ. Wir finden daher das Feuerkreuz auf den vorhistorischen Denkmälern nahezu aller Kulturvölker auf denen der Ägypter und Babylonier ebensowohl, wie auf den Denksteinen der Skandinavier und den Tempeln der Juden, in Form des einfachen Kreuzes und des Hakenkreuzes, das eine weiter ausgebildete Form dieses Feuerwerkzeuges darstellt (seitlicher Fortsatz zur Befestigung auf dem Block). Der Sanskritname für dieses Hakenkreuz ist Swastika, und unter dieser Bezeichnung hat es in der Archäologie Bürgerrecht erhalten, als ältestes Kult und Schriftzeichen der Urzeit". — „Der Kreuzpunkt der beiden Stäbchen, der in der Regel eine kleine Vertiefung erhielt, hieß in der Sprache der indische Veden: Maja.

---

[1]) Vgl. oben II, 3.

[2]) Heinrich Driesmans, »Der Mensch der Urzeit«, Stuttgart (Strecker und Schröder) 1907, S. 4—10.

[3]) Artikel »Prometheus« in Pauly-Wissowa Reallexikon.

In diese Vertiefung wurde der Quirl eingeführt, der durch Rotierung mit den Händen oder einer sich abwickelnden Schnur den Funken erzeugte, welcher durch bereitliegenden Zündstoff aufgefangen und mit Butter genährt zu der auflodernden Flamme des göttlichen Feuers emporwuchs. So schildern die Veden die Geburt des Gottes Agni; der Feuerquirl hieß Pramathi oder Pramantha, ein Wort, das merkwürdig an Prometheus anklingt", — dieser war der erste „Gekreuzigte" (am Kaukasus!)". — „Agni (das Feuer), heißt es in den Veden, der fleischgewordene Sohn des Sawistri (des himmlischen Vaters), wurde empfangen und geboren von der Jungfrau Maja und hatte den Zimmermann Twasti (den Verfertiger der Swastika) zum irdischen Vater. In der Höhlung desjenigen der beiden Stäbchen, das den Namen „die Mutter" führt, wohnt die Göttin Maja, die Personifikation der schöpferischen Kraft, und zeugt den Sohn durch Einwirkung des Vayus, des Geistes, des Windhauchs, ohne den das Feuer nicht angefacht werden kann". Die Übereinstimmung dieses Berichts, von dem am 25. Dezember (Wintersonnenwende) geborenen Agni mit dem alten Credo der römischen Kirche, die Driesmans im folgenden (S. 8) nachweist, ist ohne weiteres erkennbar, für die Darstellung unseres Themas aber nicht von Belang. Dagegen muß noch auf die Speisung des ebengeborenen Funkens („das Kind" genannt) mit dem Göttertrank „Soma", seine Bettung auf Stroh und Zweige, und seine Salbung mit der heiligen Butter der zur Seite stehenden Kuh hingewiesen werden, wonach er „akta" der Gesalbte hieß (griechisch Christos). Die aufsteigende Rauchwolke stellt seine Vereinigung mit dem himmlischen Vater dar.

Was nun die Herkunft dieses Feuerkultus betrifft, so weisen alle Anzeichen nach Norden und zu den Ariern. Driesmans schreibt[1]):

Das Feuer muß für die Bewohner der gemäßigten und kalten Zone einen ganz anderen Sinn und eine unvergleichlich größere Wichtigkeit haben, wie für die der heißen Zone. Dort war es ein Wohltäter der Menschheit, ein lebensfreundliches Element, hier ein vorwiegend lebensfeindliches und zerstörendes, jedenfalls keine Lebensnotwendigkeit. Die Entdeckung der Feuererzeugung war daher für die Nordländer eine ungeheure befreiende und erlösende Tat, die überall zum Mittelpunkt des Kultlebens werden mußte, um den sich das gesamte Sinnen und Denken, Tun und Treiben bewegte, und sie offenbart sich

[1]) S. 10 und 11.

als solche von Urzeiten her noch bis auf den heutigen Tag in der Heilighaltung des häuslichen Herds die allen arischen, Völkern gemeinsam und der weißen Rasse eigentümlich ist. Auf der eisigen Hochebene von Iran, wo nur zwei Monate im Jahr Sommer ist, und wo es die ganze übrige Zeit wettert, stürmt und schneit, hat der Feuerkult seinen Ursprung genommen und sich noch bis auf den heutigen Tag in der Feueranbetung erhalten[1]). — Die Geschichte der arischen Kult-Kultur ist die Geschichte des Feuers als des belebenden und erwärmenden Elements. — Mit dem auf dem Herdaltar lodernden Feuer begann der nordische Mensch zum ersten Male aufzuatmen und emporzublicken, begann er zum ersten Male menschlich-göttlich zu empfinden, wie entlastet von einem ungeheuren Druck." — Das jetzt in Driesmans Darstellung folgende Zitat aus Carus Sterne[2]), sowie die angeführten Sprüche aus den Veden, beweisen zur Genüge, daß Agni einst der höchste Gott der Arier war und daß „mit der Kenntnis des Feuers dem Urmenschen erst die feurige Natur der Sonne und des Blitzes aufgegangen ist"[3]). „Du bist in unsern Hütten," singt Pasçanva, ein Priester, den Manu (d. i. der erste Mensch) für unser Opfer eingesetzt hat." — Zur Zeit der Sommersonnenwende wurden Scheiterhaufen mit neuem, aus dem Camibaum gequirlten Feuer entzündet, über das Vieh getrieben wurde und über das die Menschen sprangen. Dieser Brauch der „Notfeuer" erhielt sich bis ins 19. Jahrhundert hinein[4]). Außer dem von Wuttke[5]) gegebenen Bericht hätte Carus Sterne[6]) auch die in der „Reise nach Reckahn 1775 zu Fr. Eberhard von Rochow" von Konsistorial-Rat Büsching erzählte Geschichte vom Hindurchtreiben der Schafe durch das Notfeuer als Beispiel anführen können. Dieses Notfeuer wurde an einem alten rostigen Wagenrade entzündet und alle Versuche des menschenfreundlichen Schöpfers der „Schulen für Landleute," die Schäfer dahin zu bringen, rationelle Heilmittel statt dieses alten Aberglaubens anzuwenden, waren erfolglos. „Danach scheint dieser Brauch — wie der Feuerkult überhaupt — nicht erst aus Asien nach Europa ge-

[1]) Feueranbetung der Parsen.
[2]) Carus Sterne, »Tuisko-land«; 5. Buch: Feuerkultus (Agni und Pales) S. 301.
[3]) Caspari, »Urgeschichte der Menschheit« (II. Aufl. Leipzig 1877), Carus Sterne, ebendaselbst S. 304.
[4]) Ebendaselbst S. 309; Driesmans gibt fehlerhaft das 11. Jahrhundert als Ende dieses Aberglaubens an (S. 13).
[5]) »Deutscher Volksaberglauben« (1860) S. 92.
[6]) Carus Sterne ebendaselbst S. 309—312.

drungen, sondern in unserem Erdteil urheimisch gewesen zu sein, aber er hat in Iran doch erst seine Ausbildung zu einem vollwertigen religiösen Kult erfahren, während er in Europa nur als abergläubischer Brauch sich forterbte"; römisches Palilienfest usw. Wie alt dieser Feuerkultus der europäischen Hirtenvölker aber selbst im Süden ist, werden wir wohl erkennen, wenn wir uns überzeugt haben, daß der alte Vesta- und Hestiakultus in Griechenland und Italien nur eine Verjüngung des Kults der altgermanischen Feuergottheit war, von der andererseits der Kult des indischen Agni herzuleiten ist"[1]). In der Edda ist der erste Mann Ask aus Eschenholz, die erste Frau Embla aus Erlenholz.

Diese Erkenntnis, daß schon in der Höhlenzeit der Feuerherd den Mittelpunkt der Wohnung bildete, ist für die Beurteilung der Anlage des griechischen Megarons (s. unten VI, 5.) überaus wichtig, erst in warmen Himmelsstrichen (Kreta) wird der Herd aus dem Männersaal in den Hof hinausverlegt.

12. Die Höhle als Werkstätte.

Da in den letzten Kapiteln unserer Abhandlung, wo von den Ornamenten der Griechentempel und ihren heiligen Geräten die Rede sein wird, eine Bezugnahme auf die Metalltechnik der alten Achäer und Mykenier unerläßlich ist, so wird ein Seitenblick auf die Herstellung der ältesten Kupfer- und Eisengeräte während und nach der Höhlenwohnerzeit schon jetzt durchaus angebracht sein.

a) Die vorgeschichtliche Schmiedewerkstätte.

Eine ausführliche Schilderung einer vorgeschichtlichen Schmiedewerkstatt finden wir in der Ilias im XVIII. Gesange, dort wird die Tätigkeit des Schmiedegottes Hephästos selbst geschildert. Zwar redet der Dichter v. 370 von einem Palaste des Gottes, unvergänglich aus Erz gebaut, es ist aber wohl sicher anzunehmen, daß in der Urform der Sage von einer Erdhöhle die Rede war, wie hätte auch sonst in Italien und Sicilien der Glaube entstehen können, daß der Schmiedegott mit den Cyklopen seine officina (Horaz) unten im Vesuv oder Ätna habe. Außer den 20 Blasebälgen wird bei seiner Tätigkeit nur der Ambos, Hammer und Zange erwähnt; die Schmelztiegel dienen nur für die edlen Metalle, Gold, Silber, Zinn. Auch

[1]) Agni = lat. ignis Feuer.

der Messinier Laerkes (Odyssee 3, 434) benutzt nur Hammer und Zange, als er der Kuh zum Opfer die Hörner vergoldete.

b) Die Metalle am Ende der Steinzeit.

So hat man denn in letzter Zeit eine andere Auffassung über das Verhältnis der Schmiedekunst und der Gießertechnik gewonnen; besonders Hostmann[1]) verteidigt diese mit Erfolg:

1. Das durch Thomsen eingeführte System der Dreiperioden-einteilung (Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit) steht im Widerspruch sowohl mit dem Entwicklungsgange der menschlichen Kultur, wie mit der alten Überlieferung.

2. Aus einer mit der Verarbeitung der Metalle noch unbekannten Kultur (d. h. aus der Steinzeitperiode) vermochte sich niemals eine Bronzeindustrie unmittelbar zu entwickeln usw.

3. Niemals ist irgendwo auf der Erde ein Volk von der ausschließlichen Kenntnis und Bearbeitung des Kupfers direkt zu der Darstellung von Bronze vorgeschritten.

4. Die Mechanik des Hämmerns und Schmiedens, die wir bei primitiven Völkern allein in Übung finden, bildet das erste und älteste Verfahren der Metallarbeit; erst viel später entwickelte sich auch die Gießkunst usw.

5. Das erste Metall, welches der Mensch metallurgisch zu gewinnen lernte, war unter normalen Naturverhältnissen das Eisen, dessen Kenntnis bei den Kulturvölkern arischer und semitischer Abkunft in eine so hohe Vorzeit hinaufreicht, daß nicht daran zu denken ist, die Anfänge der Eisenindustrie bei ihnen auch nur annähernd chronologisch festzustellen.

6. Die Bronze erfordert zu ihrer Bearbeitung und feineren Vollendung eiserne und stählerne Werkzeuge. Das solche insbesondere bei den nordischen, oder den mit ihnen technisch gleichstehenden Bronzealtertümern anderer Länder in Anwendung gekommen, kann keinem Zweifel unterliegen.

7. Die megalithischen Denkmäler und die Hügelgräber des nordwestlichen Europas wurden von indogermanischen Volksstämmen errichtet; sie gehören keineswegs zwei verschiedenen Kulturperioden an, sondern bilden gleichzeitige, der Zeit des Leichenbrandes und der Metallkenntnis angehörende Gräberformen oder Denkmäler. — In dieser an neuen Gedanken so reichhaltigen Sammlung, woselbst auch „das Skelettieren der

---

[1]) Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie, Gesammelte Abhandlungen von Christian Hostmann (mit einem Vorwort von Dr. Lindenschmit, Braunschweig, Vieweg 1890, S. 149—150.

Leichen und die teilweise Verbrennung" ausführlich besprochen wird, kommt der kenntnisreiche Forscher in dem Abschnitt: „Über die Bedeutung des homerischen chalkos" auf S. 175 auf Grund der Tatsachen: 1. daß nach dem Wortlaut der homer. Gedichte[1]) die homerische Metallurgie sich noch nicht über das einfache Schmiedehandwerk hinaus zu der höheren Stufe des Gießens und Formens emporgearbeitet hat; 2. daß die Herstellung einer brauchbaren Hiebwaffe aus Bronze eine der allerschwierigsten Aufgaben der Gußtechnik ist; 3. daß die homerischen Schwerter (die auch Ilias XIII, 576 als „thrakische" bezeichnet werden) sich nicht wie die bronzenen Lanzenspitzen verbiegen, sondern zerspringen[2]) zugleich aber die kräftigste Schneide zeigen und Lanzenschäfte, Arme, Schultern, Kupferhelme und Köpfe durchschlagen[3]) zu dem unanfechtbaren Ergebnis, daß die homerischen Schwerter aus sideros bestanden haben, was sowohl Eisen wie Stahl, richtiger Wolfsstahl (altgermanische Schwerter) bedeutet, wodurch dann auch der Begriff „eisernes Kampfgetöse" (σιδήρειος ὀρυμαγδός)[4]) erst seinen vernünftigen Sinn erhält. — Auch Prof. Dr. Dörpfeld, der den Achäern (von Südthessalien hinüber bis Elis und Pylos) die Kenntnis der Eisenschmiedekunst zuschreibt, weist auf die Tatsache hin, daß das Vorkommen des Eisens in Ägypten schon im 2. Jahrtausehd v. Chr. nachweisbar ist (vergl. meine Prolegomena-Übersetzung S. 46) und daß — besonders im Hinblick auf die „Thrakischen Schwerter" — wahrscheinlich die Hallstatt-Periode mit ihren Eisenwaffen um 1 Jahrtausend weiter hinaufgerückt werden muß, so daß man auch durchaus nicht berechtigt ist die Eisenschwerter enthaltenden Homerstellen zu streichen.

Bei der unermeßlichen Wichtigkeit dieser Tatsache, daß schon im heroischen Zeitalter sich von Norden her aus Mitteleuropa (Hallstadt) die Eisenschiedekunst durch Thracien zu den Achäern verbreitet hat, lasse ich noch einige Sätze Horstmanns folgen:

„So dürfen wir es denn als ein dem Wortlaut der Gedichte entsprechendes Ergebnis betrachten, daß die homerische Metallurgie sich noch nicht über das einfache Schmiedehandwerk hinaus zu der höheren Stufe des Formens und Gießens emporgearbeitet

---

[1]) Vgl. hierzu folgende Stellen: Ilias XVIII, 470—617; XXI, 592; XXIII, 503; XXIII, 561; auch Laerkes, »der Vollender der Kunst«, hantiert allein mit Ambos, Hammer und Zange. Odyssee III, 432.

[2]) Il III, 362 (Menelaos); Il XVI, 338 (Lykaon).

[3]) Ilias XVI, 114; V, 81; V, 146; XVIII, 576; XVI, 340; besonders aber XVI, 340.

hatte." — Damit wären die Bronzeschwerter endgültig aus der homerischen Kulturwelt beseitigt; bei keinem Volk der Erde, am allerwenigsten bei einem jugendfrischen, in der Fülle ungebändigter Kraft und Leidenschaft stehenden Volke hat jemals das Bronzeschwert die gebräuchliche Kampfwaffe gebildet." — In der nun folgenden Untersuchung über das Material der homerischen Schwerter, die — wie sich ergibt — aus einem Wolfsstahl bestanden, hebt Hostmann folgende Beweisgründe hervor:

1. Die Schwerter werden in den Gedichten mit dem fast ständigen Beiwort „scharfschneidend" begleitet.

2. Falls die Schwerter wirklich aus Bronze bestanden hätten, ist es unbegreiflich, daß Homer die Vortrefflichkeit der thrakischen Schwerter besonders hervorhebt; Thrakien galt von jeher als älteste Heimat der Waffenschmiedekunst[1]).

3. Die Ausstattung der bis jetzt gefundenen Bronzeschwerter paßt nicht zur Beschreibung, die Homer gibt: a) Griffe mit massivem Silber oder aus Holz und Elfenbein mit silbernen Buckeln verziert, b) Scheiden ganz aus Silber oder aus Fournierholz und Leder gearbeitet und mit Eisen beschlagen. (Silber kam aus Chalybe, der uralten Stätte der Stahlbereitung).

4) Auch die Vasenbilder stimmen nicht.

5) Hesiod und Pindar bezeichnen das Kampfschwert des Herakles schlechthin als Eisen, ebenso schreiben die Tragiker den homerischen Helden stets ein stählernes Schwert zu.

6. »Das Eisen zieht von selbst den Mann an« sagt Odysseus, als er die Waffen aus dem Saal schaffen läßt.

7. Chalkos bedeutet jedenfalls gleichmäßig 1. Kupfer, 2. Eisen. (Chiliaden des Tzetzes); denn chalybs (vergl. Chalyber) heißt Stahl und weist denselben Wortstamm auf wie chalkos.

---

[1]) Hostmann, »Studien«, S. 175.

[2]) Hellanicus pr. Schol. Ambros. in Odyss. VIII, 294 nennt die Thraker semigraeci, d. h. Halbgriechen.

III. Die Quellgrotten und ihre Bedeutung für das Leben der ältesten Bewohner Europas.

1. Die Quelle als Ernährerin der Menschheit.

Den im vorigen Abschnitt geschilderten Höhlen, welche deswegen als menschliche Wohnung dienen konnten, weil die Höhlenwände kein eiskaltes Wasser hervorsprudeln ließen. [„Freilich sind Boden und Wände feucht, doch tropfen diese wenigstens nicht"][1]), stehen an äußerer Form die Quellgrotten gleich, sind aber durch ihre vielseitige Bedeutung für das Leben der damaligen Menschen noch viel wichtiger. In einem Zeitalter, wo ein Trunk aus einer Quelle den von den glühenden Sonnenstrahlen ermatteten Wanderer oft vom Tode des Verschmachtens rettete[2]) und eine Labung mit Milch und Molken den Bedürftigen von hartherzigen Hirten nur für gleichzeitige schwere, entehrende Arbeit zuteil wurde[3]), der Wein aber meist nur für die Vornehmen da war, muß die Quelle — das ist gar nicht anders denkbar — eine fast abgöttsiche Verehrung genossen haben. Wir werden deshalb im III, 9 Abschnitt die Art des Nymphenkultus eingehend besprechen. Den Schatten der Höhle im Verein mit der Spende der Quellgöttin begehrten schon die Jägerstämme der Vorzeit, wenn sie abgehetzt von mühevoller Jagd die Beute zu verzehren sich anschickten; dann genügte ihnen auch nicht der Schatten eines breitästigen Baumes, wie es Homer in seiner (von Goethe[4]) nachgeahmten) Darstellung auf dem Schild des Achill so lieblich schildert[5]), sie verlangten — wie dies noch Siegfried nach der Jagd im Odenwald tut — nach dem Trunk aus der Quelle und die zur Horde gehörigen jungen Mädchen mußten den Männern den Krug mit dem erfrischenden Naß reichen. Erscheint doch auch Athene dem in die Stadt der Phaaken wan-

[1]) Siehe oben Ranke, »Der Mensch«, Schilderung der Höhle der Steinzeit.
[2]) Vgl. Schiller, »Bürgschaft«.
[3]) Homer Odyssee. 17, 225.
[4]) Hermann und Dorothea, 4. Gesang.
[5]) Ilias XVIII, 558.

dernden Odysseus als Mädchen mit einem Wasserkrug. Diese Tätigkeit der jungen Mädchen (*νύμφη*) führte zur Entstehung des Glaubens an Quellgottheiten, die Nymphen hießen.

2. Die Nymphen als Beschützerinnen der Quellen.

Die ebengenannte Beziehung der jungen Mädchen [*νύμφαι* auch in der Bedeutung Braut, vergl. lateinisch nubere alicui sich für jemand in einen Schleier (nubes, nebula Wolke) hüllen] zur Bedienung der Quellen und zur Tränkung der durstigen Menschen und des Weideviehs (s. unten III, 3) hat nun schon bei den ältesten Bewohner Europas den Glauben und die Vorstellung erweckt von solchen halbgöttlichen Wesen weiblichen Geschlechts, die mit der Quelle leben und bei ihren Versiegem hinsterben. In Paulys Reallexikon[1]) lesen wir darüber: »Nur einzelne kommen unter eignen Namen vor, wie Kalypso (s. IV, Ende) und Kirke, Kyrene (Apolls Geliebte) und die Nymphe Echo. Obwohl sie nicht gerade zu unsterblich gedacht werden, da sie mit den Naturerscheinungen (Quellen, Bäumen), deren Seele sie sind, entstehen und vergehen, so leben sie doch unendlich viel länger als Menschenkinder, s. Hom. Hymn. in Venerem 259ff.[2]) und werden auch (bei Homer) zur Götterversammlung auf den Olymp berufen[3]). Sie wohnen in schönen Hainen, an den Quellen der Bäche und Flüsse, in feuchten Wiesengründen, in schattigen Gebirgswaldungen, in kühlen Grotten, überhaupt in der einsamen, freien, entweder idyllisch oder romantisch gestimmten Natur, zu deren Szenerie sie ebenso notwendig wie die Satyrn (Faun, Pan) gehören. Je nach ihrem besonderen Naturgebiet und ihrem dadurch bestimmten dämonischen Wirkungskreise lassen sich zwei Hauptklassen unterscheiden:

1. die Najaden[4]), die 1. als Töchter des Zeus gelten, da dieser als Regengott der Quell der himmlischen Befruchtung ist (in Dodona heißen sie geradezu Hyaden von *ὗω* regnen) aber auch 2. als Töchter (oder Geliebte) des Okeanos angesehen werden,

---

[1]) Pauly, Reallexikon (1. Auflage) Artikel »Nymphae«.

[2]) Hesiod bei Plut. de def. orac 11; Pausanias X, 31, 3; Eustath. p. 1554, 48. Servius zu Vergil Aen. I, 376.

[3]) Ilias XX, 8.

[4]) Der Name der Naiaden scheint mir in erster Linie geeignet, für die noch immer ungelöste Frage nach der Bedeutung des Wortes naos (= cella Hauptraum des Tempels) endlich eine Aufklärung zu bringen; faßt man diesen Begriff als »triefende Höhle, Grotte«, dann erklärt sich ohne weiteres der Zusammenhang von Naiade, naïs Wasserschlange, naus Schiff, nare schwimmen, naein fließen mit naos Tempel.

der bei Hesiod[1]) der Urtypus des Flüssigen ist, und mit den Nereiden, den Meernymphen, verschwistert sind.

Sie teilen alle Eigenschaften des Wassers und der Gewässer, ernähren das Feld und die Feldfrüchte[2]), pflegen das Vieh, auch der Jugend der Menschen. Und, weil das Wasser auch heilkräftig ist, besonders einzelne Quellen, so sind diese Nymphen auch Heilgöttinnen[3]). Endlich sind sie als Vorsteherinnen begeisternder Quellen zugleich selbst weissagerisch und orakelgebend[4]), wie sie denn auch die Menschen zum Gesange und zum Weissagen begeistern, daher an einzelnen Stellen, namentlich am Olymp und Helikon, aus dem Nymphendienst der Musendienst hervorgegangen ist[5]). Auch die bisweilen sogenannten »Erdnymphen« (*Νύμφαι χθόνιαι*) gehören hierher, denn sie pflegen mit Demeter die Weiden und Herden[6]).

2. Die Oreiaden und Dryaden (Hamdryaden), d. h. die Nymphen der Gebirge, Waldtäler, Wälder und Bäume (*δρῦς* Eiche bedeutet jeden hochstämmigen Baum)[7]) Hesiod bei Strabo X, p. 471 stellt sie mit den Satyrn und Kureten[8]) zusammen, während sie sonst vom Atlas oder andern Gebirgs- und Erdgottheiten abgeleitet werden. Sie bewohnen das große und wunderbare Gebirge und folgen weder Sterblichen noch Unsterblichen, d. h. sie treten nie aus dem Gebirge heraus. Die Silane und Hermes[9]) pflegen der Liebe mit ihnen in schattigen Grotten. Mit ihnen zugleich wachsen die hochgewipfelten Fichten und Eichen aus dem Gebirge hervor, in geweihten Gehegen, die keiner zu verletzen wagt. Wenn aber ihre Stunde kommt, dann welken die Blätter, stirbt die Rinde, fallen die Zweige, und mit dem Tode des Baumes weicht auch von der Nymphe des Baumes ihre Seele.

Entsprechend der (mit vielen schmückenden Beiwörtern ausgezeichneten) zahlreichen Nymphennamen, die nach den Bergen (Idäische, Kithäronische) und Quellen (Kastalides usw.) gebildet sind, fanden sich zahlreiche Heiligtümer der Nymphen besonders

[1]) Hesiod Theogonie 346ff., 364; dort wird ihre Zahl rund auf 1000 angegeben und viele Eigennamen genannt.

[2]) Siehe unten III, 3 und 5.

[3]) Pindar, Olymp XII, 26; Pausanias V, 5, 6, VI, 22, 4. Vgl. S. 87.

[4]) Pausanias, IX, 3, 5, Plutarch Arist. 11. Vgl. III, 7 und III, 16.

[5]) Pausan, IV, 27, 2; IX, 32, 3; Theokr. VII, 92. Voß zu Vergil Eclog. VII, 21. G. Hermann de musis fluvialibus Epicharmi et Eumeli.

[6]) Preller, Demeter und Persephone S. 204.

[7]) den-dron Baum ist eine Verdoppelung von dem einsilbigen Worte drys.

[8]) D. Kureten wohnen als Volksstamm 1. in Ätolien, 2. in Kreta.

[9]) So lautet die Darstellung im Hom. Hymn. auf Aphrodite 257, wo diese den kleinen Aeneas ihrer Pflege vertraut,

an Quellen und in fruchtbaren Wiesengründen; ganz Elis war zu Strabos Zeit[1]) gefüllt mit Tempeln der Artemis, der Aphrodite und der Nymphen, Pausanias nennt in Arkadien einen Ort Nymphas und eine Quelle Nymphasia.

Ganz besonders aber dachte man sich die Nymphen in Grotten wohnend, an welchen die inneren Gebirge sowohl als die Küsten und Inseln Griechenlands so reich sind, vollends die Tropfsteinhöhlen (s. unter III, 6). Dort wohnen und arbeiten sie, während der benachbarte Wiesenplatz ihren Chortänzen und Spielen dient.

3. Der Quellbach als Viehtränke.

Bei der Schilderung der dem Cyklopenlande gegenüberliegenden Ziegeninsel, wo die Nymphen dem Odysseus in freundlicher Gesinnung Ziegenherden zutreiben, vergißt Homer nicht die über die Kleefelder rinnenden Quellbäche zu erwähnen,[2]) doch bietet sich ihm keine Gelegenheit den auf der Weide befindlichen abwesenden Cyklopen[3]) in seiner Tätigkeit bei der Viehtränke am Quellbach vorzuführen. Dagegen erfahren wir[4]), daß Eumaios (s. oben S. II, 9) seine Schweineherde an einem Quellbach weidete:

»Sitzend findest du ihn bei der Schweine weidender Herde
Nahe bei Korax Felsen, am arethusischen Borne.
Allda mästen sie sich mit lieblichen Eicheln und trinken
Schattiges[5])Wasser,wovon das Fett den Schweinen entblühet.«

Dieses dunkelfarbige, »schwarze« Wasser (griechisch melan hydor) wird also hier wegen seines heilkräftigen Einflusses auf das Gedeihen der Schweine ausdrücklich gelobt, an anderer Stelle (III, 11) werden noch andere Quellen mit derartigen vielgerühmten Eigenschaften besprochen werden.

Wie es nun schon im frühesten Altertum neben den Hirten auch Hirtinnen gab, die wohl noch mit viel größerer Sorgfalt und Neigung die Tränkung des Weideviehs besorgten, während die männlichen Hirten die schweren Arbeiten verrichteten und

---

[1]) Strabo VIII, p. 343.
[2]) Odyssee 9, 133 (117—141).
[3]) Odyssee 9, 217.
[4]) Odyssee 13, 405—408.
[5]) Merkwürdigerweise ist genau an der Stelle, wo ungefähr diese Melanhydor- d. h. Schwarzwasserquelle sich befunden hat, von Prof. Dörpfeld eine Quelle namens Mauron eri, neugriechisch = Schwarzwasser wieder entdeckt worden. II. Brief S. 8.

den Kampf gegen die Raubtiere führten[1]), so hat jedenfalls das wechselseitige Verhältnis im Zusammenleben der Hirten und Hirtinnen mit allen Einzelheiten einer romantischen Erotik das Vorbild abgegeben für die mythologischen Vorstellungen von dem Liebesleben der Nymphen und ihrem Verkehr mit Pan-Faun, den Silenen und Satyrn, die nach Hirtenart in Bocksfelle gekleidet sind. So paßt die naturwüchsige Schilderung, die Theokrit[2]) von dem Liebesabenteuer des Daphnis, des Rinderhirten, der die Liebe eines Mädchens gewinnt, in seinem XXVII Idyll entwirft, in allen Einzelheiten zu den mythologischen Berichten, welche wir von den verschiedenen Nymphen aufgezeichnet finden, die die Stammmütter einzelner Herrscherfamilien geworden sind.[3]) — Freilich galt die Abstammung eines Fürsten von einem Faun oder Silen diesem in der späteren Zeit oft nicht als würdig genug, da trat dann statt des Pan Poseidon oder Zeus ein, doch wird oft ausdrücklich bemerkt, daß sich diese himmlischen Götter in der Gestalt eines Faun der Nymphe genaht hätten, eine Gleichsetzung, die erst verständlich wird, wenn wir (s. im folgenden III, 4) die enge Beziehung der Quellgöttin zur Erdmutter (Demeter = *Γῆμήτηρ* erkannt haben werden, aus deren Liebesbund mit dem Regengott Zeus und dem Dämon des flüssigen Elements Poseidon (Potidan dorisch = potamos Fluß) alle Fruchtbarkeit der Äcker sich herleitet.

4. Die Nymphen als Förderer des Pflanzenwuchses.

Schon im Abschnitt II, 9 ist der Zusammenhang, der als Viehställe dienenden Höhlen mit der Düngung der umliegenden Gefilde angedeutet. Der dem Herakles zugeschriebene Kunstgriff, mit Hilfe des Höhlenbaches selbst den Viehdung auf die Felder herauszuschwemmen, war gewiß in ältester Zeit schon eine weitverbreitete Maßregel, die ohne große Arbeit eine Befruchtung der Äcker zu Wege brachte. Die Nymphen und zwar nicht nur die Dryaden d. h. die Bewohnerinnen eines Baumes, die mit diesem leben und sterben, sondern auch die Hüterinnen der Quellen hängen also aufs innigste mit der von den meisten Stämmen als höchste Gottheit verehrten Erdmutter (magna mater = Kybele in Phrygien u. a.), bei den griechischen Stämmen Demeter (= *Γῆμήτηρ*) genannt,

[1]) Vgl. mein »Hilfsbuch zu Homer« S. 187.

[2]) Theocrit, Idyll XXVII, doch ist dieses Gedicht, dem der Anfang fehlt, in vielen Ausgaben einem unbekannten Autor zugeschrieben.

[3]) Im Abschnitt III wird hierüber ausführlich gesprochen werden.

zusammen[1]) die — mag sie auch seit Homers Zeit bereits durch die »Himmelskönigin« Hera (Juno) in den Hintergrund gedrängt worden sein — doch von Haus aus die eigentliche und rechtmäßige Gemahlin des Regen- und Gewittergottes Zeus war, ebenso wie dessen Vater Kronos mit der Erdgöttin Rhea im kretischen Mythos sich vereinigt, die in der Höhle dem Zeuskinde das Leben gibt. Will man aber so recht erkennen, wie auch diese Erdmutter, die in Hera schließlich zur Himmelskönigin auf dem Olymp emporgestiegen ist, am letzten Ende nichts anderes ist eine Nymphe, d. h. eine chthonische Gottheit der Vegetation, so muß man die Gestalt der Artemis betrachten, die zunächst gar nichts mit der Mondgöttin Selene zu tun hatte und von der Prof. E. Bethe (Leipzig) in seinem (das Wesen dieser Göttin nach allen Richtungen betrachtenden) Artikel »Artemis« sagt: »Artemis ist nur eine Nymphe in höherer Potenz«. Und in der Tat, wenn Homer in der bekannten Stelle im 6. Buche der Odyssee (102—106) sie folgendermaßen schildert:

Wie die Göttin der Jagd durch Erymanthus Gebüsche,
Oder Taygetus Höhn mit Köcher und Bogen einhergeht,
Und sich ergötzt, die Eber und schnellen Hirsche zu fällen;
Um sie spielen die Nymphen, Bewohnerinnen der Felder,
Töchter des furchtbaren Zeus; usw.

so erkennen wir ganz deutlich, daß Artemis sich nur soweit über die sie begleitenden Nymphen erhebt, wie etwa die Chorführerin in einem Trauerspiel (Eumeniden) unter den ihr folgenden Tänzerinnen hervortrat. Ebensowenig wie Artemis, (von der man früher bei Bestimmung ihres Wesens nur von der »Göttin des Mondes« sprach), ihrer Natur als Vegetationsgöttin entsprechend, von Haus aus etwas mit der am Himmel wandelnden Selene, der Mondgottheit zu tun hat, ist sie auch erst recht spät zur Beschützerin der Jungfräulichkeit geworden, welche in ihrer herben Strenge die Ehelosigkeit der Priesterinnen u. a. fördert; ursprünglich war sie in der arkadischen Sage, die ihre Gestalt am getreusten bewahrt hat, die Gattin des Zeus und von ihm Mutter des Arkos des Stammvaters der Arkader; ihr wurde auch in Lakedaimon die Pflege der Neugeborenen anvertraut (vergl. den Artikel »Artemis« in Pauly-Wissowa Reallexikon). Als Beherrscherin des Viehes ist sie auch Veranstalterin der

[1]) Auch das Wort demos (δῆμος), das in der klassischen Zeit nur Volk bedeutet, hat ursprünglich das Land bezeichnet: ἐν πίονι δήμῳ = im fetten Lande.

Tieropfer; daher Ἄρταμις = Schlächterin, ἀρταμεῖν; Preller Griech. Mythol. I, 4 S. 296. Diese spätere Vermischung und Verwechselung himmlischer Gottheiten mit den chthonischen der Erdtiefe erkennt man aus folgenden 4 von Böttticher zusammengestellten Angaben[1]) über den Verkehr des himmlischen Gottes (Symbol des befruchtenden Gewitterregens) mit der Erdgöttin in den Höhlen der verschiedenen griechischen Gaue:

1. Apollo verkehrte in seiner Höhle am Burgfelsen zu Athen mit Kreusa, der Tochter des Erechtheus (Pausanias I, 28).

2. Die hochheilige Grotte auf dem Elaion bei Phigalia gilt als Wohnung der trauernden Demeter-Malaina, welche vom Zeus Mutter der Proserpina war.

3. Selene, die Mondgöttin[2]) verbirgt und besucht den geliebten Endymion (Gott des Traumes) in ihrem Höhlenadyton am Latmos in Phrygien, in welchem dann des schönen Jünglings Grab gedacht war[3]).

4. Der arkadische Pan lockt die Selene in Gestalt eines Widders zu sich in seine Höhle[4]), die so ein Heiligtum beider wurde.

Hier erkennt man deutlich, daß die Vertauschung der Himmels- und Erdgottheit daraus entstanden ist, daß man den männlichen Mondgott, der aus der germanischen Mythologie (Edda) als Mundalföri genügend bekannt ist und der von Zeit zu Zeit hinter einem Berge verschwindet, d. h. bei der dort hausenden Erdgöttin einkehrt und nächtigt, zu einer Mondgöttin (Istarkultus?) hat werden lassen, was nach dem Aufkommen des Dogmas: »Apollo und Artemis sind Zwillingskinder der Leto« und dem Aufsteigen des Apollo zu einem Sonnengott (der Himmelsgott Kronos = Zeus wurde von seinem allblickenden Auge begrifflich unterschieden, so daß nun ein besonderer Olympier die Rolle des Himmelswanderers übernehmen mußte) ganz unvermeidlich geworden war. Auch die Mexikaner halten den Mond für einen Mann und Vater der Sonne.

Da man das Geschlechtsleben der Pflanzen erst vor einigen Jahrhunderten wissenschaftlich entdeckt hat, so war man im Altertum fest davon überzeugt, daß alle Befruchtung der Äcker

[1]) Böttticher, Tektonik der Hellenen.

[2]) Stieg der Mond hinter einem Berge hervor, so hieß es, er kommt aus dem Berge. Die Germanen kennen nur einen Mondgott, der bei der Erdgöttin im Berge seine Ruhestätte hat, die Griechen verwechselten die Naturgöttin mit der Mondgottheit.

[3]) Man beachte: Höhlen-Adyton = Grab! siehe Abschn. VI.

[4]) Hier sind die Rollen vertauscht: die Mondgöttin kommt zu dem Hirtengott in seine Höhle.

ausschließlich von der Feuchtigkeit des die Wiese durchquerenden Quellbaches herrühre und somit war der Beweis geliefert, daß die Nymphe des Waldgrottenquells, (die sich zur Erdgöttin verhält wie der Teil zum allumfassenden Ganzen), mit der sich der vom Himmel niederkommende Regengott (Zeus) in Liebe vereinigt hat, die eigentliche Schöpferin aller Fruchtbarkeit der Weideplätze in Wald und Feld, der Wiesen und Äcker sei. Eine berühmte dichterische Darstellung dieser Befruchtung durch den Liebesbund des Zeus mit der Erdgöttin, die dort allerdings schon Hera heißt[1]), finden wir bei Homer im XIV Gesang der Ilias, Vers 347—351 (Hilfsbuch z. Homer S. 66):

Unten nun sproß die Heilige Erd' aufgrünende Kräuter
Lotos mit tauiger Blum' und Krokos, samt Hyakinthos,
Dicht gedrängt und weich, die empor vom Boden sie trugen:
Hierauf ruheten Beid' und hüllten sich rings ein Gewölk um
Schön und strahlend von Gold; und es taueten glänzende
Tropfen. —

Eine anmutige Schilderung von der Bewässerung eines Saatfeldes durch einen von der Höhe herabgeleiteten Quellbach gibt Homer in der Ilias XXI, 257—262; sorgsam räumt der Landmann, in der Hand die Schaufel, den Schutt aus der Rinne, damit der Bach ungehindert fließen könne.

5. Die Nymphen als Förderer des ehelichen Lebens.

Mit der Förderung des Pflanzenwuchses in Wald und Wiese, die dann wieder die reichliche Ernährung des Wildes, sowie des Weideviehs zur Folge hat, ist aber die Wirksamkeit der Nymphen, bezw. der Erdmutter, noch nicht abgeschlossen. Wie die Schützerin der Wald- und Weidetiere, Artemis, (s. ob.) auch den Kinderreichtum fördert, so gibt Demeter nicht nur den Wiesen und Äckern, sondern auch den Frauen Fruchtbarkeit. Weil dies in den ältesten Zeiten so geglaubt wurde, wundern wir uns nicht darüber, daß es heut auf Leukas noch eben so ist. »Für die Göttin des Ackerbaues, Demeter, würde folgende Tatsache gut passen, daß in der Kirche des Klosters, welches über dem (angeblichen) Demeter-Tempel erbaut ist, 2 kleine eiserne Pflugspitzen aufbewahrt werden (alte Anathemata); die jungen Frauen stellen sich mit den nackten Füßen auf die Pflugspitzen unter

[1]) Unter dem ältesten Hera-Tempel, dem Heraion zu Olympia, haben die darunter liegenden Erdschichten Opferstätten für vorgeschichtliche Naturgottheiten bei den Ausgrabungen ergeben.

einem Gebet des Geistlichen; sie hoffen nun auf die Geburt eines Knaben«.[1])

Wie deshalb die berühmte Hochzeitsfeier des Peleus und der Thetis[2]), zu der alle Götter außer der Eris geladen waren, in der Höhle des Cheiron am Pelion stattfand, wurden in den Quellgrotten noch später Hochzeiten abgehalten; alte Rathäuser des Mittelalters dienten zuweilen demselben Zweck.

6. Die Tropfsteinhöhlen und ihre Geheimnisse.

Daß die Nymphen besonders die Tropfsteinhöhlen mit ihren wunderlichen Bildungen als Wohnort bevorzugen, ist schon oben (III, 2) angedeutet. Allbekannt ist die Schilderung, die Homer in der Odyssee, Buch XIII v. 102—112 entwirft:

»Oben grünt am Gestad ein weithinschattender Ölbaum.
Eine Grotte, nicht fern von dem Ölbaum, lieblich und dunkel,
Ist den Nymphen geweiht, die man Najaden benennt.
Steinerne Krüge stehn und zweigehenkelte Urnen
Innerhalb; und Bienen bereiten drinnen ihr Honig.
Aber die Nymphen weben auf langen steinernen Stühlen
Feiergewande mit Purpur gefärbt, ein Wunder zu schauen.
Unversiegbare Quellen durchströmen sie. Zwei sind der Pforten:
Eine gen Mitternacht, durch welche die Menschen hinabgehn;
Mittagwärts die andre geheiligte: diese durchwandelt
Nie ein sterblicher Mensch; sie ist der Unsterblichen Eingang«. —

Über die Verehrung die den Schöpfern dieser Wunderwerke zuteil wurde, siehe III, 9. Prof. Dörpfeld hat eine ganze Reihe solcher Tropfsteinhöhlen wieder entdeckt. Solche wunderlichen Bildungen werden auch in historischer Zeit von den Grotten des Pan und der Nymphen berichtet. Zunächst erwähnt Böttticher[3]) die erst nach der Marathonischen Siegesschlacht dem Arkadischen Gott als Tropai uchus (d. h. Siegeszeichenerringer) geweihte Grotte am Felsen der Akropolis von Athen, deren Wände durchweg mit kleinen Eintiefungen bedeckt sind, in welchen sich einst Votivbildwerke befanden. Als die seltsamste der Panshöhlen kam freilich dem Pausanias[4]) die am Berge des Gottes im Marathonischen vor, in deren mächtigen Räumen sich Gemächer und Bäder fanden, auch die Felsen durch ein Naturspiel ziegenähnlich

---

[1]) Dörpfeld, III. Brief S. 10.
[2]) Scholien zu Pindar, Pyth. 4, 180, Homer, Ilias XXIV, 62.
[3]) Böttticher, Tektonik der Hellenen.
[4]) Pausanias I, 28.

gebildet waren und »Ziegenherde des Pan« hießen. Es ist sehr beachtenswert, daß 1. außer den herrlichen Wunderwerken, den formenreichen und farbenfrohen Gebilden des Tropfsteins,

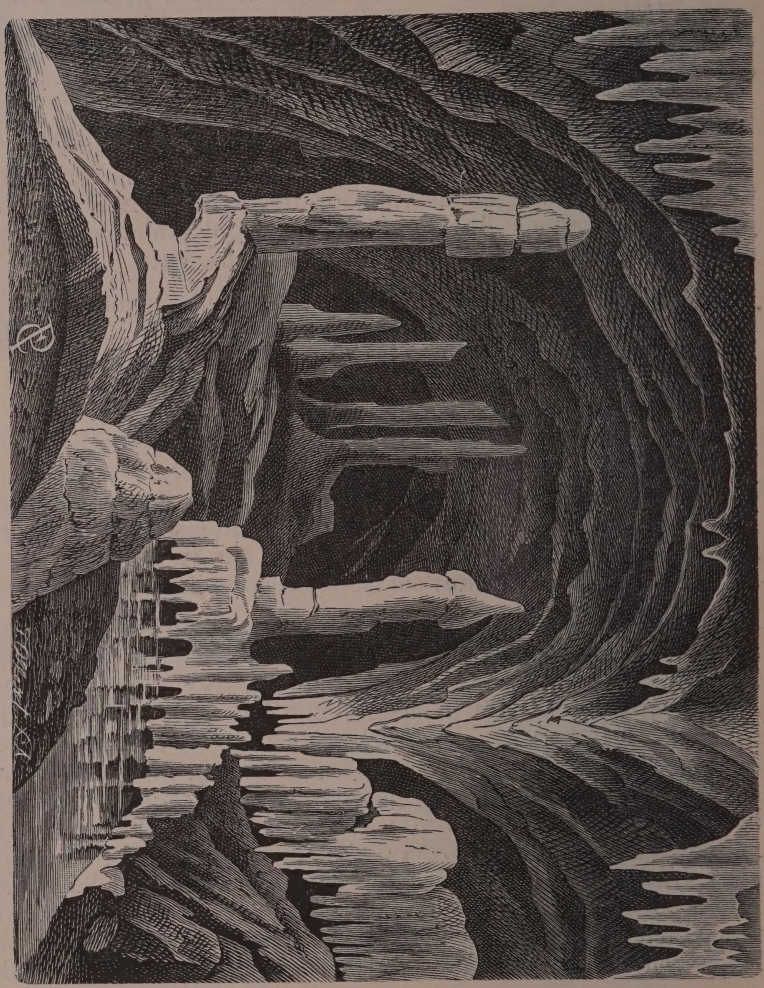

Abb. 12. Tropfsteinhöhle.

2. auch das unaufhörliche Tropfen der unversiegbaren Quellen in der angeführten Homerstelle betont wird; sollte nicht vielleicht eine solche rätselhafte Tropfsteinsäule, besonders solch ein herab-

hängender Stalaktit als Symbol der »unversiegbaren« (s. oben) Fruchtbarkeit in der Urzeit gegolten haben und der Anlaß geworden sein zu dem Aufstellen zahlloser Steinsäulen (*ἀργοὶ λίθοι*)[1]), die als Fetische und Symbole der Fruchtbarkeit lange vor den eigentlichen Götterbildern angesehen wurden. Eine überraschende Ähnlichkeit mit der Homerstelle zeigt ein Bericht, den ein eifriger Förderer der geologischen Wissenschaft im Globus[2]) über einzelne Höhlen in der Nähe von Triest in hinreißender Darstellungskunst gibt:

„Alles Sehenswerte dieser Halle zu beschreiben ist unmöglich; glauben wir doch zu träumen, wenn wir dieses unterirdische Naturwunder anstaunen. Von allen Seiten stößt man auf groteske Formen; Pfeiler, Minarets, schlanke und luftige Türme ragen zwischen großen unförmigen Blöcken empor. Hier sieht man ein Bauwerk ähnlich einer Moschee, dort ragt es wie ein riesiges Messer mit haarscharfer Schneide empor. Von oben hängen drohend spitze Zacken und Schwerter herab. Hier ist man überrascht, zu den Füßen einer Säule die Bruchstücke einer anderen zu finden, die vor Jahrtausenden die Stelle der gegenwärtigen eingenommen haben muß; dort gewahrt man einige Teile der Wand mit ungeheuren Tropfsteinstützen von 4,5 bis 10 und mehr Meter von verschiedener Form und Dicke besetzt; dann zieht ein Wasserfall, der plötzlich erstarrt zu sein scheint, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die Halle entwickelt nach jeder Seite hin immer mehr ihre Schönheiten; bei jedem Schritt begegnen uns neue Schaustücke: Säulenreihen, Obelisken, Statuen, Fahnen, Schleier, bisher erfundener Zierrat und phantastische, jeder Beschreibung spottende Gebilde. Alle diese Schauobjekte, die von überwältigender Großartigkeit sind, kann man noch in ihrer ganzen Strukturreinheit und Farbenbrillanz sehen. Auffallend ist in der Mitte der Halle das Vorkommen von Tropfsteingebilden, die sich fadenartig an einander reihen, und solcher, die in wagerechter Richtung von der Wand weg wachsen, geweih- und hakenartige Formen annehmen oder armähnliche Verästungen zeigen. Bei der Erklärung der Entstehungsweise dieser Stücke muß man Hypothesen zur Hilfe nehmen (Verzerrungen durch Luftströmungen, Überschwemmungen). Wir sehen dort über den Pfeilern die schaffende Natur an der Arbeit; wir sehen am schwarzen Gewölbe hin und wieder Tropfen zittern, wir hören sie mit eigentümlichen Tönen auf die unteren geborstenen

[1]) Vgl. den Artikel »*ἀργοὶ λίθοι*« in Pauly-Wissowa Reallexikon.
[2]) Globus XCII, 48.

Säulentrümmer fallen; tausend Jahre haben die Verbindung der oberen Ansätze mit den unteren hergestellt. Die Draperie der Wände[1]) ist von äußerst zarter Natur; wie kostbare Vorhänge ist das Gestein hier gebildet, indem es den zierlichsten Faltenwurf zeigt, und es ist so dünn, daß das Licht durchscheint. Es klingt beim Anklopfen wie Glas. Die Grundfarbe ist schneeweiß, mitunter durch rotbraune Streifen schattiert. Das herabtropfende Wasser verursacht bei der stillen Atmosphäre ein melodisches Geräusch. — Schlanke Tropfsteinformen, hohe Stalagmiten, sonderbar verzackte Zapfen schmücken die glitzernden Wände in einer solchen Pracht und Fülle, wie sie nur dort vorkommen kann, wohin die zerstörende Hand des Menschen noch nicht gedrungen ist. — Wer nicht in den Räumen des Hades gewandert, der kann das eigentümliche, geheimnisvolle Gefühl des Schreckens und des Wohlseins nicht verstehen, das sich der Seele des Forschers bemächtigt, wenn er von Klippe zu Klippe springend, bei dem ungewissen Schein der Grubenlampe mit gierigem Auge das Halbdunkel durchforscht, dabei immer bedacht, den Fuß an die sichere Stelle zu setzen."

7. Die Pansgrotten als Orakelstätten.

In diesen geheimnisvollen Höhlen »mit ihrer rätselhaft wunderbaren, oft staunenswerten Formation«[2]), die dem Hirten und Ackerbauer als bedeutungsvoll und für höhere Zwecke von der Natur bestimmt erschienen, ist nun auch sicherlich der Anfang der Orakelgebung zu suchen. Drei Eigenschaften waren es hauptsächlich, welche eine solche Grotte oder Tropfsteinhöhle dazu geeignet machten:

1. der Zusammenhang dieser Grotten mit der Erdtiefe und der Unterwelt;
2. die Einwirkung des begeisternden Quelltranks;
3. sonstige geheimnisvolle Töne und Geräusche, welche das schreckhafte, abergläubische Hirtenvolk in Angst setzten (Panischer Schrecken).

1. Die Tropfsteinhöhlen als Eingänge zur Unterwelt und als Beisetzungsstätten für die Toten sollen im folgenden Abschnitt IV ausführlich besprochen werden, 2. ebenso wird von der Einwirkung des Quelltranks auf die Begeisterung der Wahr-

[1]) Jedem muß hier die Übereinstimmung mit dem Webstuhl und den aufgezogenen meerpurpurnen Gewändern sofort auffallen. Da die Achäer jedenfalls über Illyrien in Griechenland eingewandert sind, haben sie derartige Tropfsteinhöhlen des Karstes usw. sicherlich kennen gelernt.

[2]) Böttticher, Tektonik der Hellenen S. 414.

sager in III, 16 genauer die Rede sein, 3. hier sollen noch einige Nachrichten Platz finden, welche auf die Entstehung des Orakelwesens, das später der Stimme des himmlischen Apollo unterstellt war, ein eigentümliches Licht werfen. Bei Böttticher[1]) heißt es auf Seite 417: »Diese Panshöhlen sind bisweilen Orakelstätten zugleich: 2. In der Grotte des Pan im Haine der Artemis zu Ephesus offenbarte das Erklingen oder Schweigen der Syrinx, welche der Gott hier niedergelegt haben sollte, ob eine Jungfrau sich des Incestes (Unkeuschheit) schuldig gemacht hätte oder nicht[2])«. — Dieses Beispiel zeigt noch so recht, daß es bei dem Orakelwesen der frühesten Jahrhunderte sich nicht um eine »Erleuchtung von Oben« handelte, sondern daß nur Motive niedrigster Art die Menschen antrieben, allerlei Geheimnisse zu erforschen.

2. Gefeiert seit der Schlacht bei Platäa war die Sphragidion genannte Grotte der ehemals weissagenden Sphragitischen oder Kithäronischen Nymphen auf einer Höhe des Kithairon: vor jener Schlacht samt Pan, Zeus und Here von den Athenern angefleht, wird ihnen nach dem Siege von den Tapferen der Aiantischen Phyle das solenne Dankesopfer auf Kosten des Staates gebracht[3]). 3. Berühmt wegen der Orakel war auch die Grotte auf Lesbos, in welcher das Haupt des Orpheus wahrsagte, nachdem es bei dessen Tode von den Meereswogen aus Thrake hergetragen war[4]). 4. Eine Grotte im Tempel des Apollon-Zosterios zu Kumai in Italien war einst die Orakelstätte und Wohnung der Sibylle[5]). 5. Eine Höhle des Erdorakels zu Aigion kennt noch Plinius[6]). — Man ersieht aus dieser Zusammenstellung, daß in dem frühesten Zeitalter bei jenen vorgeschichtlichen Hirtenstämmen zwischen der Erdgöttin und den Wassergeistern (Quellnymphen) ein wesentlicher Unterschied nicht gemacht wurde.

8. Der Baumkultus und seine Beziehung zur Pflege der Quellen.

Die Quellen und Bäche fördern das Wachstum der Bäume und umgekehrt schützen die schattenspendenden Baumkronen

[1]) Ebendaselbst S. 417.
[2]) Achilles Tatius, Leukippe 8, 6. Dieses Orakel erinnert lebhaft an die Sage von der Überfahrt über den Regensburger Strudel.
[3]) Pausanias 9, 3, 5, Plutarch Aristides 11, 19. Symposion 1, 10, 3.
[4]) Philostrat. vita Apollon. 4, 14.
[5]) Scholia, Bachmann. in Lykophron. 1278, Vergil Aeneis Buch VI.
[6]) pag. 636, 650.

die Quellen vor der Sonnenglut. So finden wir schon bei Homer anmutige Schilderungen von reizenden Parkanlagen, Hainen und Gärten, die kunstgerecht von Quellbächen durchströmt werden. So erzählt der Dichter vom Hain der Kalypso (Odyss. V, 64):

»Rings um die Grotte, da sproßt ein Hain voll grünender Bäume,
Pappelweiden, und Erlen und düftereicher Cypressen.
Unter dem Laube wohnten die breitgefiederten Vögel,
Eulen und Habichte und breitzungigte Wasserkrähen,
Welche die Küste des Meeres mit gierigem Blicke bestreifen.
Um die gewölbete Grotte des Felsens breitet ein Weinstock
Seine schattenden Ranken behängt mit purpurnem Trauben.
Und vier Quellen ergossen ihr silberblinkendes Wasser,
Eine nahe der andern, und schlängelten hierhin und dorthin usw.

Ähnliche Schilderungen entwirft er von den Gärten des Alkinoos auf Scheria (Korcyra). C. Fries bemerkt hierzu: »Die Quelle ist offenbar als erste Ursache für die Parkanlage des Alkinoos gedacht. In dem Garten selbst erscheinen 2 Quellen (Od. VII, 129 ff.), von denen die eine sich durch den ganzen Park verbreitet, die andere zum Palast fließt und den Bürgern als Brunnen dient. Diese künstliche Bewässerung, die C. Fries u. a. zu dem Berieselungssystem der Babylonier[1]) in Beziehung setzt, da die bei der Kalypso-Grotte genannten vier Quellen mit den vier Paradiesesströmen sich vergleichen lassen, brauchen wir aber keineswegs als von den Semiten entlehnt zu betrachten, da die Ableitung von Gewässern auch von den Urbewohnern Europas ausgeübt wurde, wie die Ableitung des Achelous durch Herakles (mythologisch = Besiegung des Flußgottes) deutlich beweist. Über den berühmten »Baumkultus der Hellenen«, den C. Böttticher in seinem bekannten, oben (I, 7) zitierten Buche ausführlich unter Beibringung einer staunenswerten Fülle von Belegstellen behandelt, kann ich mich kurz fassen; schon aus Schillers »Kranichen des Ibykus« kennt jeder »Poseidons Fichtenhain«, ebenso ist der Lorbeerhain des Apollo bei Delphi, die Palmen auf Delos (Odyssee VI, 162), der Hain der Eumeniden in Attika, die Ölbäume der Athene, besonders aber die heilige Eiche von Dodona (Ilias XVI, 235) allbekannt. In Deutschland, wo doch eine Entwaldung nicht zu befürchten war, galten noch im Mittelalter eine Reihe von Bäumen für unverletzlich; sobald in Griechenland die Entwaldung fühlbar zu werden begann, waren die Gesetze unerbittlich streng, wer in Attika einen

[1]) C. Fries, »Babylonische und griechische Mythologie«. Neue Jahrbücher für das klassische Altertum. 5. Jahrg. 1902.

morschen, längst abgestorbenen Ölbaumstumpf (σηκὸς) von seinem Acker entfernte, verfiel der Todesstrafe wegen Gottlosigkeit (Lysias, Rede VII.)

9. Die Verehrung der Nymphen und ihre Altäre.

Fragen wir zunächst, welche Arten von Götterverehrung in Tempeln und Altären, die den Kulten der klassisch-historischen Zeiten einigermaßen vergleichbar sind, uns von Homer überliefert werden, so muß die Antwort lauten, daß von eigentlichen Tempeln und Altären bei solchen Tempeln in den Epen fast nirgends die Rede ist und daß wir nur an zwei Stellen an die spätere, über ganz Hellas verbreitete Religionsübung erinnert werden:

1. bei der Nennung des Tempels der Pallas Athena in Troja.

2. bei der Erwähnung des Nymphen-Altars beim Ithakos-Brunnen auf Ithaka (Odyssee XVII, 210), wobei zu bemerken ist, daß diese Verse 207—211 von den alexandrinischen Kritikern als unecht bezeichnet worden sind. Auch die Stelle, welche von dem steinernen Götterbild der Athene erzählt, der die Sieg erbittenden Troerinnen einen kostbaren Teppich auf die Knie legen, und von einem Tempel auf der Burg berichtet, haben viele Kritiker angezweifelt in der Meinung, daß zur Zeit des Trojanischen Krieges überhaupt noch kein Tempel und fetischartige Steinbilder existiert haben, sondern erst von dem Nachdichter nach Maßgabe seines Zeitalters eingefügt seien, doch widerspricht Prof. Dörpfeld diesen Ansichten, und jedenfalls hat ein solches »Palladium« sich tatsächlich im Besitz der Trojaner befunden. Das Bauwerk VI c. in der VI. Schicht von Troja (Troia und Ilion S. 174) hält Dörpfeld für einen Tempel Was nun den Kult der Nymphen am Ithakos-Brunnen zu Ithaka betrifft, der in folgenden Versen geschildert wird:

Ithakos hatt' ihn gebaut und Neritos und Polyktor:
Ringsum war ein Hain von wasserliebenden Pappeln
In die Runde gepflanzt, und hoch vom Felsen herunter
Schäumte das kalte Wasser, ein Altar stand auf der Höhe,
Wo die Wanderer alle den Nymphen pflegten zu opfern.

So ist 1. zu bemerken, daß Odysseus schon unmittelbar nach seiner Landung, sobald er die fruchtbare Erde geküßt hat, nicht Zeus, sondern seine Töchter, die Najaden, anfleht; ein deutliches Zeichen, sie waren die ältesten Gottheiten.

Zeus unsterbliche Töchter, ihr hohen Najaden, ich hoffte
Nimmer, euch wieder zu sehen; seid nun in frommem Gebete
Mir gegrüßt: bald bringen wir euch Geschenke, wie ehemals usw.

2. Außerdem — und das ist von ungeheurer Wichtigkeit — heißt der älteste pelasgische Zeus von Dodona (s. oben I, 1), der durch sein Eichenbaumorakel dem germanischen Ziu so engverwandt ist, und zu dem der blonde Achilles betet, selbst Zeus Naios;[1]) in seinem sehr lesenswerten Kapitel über die »Entstehung der griechischen Religion« bespricht ihn Drerup (Homer, S. 90). Somit wird meine III, 2. Anm. ausgesprochene Vermutung: »ναός (naos), die feuchte Grotte, ist der Urbegriff der Tempelcella« hierdurch noch mehr unterstützt. Die Spenden für die Nymphen, Tränke ohne Wein, Milch usw., wozu noch Bänder, Schellen[2]) u. a. hinzukommen, sind schon III, 2 angedeutet.

10. Die Schlangen- und Drachengestalt des Wasserdämons.

Wenn irgend ein Umstand, soweit geschichtlich beglaubigte Vorgänge in Frage kommen, uns von der Tatsache zu überzeugen imstande ist, daß ein bis unter die Erde hinabreichendes Adyton der ursprüngliche Hauptbestandteil der ältesten Griechentempel gewesen ist, so ist es jedenfalls die Beobachtung, daß bei vielen Quellgrotten usw. von einem schlangenähnlichen Wesen berichtet wird, welches nach dem Glauben der Zeitgenossen in der Tiefe haust. Unschädliche kleine Schlangen (vgl. Abb. bei Böttticher) galten als gute Geister; naïs heißt Wasserschlange. Zu diesen schlangen- und drachengestaltigen Dämonen gehört: 1. der Drache Python (Delphi), 2. die Schlange der Athenia Polias im Erechtheion, 3. die Asklepios-Schlange. Da der Aufenthaltsort des Drachen Python als eine Art Grab gedacht wurden, wird von ihm noch besonders IV, 15 gesprochen werden. Von den beiden andern sagt Drerup[3]): Am bekanntesten ist wohl die helige Schlange auf der Burg von Athen, die als Stellenvertreterin der Athena im Erechtheion hauste und allmonatlich einen Honigkuchen als Speise vorgesetzt erhielt. Auch Erechtheus und Erichthonius werden ganz oder zum Teil (Schlangenbeine!) in dieser Schlangengestalt dargestellt. Einen Versuch zur Erklärung dieser rätselhaften Anschauungen soll X, 2 gemacht werden; die Felskluft des Erichthonius erinnert an die illyrische Schlangenhöhle Vragastan. Wie nun der delphische Apollo (vgl. die ausführlichere

[1]) Der Berg Neïos auf Ithaka ist nur die jonische Aussprache für Naïos.

[2]) Vgl. Seite 18 Abbildung. 4. und andere bei Böttticher »Baumkultus«.

[3]) Homer S. 85. Vgl. Herodot VIII, 41.

Darstellung in meiner Prolegomena-Übersetzung, Einleit., S. 45) als Besieger des Drachens Python (vgl. IV, 15) gilt, seinerseits aber von dem kretischen Seefahrergott Apollo Delphinius, dem der Delphin als göttliches Tier zugesellt ist, gar nicht getrennt werden kann, so enthält die Sagenkunde nicht nur der Griechen und Germanen, sondern auch der semitischen Völker Vorderasiens bis Babylon eine Reihe von Heroengestalten, deren Ruhm in der Bezwingung des Meerdrachens, d. h. des ungestümen Wasserdämons besteht, die etwa in der Weise zu denken ist, wie Poseidon (Neptun) durch seinen Dreizack (d. h. eine Fischer-Harpune) den Meerdämon bändigt. Neben dem Wassergott selbst, der (jedenfalls war dies die ursprüngliche Anschauung) auf die flehentlichen Bitten der Sterblichen die ungestüm (im Frühling) daherbrausenden Wasserfluten zurückruft, stellt sich Bellerophontes,[1]) der Bezwinger der Chimaera (chimmer heißt wüten und wallen und wird im 46. Psalm vom Meer gebraucht), ebenso Perseus. »Sowohl an die alttestamentliche (Jesaia 50, 2 [Gunkel, S. 98]; Habakuk 3, Ezechiel 28, 2) wie an die griechische Theophanie des Meerbeherrschers erinnert der Aufbruch Marduks, des höchsten Gottes von Babylon, gegen die Thiamat, das Meerungeheuer. Mir scheint auch Poseidon eine starke Ähnlichkeit mit dem babylonischen Gotte aufzuweisen, wenn dieser, mit dem doppelten Dreizack bewaffnet, den von einem Viergespann gezogenen Wagen besteigt und der Thiamat entgegenführt.« — In bezug auf diese Worte von C. Fries[2]) habe ich schon in meinem »Flotten-Artikel«[3]) auf auf ein merkwürdiges nordisches Seitenstück zu diesem babylonischen Thiamatkampf hingewiesen: Die Cimbern zogen gewaffnet unter ihrem König gegen die heranstürmenden Wogen der Sturmflut zum Kampfe aus (Strabo VII, 2, 1).

11. Die Verehrung der Mineral- und Salzquellen.

1. Daß heilkräftige Quellen, deren Gewässer mineralische Bestandteile enthielten, schon in uralter Zeit mit verehrungsvollem Staunen betrachtet und heilig gehalten wurden, darf nicht bezweifelt werden und zwar war dies nicht nur bei den Bewohnern des vorgeschichtlichen Griechenlands, sondern auch bei den Völkern Mitteleuropas der Fall. Belehrend ist in

---

[1]) Hilfsbuch zu Homer S. 281.
[2]) Neue Jahrbücher für Philol. 1902, S. 705.
[3]) 1908, No. 2, S. 21. 1909, No. 1, S. 4—6. Der Schluß folgt in No. 2.

dieser Beziehung der Bericht, den Herr Privatdozent Dr. Heierli (Zürich) auf der vorjährigen Jahresversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Straßburg (am 6. August 1907) über den bronzezeitlichen Quellfund von St. Moritz im Engadin (Inntal) gegeben hat, und der uns beweist, daß diese berühmte Stahlquelle ums Jahr 1000 v. Chr. schon besucht wurde, also seit 3000 Jahren der Gesundheitspflege der Menschheit dient.[1]) Wie sehr man schon in der Homerischen Zeit auf den Geschmack dieser oder jener Quelle achtete, zeigt die schon oben (III, 3) besprochene Schwarzwasser-Quelle auf Leukas-Ithaka, welche nach den Angaben der Odyssee zum Fettwerden der Schweine beitrug.

2. Besonders wurden die Salzquellen heilig gehalten und mancher blutige Kampf ist schon in der Urzeit um ihren Besitz ausgefochten worden. Strabo[2]) berichtet über Streitigkeiten illyrischer Völkerschaften um eine Salzquelle. Tacitus[3]) erzählt von dem Krieg der Chatten und Hermunduren um die Salzquelle bei Salzungen an der Werra[4]), Ammianus[5]) von einem ähnlichen zwischen Alemannen und Burgundern. Tacitus erwähnt unter den Motiven für den Streit zwischen Hermunduren und Chatten das Materielle der Salzgewinnung an sich merkwürdigerweise gar nicht. Er spricht (abgesehen von ihrer Kampflust) nur von ihrem angestammten Aberglauben, daß diese Gegenden dem Himmel besonders nahe seien und die Gebete der Sterblichen von den Göttern nirgends so nahe vernommen würden, woher durch die Huld der Gottheit in jenem Flusse und in jenen Wäldern das Salz entstehe, nicht, wie bei anderen Völkern, indem beim Übertreten des Meeres das Wasser austrockene usw. Den Alten war zunächst nur das Seesalz bekannt, von anderem wußten sie ursprünglich nichts; um so geheimnisvoller muß sie die Erfahrung berührt haben, daß man es auch in Quellen, im Binnenlande auffinden könne[6]); daß schließlich dunkle Ahnungen auf das Richtige führten, daß man in Anlehnung an alte Flutsagen hier Reste ehemaliger Meersalzlager annahm, ist wahrscheinlich; Pausanias spricht I, 26, 6 von einem »Brunnen mit

---

[1]) Tägl. Rundschau 8. Aug. 1907; vgl. meinen Aufsatz: »Das 3000-jährige Alter der nordisch-germanischen Schiffahrt in der Flotte 1908«, No. 1 und 2.
[2]) VII, 317.
[3]) Annalen XIII, 57.
[4]) Alfred Kirchhoff: »Thüringen doch Hermundurenland« 1882, S. 11.
[5]) XXVIII, 5, 11.
[6]) Neue Jahrbücher für das klassische Altertum 1902, S. 696.

Meerwasser, in dem es bei Südwind rauscht wie Meereswogen. Das Salz, das die Ägypter mit heiligem Schauder betrachteten, wurde bei den Babyloniern und Israeliten zu jedem Opfer gebraucht; Homer spricht Ilias IX, 213 vom göttlichen Salz und Plato nennt es ein »gottgeliebtes« Ding. (Timäus, 60; Hehn, das Salz 2. Aufl. S. 14—17).

12. Das Versiegen der Quellbäche.

Da von dem Sprudeln der Quelle, wie wir gesehen haben, das Wohl und Wehe der ganzen Landschaft abhing, so galt das Versiegen derselben und das Austrocknen der Bäche, und im Zusammenhange damit Dürre und Regenmangel für eine von dem Himmelsgotte, der die Quellnymphe nicht besucht hat, verhängte Strafe. 1. Uralt sind die mit verschiedenen Zauberhandlungen verbundenen Gebräuche, welche den Wassermangel beseitigen und Stelle der Sonnenglut die Regenwolke heranführen sollen. Eine merkwürdige Ceremonie aus den Donauländern wird in einem Artikel des »Globus«[1]) beschrieben; ich lasse die Darstellung folgen: »Paparuda, bulgarisch Peperuga, wird gedeutet = baba ruda (rodu) Göttin der Früchte. Der Umzug der Paparuda findet zur Zeit anhaltender Dürre während des Sommers statt, in der Weise, daß halbwüchsige, splitternackte Zigeunermädchen von Haus zu Haus laufen, um Gürtel und Hals angetan mit einer langen, herabhängenden Krause aus Attichpflanzen, und mit näselnden Sinsang um Regen bitten (sie heißen Pirpiruna (Macedon.), Papaluga [Moldau]), aus jedem Bauerngehöft werden sie mit Krügen und Kübeln voll Wasser begossen. — »Es braucht keinem Kundigen erst gesagt zu werden, daß diesem volkstümlichen Brauche der Glaube an eine Naturgottheit zugrunde liegt, ein Glaube, der in die älteste sogenannte indogermanische Vor- und Urzeit hinaufreicht. Man glaubt den Regen hervorlocken zu können, wenn man den »Rauschtrank durch ein Sieb träufeln läßt,« man meinte schädliche Geister beschwören zu können, indem man ihre Bilder vernichtete, oder Regen und Wasserfälle erzeugen zu können, indem man ein Abbild von Regen und Wasserreichtum herstellte. Im höchsten Altertum, z. T. noch in vorindogermanischer Zeit[2]) liegt jene Kulturstufe, da Glaube und Aberglaube, Kultus und Zauberei noch ungeschieden, noch eins waren. 2. Auch

[1]) Paparuda und Scaloian, von Dr. Emil Fischer, Bukarest. Globus XCIII, 1, S. 14.

[2]) Der Verfasser will hiermit die Zeit vor der Ausbildung der indogermanischen Naturreligion andeuten.

der Scaloian (Personifikation der Dürre) hält um die Zeit der Paparuda seinen Umzug; es wird eine menschliche Figur aus Lehm hergestellt (bis 25 cm lang) und in einen kleinen Holzsarg gebettet, der mit Blumen geschmückt wird. Der deckellose Sarg, von Mädchen unter herzzerbrechenden Klagen im Leichenzuge getragen — voran eine brennende Wachskerze — und schließlich wird er mit samt dem brennenden Lichte dem Bach oder Fluß übergeben, der ihn in der Ferne den Blicken der Kinder entzieht, oder in einen Brunnen (Wasserlache) geworfen oder auf dem Anger begraben. »Indem die Dürre durch eine symbolische Handlung, der zwingende Zauberkraft innewohnt, aus der Welt geschafft wird, ist sie nicht mehr da, und ihr Gegenteil, das segnende, fruchtbare Naß, der Regen, kann nun heran.« —[1])

Welche merkwürdigen Übereinstimmungen sind hierin enthalten: 1. Auch der schlangengestaltige Dämon Erechtheus liegt in einem Korb gebettet. 2. Danae (III, 17) wird erst in einen unterirdischen Kerker, dann in einen Holzkasten verschlossen und dem Wassergott preisgegeben d. h. ins Meer ausgesetzt.[2])

13. Der Schutz der Quellen vor Verschüttung.

Somit gab es für die primitiven Hirtenstämme der vorgeschichtlichen Achäer gar kein größeres Unglück als, wenn ihre Quelle, die mit ihrem kostbaren Naß Menschen und Vieh, Wald und Wiese tränkte, unter den Strahlen (Böttticher, Tektonik, S. 418) des sengenden Sommergottes versiegte. Doch auch Menschenhände konnten dies Unheil verschulden. Gar oft brachen räuberische Nachbarstämme ein, verschütteten die Quellen[3]) und zerstörten den Wasserlauf. Noch in historischer Zeit kam es vor, daß bei erbittert geführten Kriegen der Belagerer dem Belagerten den Wasserzufluß abdämmte, ein besonders heiliges Gesetz des delphischen Amphiktyonenbundes verordnete demnach für alle Teilnehmer dieser Vereinigung, daß sie sich gegenseitig in den Fehden nicht das Wasser abschneiden sollten (vgl. den Artikel »Amphiktyones« in Pauly-Wissowa Reallexicon). Jedenfalls

---

[1]) Das hohe Alter des Namens »Pirpiruna« erkennen wir durch einen Vergleich mit getischen Ortsnamen an der Donau, z. B. Piriboridaua.

[2]) Über die Zeusbräute, die dem Gewittergott geopfert werden, siehe XI, 2.

[3]) Im III. Brief aus Leukas schreibt Prof. Dörpfeld: Außerdem wollen wir am innern Ende der Bucht, wo jetzt eine Quelle aus dem Boden hervordringt, Grabungen vornehmen, um zu untersuchen, ob die Quelle nicht aus einer verschütteten Höhle hervorkommt.

fing man schon in uralter Zeit an um diese geheiligten Quellen ein Gehege zu ziehen und sie durch Mauerwerk und eine Vorhalle zu schützen, wie dies ja auch mit dem berühmten

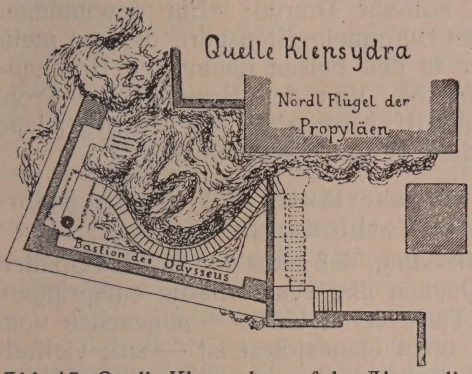

Abb. 13. Quelle Klepsydra auf der Akropolis von Athen aus Drerup »Homer«.

Felsenspalt von Delphi, aus dem die Kastalische Quelle hervorstürzt geschehen ist. Da — wie wir oben sahen — die Najaden am frühesten durch einen regelrechten Kultus verehrt wurden, haben diese Quellheiligtümer das Vorbild der späteren Tempel abgegeben.

14. Die künstlichen Brunnen.

Da man nun aber auch an anderen Stellen auf unterirdische Wasseradern stieß, so führte das zur Grabung künstlicher Brunnen. Im alten Testament wird bekanntlich Moses die Fähigkeit zugeschrieben, mit einem Stabe aus einem Felsen Wasser zu schlagen. So wird man dies auch bei den Achäern versucht haben, freilich werden im Gebiet von Mykenä nur zwei solche Brunnen erwähnt. Schuchhardt[1]) schreibt von diesen, die in der Unterstadt im Süden und Südwesten aufgedeckt wurden

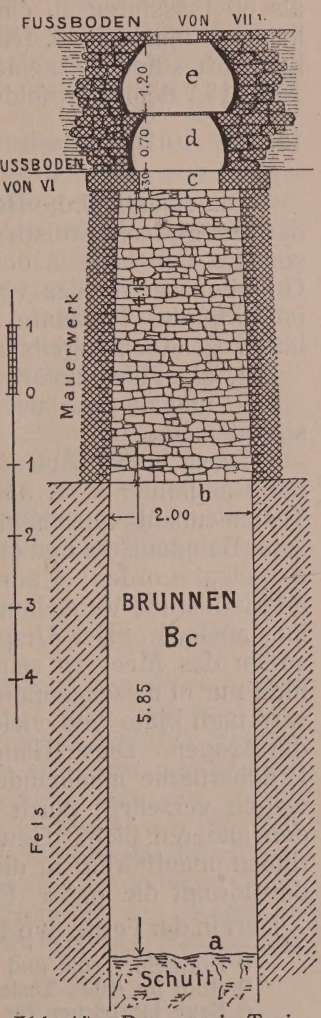

Abb. 14. Brunnen in Troia. Aus Dörpfeld, Troja u. Ilion.

[1]) Schuchhardt, »Schliemanns Ausgrabungen«, 2. Aufl., S. 167.

sind: »Es sind die beiden einzigen antiken Brunnen, die bisher nachgewiesen werden konnten.« Von der Quelle Klepsydra aus der Akropolis schreibt Drerup: »Ein gewundener Treppenweg führt zur alten Burgquelle Klepsydra der auf mehr als 60 Felsstufen zu einer in den Felsen gehauenen Brunnenkammer hinableitete. (Abb. 13). Von den Brunnen aus Troja hatte ich schon zu meinem Hilfsbuch eine Abbildung (siehe Abb. 14.) dem Dörpfeldschen Werke[1]) entnommen.

15. Die unterirdischen Wasserläufe und ihre geheimnisvolle Verbindung.

Die eigentümliche Bemerkung, daß nicht nur aus den Spalten der Gebirge oberirdisch Quellen und Wasserbäche entspringen, sondern daß auch in der Tiefe der Geklüfte — abgesehen vom Grundwasser — das von oben eingesickert ist — sich vielfach unterirdische Flußläufe vorfanden, brachte die vorgeschichtlichen Griechen bereits auf den Gedanken, daß

1. alle Flüsse unterirdisch miteinander in Verbindung ständen,
2. und, ebenso wie in den Ozean hinein, wieder aus ihm strömten.[2])

Diese antike Auffassung, die mit den Grundanschauungen der Babylonier z. T. auch mit denen der Propheten des Alten Testaments übereinstimmt, ist kürzlich von C. Fries in seinem Aufsatz: Babylonische und griechische Mythologie[3]) sehr einleuchtend dargelegt worden; er schreibt:[4]) »Alle Quellen entstammten nach altgriechischer Vorstellung dem Ozean, alle Flüsse entströmten ihm allein.[5]) »Der Ursprung des Feuchten und alles Wassers schien das Meer zu sein. Daher sagen einige, daß die Flüsse nicht nur in dieses, sondern auch aus diesem fließen.«[6]) Die Erde war nach Plato von vielen Gängen und Höhlungen labyrinthisch durchzogen. Diese Gänge sind nach seiner Ansicht unter der Erdoberfläche miteinander verbunden und mit zahlreichen Auswegen versehen, durch die das Wasser von einem Kanal in den anderen fließt. Gewaltige Ströme, teils kalte, teils warme, rinnen unaufhörlich in die Tiefe. — »Eine Kluft aber von allen, durchdringt die ganze Erde, es ist die, von der Homer sagt:

Dort in der Ferne, wo tief in die Erde der Strudel hinabreicht.

[1]) Dörpfeld, Troja und Ilion, S. 176 (verkleinert).
[2]) Auch im Alten Testament: Prediger Salomo I, 7.
[3]) Neue Jahrbücher für das klassische Altertum. 5. Jahrgang 1902. S. 689—707.
[4]) S. 694.
[5]) Berger, Erdkunde der Griechen I, 110.
[6]) Aristoteles, meteor. II, 2, 4.

Das ist der Tartarus, wie jener und viele andere Dichter ihn nannten. Denn in dieser Erdkluft fließen alle Ströme zusammen, und aus ihr entspringen sie auch wieder. Das ist ihnen allen eigen, durch welches Land sie auch fließen mögen« (Plato, Phaedon 111e). Von Plato, dessen Aussprüche orphisches Gepräge tragen, sowie schon vorher von den ionischen Physikern wurde also ein unterirdischer Zusammenhang aller Flüsse angenommen, den Berger[1]) durch die Karstnatur eines Teils des griechischen Gebirgslandes erklärt, wie man sie ja auch in Kleinasien und an anderen Orten wiederfindet.« — Wer, wie ich, von der Einwanderung der achäischer Stämme von Norden d. h. von Illyren und Rhätien her überzeugt ist, wird in Anbetracht der rätselhaften Naturerscheinungen des Karstgebirges[2]) bei Triest, die diese Stämme kennen gelernt haben müssen, über alle diese nur halb richtigen Vorstellungen der vorgeschichtlichen Achäer-Stämmen sich nicht wundern. C. Fries führt im weiteren Verlauf eine Reihe solcher Flüsse an, die nach dem Glauben der damaligen Zeit in einem unterirdischem Zusammenhang mit anderen standen: 1. Nil, 2. Phasis, 3. der epirotische und argotische Inachos, 4. der elische Alpheus und die sizilische Quelle Arethusa, 5. Mäander und Asopos, 6. der Nil und der Euphrat bezw. Indus. — Ähnlich wie der Okeanus galt in vielen Griechenlands der Achelous als der Urstrom, aus dem alle Gewässer kommen.[3]) Auch im Hades werden vier Flüsse genannt. (Od. XI. 513).

16. Die Quellgrotten als Stätten der Weissagung.

Schon oben ist einer niederen Gattung von Wahrsagung bei den Panshöhlen Erwähnung getan; je mehr nun von Jahrhundert zu Jahrhundert die ersten Regungen sittlicher Empfindung sich merklich steigerten, wendete sich auch der Wunsch, das Geheimnis der Zukunft zu erforschen, mehr den edleren Fragen des menschlichen Lebens zu. Gleichwohl war das Mißtrauen, ob der Priester wohl auch die göttliche Wahrheit verkünde, sehr groß[4]), und erst der Trunk aus der heiligen Quelle gab dem Wahrsager das nötige Ansehen in den Augen der Fragesteller. Dr. Maximilian Perty schreibt bei Besprechung

[1]) Erdkunde I, 67.
[2]) Siehe oben III, 6.
[3]) Wilamowitz in Bruhns Ausg. d. Bakchen zu V, 519.
[4]) Bekannt ist das Mißtrauen des Krösus und die Art, wie er die Allwissenheit des Delphischen Orakels erprobte.

der Orakel des Altertums[1]) über die begeisternde Wirkung der Quellen folgendes: Nach Porphyrius wurden manche durch Wassertrinken begeistert, wie die Priester des Apollo zu Kolophon; auch Jamblichus gesteht die die Prophetie erweckende Kraft des Wassers zu Kolophon zu, und auch vom Brunnen des Aeskulap zu Pergamus und von den Quellen zu Pellena beim Tempel des Aeskulap ist dies zu vermuten. Die Propheten bei dem Orakel der Branchiden begeisterten sich hingegen durch die aufsteigenden Dünste des Wassers. Natürlich sorgte die Priesterschaft der verschiedenen im Besitz einer berühmten Quelle befindlichen Heiligtümer durch zahlreiche Legenden, die über die göttliche Herkunft der Quelle und ihre wunderbare Entstehung verbreitet wurden (Böttticher hat in seiner »Tektonik der Hellenen« einzelne aufgeführt[2]), dafür, daß der Strom der Gläubigen nicht versiegte. Auch in der katholischen Kirche findet sich noch jetzt derartiges; ich erinnere nur an Louise Lateau in Lourdes. »Berühmte Seherinnen der Germanen waren Veleda, Aurinia, Ganna, Thiota, sie verkündeten Sieg oder Tod, Heil oder Unheil, warnten und rieten. Veleda wurde selbst von den Römern verehrt; sie wohnte auf einem Turm abgeschlossen und ließ nur wenige vor sich.[3])

Wie nun schon bei dem ältesten Orakel des pelasgischen Zeus zu Dodona die tönenden Erzbecken an der uralten Eichen einen wichtigen Einfluß bei der Erweckung der Prophezeiung ausübten, so war sicherlich für die prophezeiende Priesterin außer dem Trunk aus der Quelle auch die Musik eine fördernde Anregung bei der Aussprache der in Versform und feierlichem Rythmus vorgetragenen Weissagung, wie dies auch bei orientalischen Völkern der Fall war.[4]) Deshalb ist der weissagende Apollo, ebenso wie Artemis, sein weibliches Gegenbild[5]) nur als eine »Nymphe von höherer Potenz« (nach Prof. E. Bethes Urteil) anzusehen ist, der Führer der Gesang und Tonkunst ausübenden Musen = Musagetes.

---

[1]) Perty, Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Leipzig 1872. S. 307.

[2]) Tektonik der Hellenen (1844) S. 418.

[3]) Perty, ebendaselbst S. 313.

[4]) I. Samuelis 10, 5 wird von einer Schar Propheten erzählt, welche bei der Musik von Harfen, Pauken, Flöten und Zithern prophezeien. Perty S. 308.

[5]) Die Lehre, daß Apollo und Artemis Geschwister (Sonne und Mond) seien, ist erst recht spät zum Glaubenssatz erhoben worden; vgl. Artikel »Artemis« in Pauly-Wissowa Reallexikon.

17. Die Quellnymphe (Höhlengottheit) als Stammmutter der ganzen Völkerschaft.

Bei verschiedenen griechischen Volksstämmen (z. B. bei den Danaern Danae.[1]) begegnet uns die auffällige Sage, daß als Stammutter einer ganzen Phyle (= Stamm, lat. gens.) eine Quellnymphe angegeben wird, während der Name des Stammvaters schwankt. So schreibt Pfleiderer in seinem Buche »Religion und Religionen«, Anfänge der Religion S. 58—60: »Das Wesen, in dem eine besondere Gemeinschaftsgruppe (Familie oder Clan oder Stamm oder Volk) ihre gemeinsame Gottheit erblickte, entstand aus einer Verbindung des kollektiven Ahnengeistes dieser Gruppe mit einer personifizierten Naturmacht, sei es des Himmels (China) oder der Sonne (Japan, Peru, Ägypten: Ra) oder der Erde und unterirdischer Fruchtbarkeitsgeister (Isis-Osiris), Magna Mater oder einer bestimmten Tiergattung (der heiligen Tiere der ägyptischen Gaue und anderer totemistischer Stämme). — Der Gott ist für seine Verehrer die erzeugende und erhaltende Lebensmacht ihrer dauernden Gesamtheit. Daraus konnte der Schein entstehen, als ob er die vergötterte Person eines geschichtlichen Ahnherrn sei, — die bekannte Theorie des Euhemeros, die neuerdings von Herbert Spencer u. a. wieder aufgenommen ist. Aber diese Theorie ist irrig[2]); sie wird durch die unbestreitbare Tatsache widerlegt, daß der Stammgott in den ältesten Religionen nicht als Mensch vorgestellt wird, sondern als lebendiges Naturwesen[3]) himmlischer oder irdischer Art. Mit Recht hat

---

[1]) Viele Städtenamen wurden einfach so erklärt, daß man behauptete, sie seien nach einer gleichnamigen Quellnymphe benannt worden; die Nachkommen dieser hätten die Stadt gegründet. Tatsächlich sind ja viele Gallierstämme nach dem Fluß des Landes benannt, Ambarri = amb'Ararim (Saone).

[2]) Allerdings finden sich auch mehrfach in der Sagenkunde und in den heroischen Epen verschiedener Völker wirklich geschichtliche Helden eingeflochten, welche zunächst zu Halbgöttern und dann schließlich zu Dämonen selbst wurden. Ich nenne aus der Nibelungensage nur Dietrich von Bern, der, da er die Aufgabe löst, Hagen und Gunther (ungewaffnet!) zu fesseln, mit übermenschlichen Kräften ausgestattet ist; er ist kein anderer als der geschichtliche Gotenkönig Theodorich (der Große) von Verona (Bérona) in griechischer Aussprache, daher Berne; vgl. hierüber mein Hilfsbuch S. 145 und die Prolegomena-Einleitung S. 40—45.

[3]) Um anzudeuten, daß dieses rätselhafte Wesen kein eigentlicher Mensch sei, schrieben ihm nicht nur die Ägypter Tiergestalt zu, auch die Kreter schufen solche Zwitterwesen, die aus Mensch- und Tiergestalt gemischt sind und auch noch Teile von Bäumen und Pflanzen an sich tragen. Die Mythologie kannte bisher nur den Minotaurus; die Aus-

man daher gesagt: Nicht weil er Ahnherr war, wird er als Gott verehrt, sondern weil er als Gott verehrt wird, gilt er auch als der Ahnherr, der Stammvater seiner Verehrer (E. Caird). Für uns erscheint es freilich als eine schwer vollziehbare Vorstellung, daß ein sinnliches Naturobjekt, wie der Himmel oder die Sonne oder die Erde, oder ein Berg, ein Baum, ein Fluß, ein Tier, sollte Menschen erzeugt haben; aber wir dürfen uns durch diese Schwierigkeit doch nicht dazu verleiten lassen, diese Vorstellung, die in den ältesten Religionen überall wiederkehrt und zahllosen Mythen zugrunde liegt, zu verneinen oder zu bloß uneigentlicher Symbolik abzuschwächen; Symbolik im Sinne bewußter Bildersprache gibt es in der Urzeit überhaupt noch nicht, sondern da ist alles ganz eigentlich und leibhaftig gemeint. — Unsere scharfe Unterscheidung zwischen den verschiedenen Gattungen von Wesen zwischen Menschen, Tieren Pflanzen, zwischen belebten und unbelebten Dingen lag dem Urmenschen noch ganz ferne. — — Wäre der Stammgott nicht Naturwesen, so käme ihm nicht die dem Menschen überlegene dauernde Macht zu, die vom Gottesgedanken unabtrennlich ist; wäre aber nicht zugleich der Vater (bezw. die Mutter) seines Stammes, die Quelle des gemeinsamen Lebens der Generationen, so würde das feste Band zwischen ihm und den Menschen, der Anknüpfungspunkt für das religiöse Verhältnis, fehlen.« Somit werden wir auch keinen Anstoß daran nehmen, wenn uns die griechischen Stammessagen zumuten, als Stammutter einer ganzen Völkerschaft eine Quellnymphe anzusehen, wie dies z. B. von der Danae sich sagen läßt, von der es in Pauly-Wissowa Reallexikon (Artikel Danae) heißt: »Danae ist die Ahnfrau des durch Perseus und seine Nachkommen repräsentierten Zweiges des Danaervolkes, der Tiryns besaß, Mykenä gründete und zu einer bestimmten Zeit die Vorherrschaft in der Argolis behauptete. Danaos, Stammvater der Danaer, und ebenso Danae sind aus dem Volksnamen der Danaer abstrahiert, zu dem auch die »wasserschöpfenden« Danaiden gehören. Obwohl man nun Danae, die Mutter des Gorgo-töters Perseus (siehe unten Gorgoneion Abschn. X, 10) nicht geradezu als eine Quellgöttin, auch trotz der bekannten unterirdischen Einkerkerung und Vereinigung mit Zeus in Gestalt des goldenen Regens noch nicht als eine Erdgöttin be-

---

grabungen haben aber noch eine ganze Reihe solcher Zwittergestalten zutage gefördert; vgl. die Abbildungen bei Drerup »Homer«. Schuchhardt »Schl. Ausgr.« 2. Aufl. S. 336.

zeichnen darf, da sie als solche niemals einen Kult besessen hat, so hängt doch ihr Mythus genau wie der der namensverwandten (50) Danaiden mit den Wasserverhältnissen des Landes der Argiver zusammen: 1. »Die Danaidensage wird gewöhnlich in Verbindung gebracht mit dem für die argivische Landschaft charakteristischen Wechsel von Dürre und Überschwemmungen (»Danaos machte das wasserlose Argos zu einem wasserreichen«, sagt Hesiod); 2. von Danae aber sagt der Verfasser des betr. Artikels, Prof. Escher: »Das Motiv des goldenen Regens[1]) fußt auf den beiden Momenten: a) Wasserarmut des Landes und b) Reichtum der Perseiden« (die zwar keine Wasseradern im Lande, dafür aber Goldadern besitzen).

1. Von den Danaiden lesen wir dort: Die Danaiden werden als Quellnymphen des Landes aufgefaßt (auch unter den Müttern der fünfzig Danaiden werden Hamadryaden und Najaden[2]) genannt und unter ihnen selbst Amymone und Physadeia ausdrücklich auch anderswo als Quellnymphen bezeichet, die Aigyptiaden, die Nachkommen des großen Aigyptos Stromes, als die Wildbäche und Flüsse, die in der nassen Jahreszeit üppig und mutwillig strömen, gleich ungestümen Freiern, im Sommer aber dahinsterben, durch das Versiegen der Quellen ihrer Köpfe beraubt; die Bestattung letzterer in dem Lerna-see bezeichnet den Wasserreichtum dieser Niederung im Gegensatz zu der an Quellen armen Umgebung von Argos[3]). Das Ziel, das diese vom Vater Danaos zum Ehebund (mit den reißenden Grießbächen) gezwungenen Quellgöttinnen nicht erreicht haben, und dessen Nichtvollendung an den Danaostöchtern der Unterwelt durch die bekannte Höllenstrafe (Wassertragen in zerbrochenen Scherben) so schwer geahndet wird, ist nach Rodes glücklicher Entdeckung[4]) ihr durch eigne Schuld unvollendeter Ehebund, wobei allerdings vorausgesetzt wird, daß ihre Tat nicht Sühnung und sie selbst nicht neue Gatten gefunden hatten, sondern etwa gleich nach ihrer Freveltat in den Hades gesendet worden waren. »Ewiges Wassertragen galt dem Volke als das Los der Gattenlosen in der Unterwelt; Gattenlos waren die Danaostöchter.« Allerdings kann das »Wassertragen im Sieb« auch eine sym-

---

[1]) Horaz in der Ode III, 16 »Inchusam Danaen« behandelt die Sage als eine symbolische Hindeutung auf die Macht des Goldes.

[2]) Über die Naiaden siehe oben III, 2; über ihren Kultus auf Ithaka III, 9. S. 85. Über den Danuvius vgl. S. 4.

[3]) E. Curtius, Peleponnes S. 340.

[4]) Psyche [2] I, 327.

bolische Darstellung des Regens sein, den man gern herbeizaubern möchte (vgl. oben III, 12.).

2. Mit dem Danaiden-mythos, dessen Beziehung auf die vielbeklagte Wasserarmut ohne weiteres klar ist, läßt sich nun der ebenfalls argivischen Danae-mythos m. E. leicht so vereinigen: Da seit Danaos, d. h. des ältesten Bewohners von Argos, Zeit brauchbare Quellen nicht im Lande waren, sondern diese zur Unterwelt hinabgesunken, dort nutzlos ihr Wasser vergeudeten (unterirdische Wasserläufe. Vgl. oben III, 15), so kann sehr leicht Akrisios, ein späterer Herrscher von Argos-Mykenä dem Regengott Zeus seine Tochter als Opfer nach Art der unten (XI, 2.) besprochenen Zeusbräute in einer unterirdischen Höhle, einen mit Erzschmuck bekleideten tholos[1]), preisgegeben haben, in der Hoffnung hierdurch, wie das nach dem Volksglauben bei dem Liebesbund der Quellnymphen mit dem Regengott Zeus geschah, Feuchtigkeit und Regenreichtum auf sein steiniges Land zu lenken. Da aber Zeus, wie oben schon angedeutet, nicht Wasseradern, sondern Goldadern dem Lande schenkt, so wird Danae nun dem eigentlichen Wassergott Poseidon als Opfer preisgegeben, indem sie ihr Vater samt ihrem Knaben Perseus in einen Kasten[2]) eingeschlossen ins Meer werfen läßt[3]).

18. Die Nymphe Kalypso als Unterweltsgottheit.

Dem innersten Wesen nach ist nun dieser uralten Erdgöttin, die zugleich als Quellgottheit die Menschen vor dem Tode des Verschmachtens rettet, die Todesgöttin, der — wie wir im nächsten Abschnitt ausführlich besprechen wollen — die Gestorbenen in Gewahrsam und Obhut gegeben werden, aufs engste verwandt. Die Naturgöttin Artemis (III, 3), die als »Ferntrefferin« Hekatebolos[4]) die Frauen tötet, ist in verkürzter Namensform Hekate die unterirdische Zauberin[5]). In der Gestalt der Kalypso liegt diese Doppelnatur besonders klar zutage; diese ist nämlich:

---

[1]) Vgl. die Gallerien in Tiryns und Mykenä und die Kammergräber turris aenea Horaz. Carm III, 16, 1; Pausanias II, 23, 7 erwähnt das Bauwerk in Argos.

[2]) Schol. Pindar. Pythic. X, 46 (72), arca Hyg. Serv. zu Aeneis VII, 372

[3]) Vgl. oben III, 12 den Holzsarg mit der menschlichen Figur, die ins Wasser geworfen wird.

[4]) Zu ihr betet die verzweifelte Penelope (Od. XX, 57—90) und bittet um den Tod. Hilfsbuch zu Homer S. 168.

[5]) Vgl. hierüber Artikel »Artemis« in Pauly-Wissowa.

1. Eine Nymphe; ihre Grotte, ihr Park, den der Götterbote Hermes bewundert, wird ganz nach Art der Nymphenhaine geschildert. Vgl. S. 84, 85.

2. Deutet ihr Name »die Verhüllerin« auf eine Tätigkeit, durch welche ein Lebender, wenn nicht dauernd, so doch für eine Zeit den Augen der Mitmenschen entzogen wird. In meinem »Hilfsbuch zu Homer«[1]) habe ich sie der germanischen Hela an die Seite gesetzt, welche a) die gleiche Ableitung des Namens aufweist, den helan verhelen ist lateinisch celare und griechisch calypto (*καλύπτω*); b) ebenso, wie Kalypso den Odysseus, in der Edda den Baldur bei sich verbirgt (= verhehlt), der genau wie Odysseus von Hermes, seinerseits von Odhin, dem Göttervater, aus den Banden der Hela befreit worden wäre, falls nicht Loki, in der Odyssee der zürnende Meergott Poseidon, dies verhindert hätte. Zwar liegt bei der lieblichen Nymphe Kalypso die Beziehung zur Unterwelt nicht so klar, wie bei der Hela (aus deren Namen helle, dann hölle gebildet ist) auf den ersten Blick zu erkennen, unsere Bedenken schwinden aber, wenn wir die durch v. Wilamowitz' Untersuchungen[2]) mächtig geförderte Erkenntnis zu Hilfe nehmen, daß die Nymphe Kalypso mit der Zauberin Kirke, die den Odysseus zur Unterwelt sendet, eigentlich ein und dieselbe Person ist. Wie die Artemis hekatebolos als Hekate die Göttin der im Waldesversteck bei Mondlicht vor sich gehenden Zauberei ist, so will auch Kirke-Kalypso den Odysseus verzaubern.

19. Zusammenfassung.

Wenn es nach diesen Darlegungen über jeden Zweifel erhaben ist, daß die Verehrung der Quellnymphen, der Töchter bezw. Geliebten des Zeus (Naïos, Dodona) als die älteste Form eines Götterkultus angesehen werden muß, so muß auch die cella eines griechischen Tempels, da von cella cellar = Keller abgeleitet ist, und naos von den Naiaden nicht zu trennen ist, eigentlich eine Brunnengrotte gewesen sein; spielt doch das Weihwasser noch heute in der katholischen Kirche gleich beim Eintritt eine überaus wichtige Rolle. Für das Thema des Buches »Entstehung des Tempels aus dem vorgeschichtlichen Hause« ist die kürzlich gemachte Entdeckung wichtig, daß unter dem Fußboden der Königshäuser ein verdeckter Wasserlauf sich

[1]) Seite 148.
[2]) Homerische Untersuchungen (Weidmann): Kirke und Kalypso.

befand. So schreibt Prof. Dörpfeld (Tiryns, Olympia, Pylos S. XIV) über den von ihm entdeckten Palast in Pylos: »Zu einem Königshause paßt es auch, daß unter dem Lehm-Fußboden des größten Raumes ein plattengedeckter Kanal wie in Troja und Tiryns gefunden wurde.«

IV. Die Höhlengräber und ihre Beziehung zum Totenopfer, zur Wahrsagung und Götterverehrung.

1. Bestattung und Totenopfer.

Um eine einigermaßen klare Vorstellung vom Wesen der Totenbestattung zu gewinnen, betrachten wir zunächst nach der Darstellung Pfleiderers[1]) den ägyptischen Totenkult (S. 95):

Nach der ältesten Vorstellung bleibt die Seele des Verstorbenen fortwährend gebunden an den Körper, daher die Sorge der Ägypter für Erhaltung des Leichnams durch Einbalsamierung und Aufbewahrung desselben in einem sicheren Grabe. Die »Wohnungen für die Ewigkeit«, wie die Gräber hießen, bildeten ausgedehnte Totenstädte, gewöhnlich im Westen der Städte der Lebenden gelegen. Überall (in den Pyramiden, wie in den Felskammern) befand sich vor der festverschlossenen Grabkammer ein Vorzimmer für den Kult des Toten mit einem Opfertisch. Zur Grabausstattung für den Gebrauch der Seele im Jenseits gehörten Wasserkrüge, Stühle, Waffen, Zauberbücher, ein kleiner Kahn mit Bemannung und Statuetten von Dienern und Dienerinnen, die Wände der Königsgräber (vgl. VI; II, 3b) schmückten viele Bilder und Inschriften von den Taten der Verstorbenen usw. Folgende Vorstellungen bilden für den Opferkult die Voraussetzung:

1. Der Geist des Verstorbenen (sein Ka) lebt im Grabe (als dem »Haus des Ka«) fort, abhängig von der Erhaltung seines Körpers, bedürftig der Pflege mittels Opfergaben und Zaubersprüche.

2. Die Seele (Ba) bewegt sich als Vogel frei vom Körper, kann diesen zeitweise im Grabe besuchen, aber auch zum Himmel sich aufschwingen und sich beliebig in Schlangen oder Pflanzen verleiblichen.

3. Die Seele muß im Jenseits eine Reise vollführen, die sie mit dem Sonnengotte Ra zusammen in seiner Nachtbarke durch die Unterwelt zurücklegt, diese ist in 12 Stationen nach den 12 Nachtstunden eingeteilt, jede derselben wird bewacht

---

[1]) Pfleiderer »Religion und Religionen« S. 95.

von furchtbaren Ungeheuern, darunter der böse Drache Apep (Apophis), die nur durch Zauberformeln unschädlich gemacht werden können; hierbei ist das Jenseits als dunkles Land im Westen gedacht, das doch zeitweise während der nächtlichen Durchfahrt des Ra zur Erquickung der Seelen erhellt werde.

4. Freundlicher ist die Vorstellung vom Paradies (Earu oder Aalu) des Osiris, das im Norden oder Osten gelegen, den seligen Gefilden des griechischen Elysium gleicht[1]). — Aber diese Seligkeit wird nur denen zuteil, die im Totengericht vor dem Richterstuhl des Osiris bestanden haben (Osiris, 42 Beisitzer des Gerichts, in der Mitte die große Wage, in der einen Schale das Herz des Verstorbenen, in der andern die Wahrheit (als Feder dargestellt).

Diese Auffassung des ägyptischen Volkes, die bis vor kurzer Zeit als die primitivste und allereinfachste, unvollkommenste Anschauung über das Wesen der Toten (in Anbetracht des Glaubens an die Verwandlung der Seelen) gegolten hat, stellt sich aber doch, da die Seelenvorstellung die Grundidee bildet, bereits als eine Stufe des Fortschritts dar. Die vergleichende Ethnologie hat nämlich bei den niedrigstehenden Völkern auch Stämme gefunden, die noch keinen Animismus (Seelenglauben) kennen oder jedenfalls in früheren Zeiten nicht gekannt haben.

Über die ursprüngliche Bedeutung des Totenopfers in präanimistischer Zeitperiode sind ebenfalls in letzter Zeit mancherlei neue Theorien aufgestellt worden, besonders hat A. Vierkandt in seinem schon oben angeführten Aufsatz »die Anfänge der Religion und Zauberei«, worin er auch die Anfänge des Kultus mit den älteren Formen der Zauberei in Zusammenhang bringt, über das Totenopfer einzelne bisher noch nicht ausgesprochene Anschauungen veröffentlicht[2]). Er schreibt über die Entstehung des Opfers: »Für das Gebiet der Totenopfer dürfen wir mit großer Wahrscheinlichkeit das Hervorgehen aus zauberartigen Handlungen behaupten. Es ist längst festgestellt, daß im Totenkultus die Verehrung und Liebe einen viel jüngeren Ursprung hat als die Furcht und aus ihr erst hervorgegangen ist. Auf die Furcht führt die (bisher) übliche Theorie die Häufung der Opfergaben an die Toten, soweit sie in diese Periode hinabreichen, zurück, ebenso das Verlassen der Hütte oder der ganzen Siedelung, die Be-

[1]) Odyssee IV, 563—569. Hilfsbuch zu Homer S. 169.
[2]) Fortsetzung und Schluß. Globus XCII, No. 4, S. 61.

seitigung der Leiche und die vielen Verfahren, die Leiche mechanisch im Grabe festzuhalten, durch Fesselung, durch Durchbohrung mit einem Speer[1]), durch Anhäufung von Steinen usw. Soweit der Tote nicht mechanisch gehindert wird, geht man ihm aus dem Wege, und durch Gaben will man ihn beschwichtigen und sich vor seinem Neid schützen.« Gegen diese beiden letzten Behauptungen wendet sich nun Vierkandt deswegen, weil nach seiner, wohl durchaus gerechtfertigten Auffassung der Seelenglaube in dem ältesten (präanimistischen) Zeitalter noch nicht vorhanden war und die Annahme »der beiden letzten Absichten (Rachsucht und Neid) dem Bewußtsein des primitiven Menschen zu viel zumutet.« »Man hat«, so fährt er weiter unten fort, »den Toten nicht wegen seiner Seele und ihrer Regungen gefürchtet, sondern lediglich als eine Art Gefahr bringenden Stoffes gescheut«; und weist dabei auf den Zustand der Naturwedda hin, die nach einer Äußerung der Vettern Sarasin[2]) »entweder keine oder nur eine ganz unbestimmte Vorstellung von dem Fortleben der Seele am Orte des Todesfalles haben.«

Vierkandt stellt in seiner Schlußbetrachtung: »Die ältesten Vorstellungselemente der Religion« den Animismus erst auf die 3. Stufe und zwar auf die unterste die allgemeine Vorstellung von zauberkräftigen Stoffen und Körpern auf die zweite die anthropomorphische-egozentrische Auffassung der Natur (»die Sternbilder sind Erzeugnisse von Menschenhand, die Sonne desgl. ein Büschel Federn«).

2. Die Pietät der Indogermanen gegen ihre Toten (Ggs. asiatische Mongolen).

Daß die Ägypter seit ältester Zeit solche Sorge auf ihre Toten verwendeten, verdanken sie also jedenfalls nicht der Einwirkung der Negerstämme Afrikas, die, wie aus dem eben besprochenen Abschnitt ersichtlich ist, eine Pietät gegen die Toten noch nicht kennen. Entsprechend den (I, 7, 8.) angeführten Zeugnissen für einen uralten Einfluß wandernder Ur-Europäer auf den Orient behaupte ich auch deshalb, daß diese »Pietät

[1]) Der Vampyrglaube, der noch heute in Europa und zwar bei den Völkern der Balkanhalbinsel zu finden ist, hat zu der grauenvollen Sitte Veranlassung gegeben, dem Toten mit einem spitzen Pfahl die Herzgegend zu durchstoßen, damit er nicht nachts als Vampyr die Lebenden (bes. seine Feinde) quälen kann.

[2]) Ergebnisse einer naturwissenschaftlichen Reise auf Ceylon, Bd. III, S. 498.

gegen die Toten« von den Indogermanen stammt, die in der Steinzeit schon feste Wohnsitze und feste Gräber (Ggs. Nomaden) besaßen[1]): »Was im Süden und Norden der Alpen die Pfahlbauten[2]) und Ansiedlungen bedeuten, sagen in den Ländern an der Ostsee und im Westen Europas die großen Bauwerke der Steinzeit und der drauffolgenden Zeitalter, die Dolmen, die Hünengräber, die bedeckten Steingänge, die Steinsetzungen des Stoneheng, des Kivikmonumentes, jenen von Abury und von Carnac, die Ringwälle, die Tumuli und dergleichen mehr. Die kolossalen Steinblöcke, sagt Worsaae[3]), aus denen die Grabhügel zusammengefügt sind, und zwar dergestalt, daß die flachere Seite nach innen gewandt ist, zeugen von vereinigten Arbeitskräften und von einer, namentlich in Betracht der dürftigen Hilfsmittel damaliger Zeit staunenswerten Geschicklichkeit in der Ausführung regelrechter Steinbauten, welche unter der gewaltigen Last der überliegenden Erdmassen im Laufe der Jahrtausende nicht aus ihrer ursprünglichen Lage verrückt sind.« Diese staunenswerte Geschicklichkeit und dieses Zusammenwirken sind nicht Nomaden eigen; sie setzen eine in derlei Unternehmungen vorausgehende Arbeitsamkeit und Übung voraus und die Ansammlung vieler Leute an einem Orte. Pyramiden aus Stein wurden von den Ackerbau treibenden Nordsemiten und Ägyptern gebaut, die Nomaden Innerasiens bauen nur Pyramiden aus Menschenschädeln! Fast überall in Europa bestätigen die außerordentliche Mühe und Sorgfalt, welche so oft auf die Herstellung der Gräber verwendet worden sind, die pietätvolle, oft sehr kostbare Ausstattung mit Schmuck und Waffen und mit dem, was sonst dem Verstorbenen lieb gewesen, insbesondere aber die oft viele Tausende von Gräbern umfassenden Leichen- und Urnenfelder der vorchristlichen Zeitalter, daß ein seßhaftes Volk mit einem gewissen Maße religiöser Vorstellungen und in geordneten Zuständen dauernd in der Nähe dieser Gräber gewohnt haben müsse. Diese Schlußfolgerung ist um so sicherer, als alle heutigen Nomaden keine Grabstätten der bezeichneten Art haben, vielmehr eines Gräberkultus ganz entbehren, ihre Toten meist in nachlässiger Weise bestatten, ja nicht selten lediglich den wilden Tieren und Vögeln zum Fraße hinwerfen,

---

[1]) M. Much. »Die Kupferzeit in Europa« S. 321.

[2]) »In dem größeren Pfahlbau im Mondsee stecken mehr als 10000 Pfähle; in jenem von Robenhausen 100000!«

[3]) J. J. A. Worsaae. Die Vorgeschichte des Nordens, S. 36.

wie dies bei den Tanguten und Mongolen der Fall ist[1]). Bei den westmongolischen Torguten (Targouten) werden nur die Leichen angesehener beliebter Personen verbrannt, alle anderen, sowie im allgemeinen die der Weiber werden den Hunden vorgeworfen[2]) Die Tschuktschen setzen die Verstorbenen ebenfalls unbegraben aus und überlassen sie den Wölfen, Füchsen und Krähen, geben ihnen jedoch die Jagdausrüstung mit[3]) Es liegt dies im nomadischen Wesen begründet, das an sich schon unfürsorglich und teilnahmlos ist, keine Heimat kennt und aller jener Vorstellungen entbehrt, die sich daraus ergeben, und das aus sich selbst nicht zu jenen religiösen Anschauungen gelangt, welche den Ackerbauer erfüllen, der von dem Walten der Naturkräfte Heil und Unheil gewärtigt. —

Um nun sogleich an dieser Stelle dem Leser den gewaltigen Gegensatz zwischen der eben beschriebenen Pietätlosigkeit der Mongolischen Turanier und der Pietät der Urbewohner Deutschlands vor Augen zu führen, schalte ich hier einen Bericht ein, der von der vor 4 Jahren (1904) stattgehabten Aufdeckung eines steinzeitlichen Grabes in Nordthüringen erzählt. In dem Artikel »Beiträge zur Geschichte von Mühlhausen in Thüringen in prähistorischer Zeit« von Karl Sellmann[4]) bespricht der Verfasser das Steingrab von Heroldishausen am Hainich im Unstruttal folgendermaßen: »Der Grabfund zeigt uns, daß dem vorgeschichtlichen Menschen diese wertvolle Schicht des Muschelkalks auf der Höhe des Hainichs bekannt war, daß er der Felsplatte eine Form zu geben verstand, die der Form des ausgestreckt liegenden Menschenleibes ähnlich war, in der Bearbeitung des Steines also über die ersten Anfänge hinaus war, es zeigt uns aber ferner, daß der prähistorische Mensch größere Lasten zu transportieren verstand, obgleich ihm keine oder höchst primitive Transportmittel zur Verfügung standen; vergegenwärtigen wir uns ferner, daß der 45 Zentner schwere Stein 6—8 Kilometer weit transportiert werden mußte, so können wir nicht umhin, diese Arbeitsleistung, die vielleicht vor 3000 und mehr Jahren erfolgte, aufrichtig zu bewundern. Wir werden zur Annahme gezwungen, daß dieses Grab auf der Höhe das eines Fürsten gewesen ist, wenn wir bedenken, daß

---

[1]) Zeitschrift für Ethnologie 1875, S. 376, 377, 391 nach Prschewalki »Die Mongolei und das Land der Tanguten.«

[2]) Zeitschrift für Ethnologie 1891, S. 422.

[3]) Freiherr von Nordenskiöld, Die Umsegelung Asiens und Europas, Bd. I, S. 462 und Bd. II, S. 87.

[4]) Mühlhäuser Geschichtsblätter 1904.

zu der Ausführung der Bestattung der Wille einzelner nicht ausreichte, sondern das begeisterte Zusammenwirken der Bevölkerung unerläßlich war. Das begeisterte Eintreten der Masse für die gemeinsame Sache läßt uns erkennen, daß dieser Tote im Leben eine hohe bevorzugte Stelle eingenommen hat.

Wem fiele hier nicht sofort die Übereinstimmung der Grabbauten von Mykenä auf? Allerdings ist der 1 m hohe Torsturz am Löwentor von Mykenä[3]) noch weit schwerer (5 m lang, $2^1/_2$ m dick); man schätzt sein Gewicht auf 600 Zentner (30000 kg).

3. Die Bestattungsweise der Parsen, eine Abart der indogermanischen Beisetzung.

Nun scheint aber gerade die Bestattungsweise der Perser, d. h. des Zendvolkes, welche doch einen wichtigen Stamm der asiatischen Arier (Indogermanen) bilden, durchaus pietätlos zu sein, da sie in den »Türmen des Schweigens« die Leichen durch Geier abnagen lassen. Betrachten wir, um hierüber Klarheit zu gewinnen, die drei Beisetzungsmöglichkeiten, wie sie O. Weise in ebenso kurzer, wie übersichtlicher Weise einander gegenüberstellt in dem Artikel[1]): »Totenbestattung in alter und neuer Zeit«, so stehen die Parsen gerade in der Mitte:

»1. Die einfachste Methode sich der (schneller Verwesung anheimfallenden, entseelten) Körper Verstorbener zu entledigen war die, daß man dieselben einfach auf das freie Feld hinaustrug und sie dort den umherschweifenden wilden Tieren überließ.« — Diese uns allerdings barbarisch anmutende Art der Bestattung wird überall da stattgehabt haben, wo der Mensch noch nach Art der Tiere, ohne Kenntnis von Werkzeugen zum Graben, ohne Religion, ja vielleicht auch ohne Kenntnis vom Feuer lebte. (Heilig gehaltene Hunde zum Zweck der Leichenvernichtung bei den Baktrern, Aussetzung der Toten in Tibet und Butan noch heute).

2. Da nach den Vorschriften der Zendavesta, der heiligen Schrift der Parsen, das Begraben oder Verbrennen der Leichen als unsühnbares Verbrechen gilt, weil dadurch das Wasser oder das Feuer, die heiligen Elemente, verunreinigt würden, so sind bei ihnen auf hochgelegenen Stätten die Türme des Schweigens errichtet, in welche die Leichen geworfen werden. Zahlreiche dort horstende Aasgeier übernehmen dann die weitere Arbeit, bis die entfleischten Gebeine endlich in das Innere des Turmes fallen.

---

[1]) »Das neue Blatt« 1907, No. 18 und 19.

3. Ein weiterer Fortschritt in der Bestattung der Toten war in gebirgigen Gegenden die Beisetzung in Höhlen, und dieser Brauch hat sich an vielen Orten so eingebürgert, daß man da, wo man natürliche Höhlen nicht vorfand, solche künstlich in das Felsgestein bohrte und größere Beisetzungsanlagen schuf, von denen schon viele entdeckt wurden und noch heute entdeckt werden. Dadurch, daß man die Eingänge der diesem Zwecke geweihten Höhlen auch außen künstlich und künstlerisch zurichtete, schuf man endlich bei fortgeschrittener Kultur Felsengräber von wirklich schöner und imponierender Gestaltung.« — Da die Verfasser des Zendavesta ausdrücklich aus religiös-abergläubischen Gründen, desgl. aber auch infolge einer nicht ganz unsinnigen Vorstellung von der möglichen Verseuchung des Grund- und Brunnenwassers durch die Beerdigung der Toten, gegen diese, die sie also als Angehörige des indogermanischen Volksstammes längst kannten, ein Verbot erließen, so ergibt sich daraus, daß sie nicht aus einer den Ariern ganz fremden Pietätlosigkeit, sondern vielmehr aus übergroßer Religiosität[1]) diese »Türme des Schweigens« erbauten, die die von den verweslichen Leichenteilen befreiten Gebeine für alle Ewigkeit festhalten sollten. Die Tätigkeit der Geier erinnert z. T. an die Walkyren[2]) in der germanischen Mythologie; auch sie kommen in Federgewand in Gestalt gewaltiger Raubvögel, um die auf dem Schlachtfelde gefallenen Helden zu Odins Walhalla hinaufzuholen. Mir klingt dieser Mythus wie eine Art Trostpredigt, die zunächst den Schmerz der germanischen Kämpfer lindern sollte, wenn etwa ihr in der »Kampfesnot« gefallener Bruder von solchem gefiederten Räuber entführt (man denke an den Raub des jungen Hagen am Anfang der Gudrundichtung) worden war und nun der ehrenvollen Beisetzung in der Felsenhöhle der Erdmutter (die von den himmlischen Göttern die höchste Verehrung genoß, Tacitus Germania cap. 40) verlustig gegangen war. Daß auch bei den blonden Völkern Europas oft aus bestimmten Gründen nicht der ganze Leichnam bestattet werden konnte, sondern derselbe in besonderer Weise zerstückelt und entfleischt wurde, darüber handelt ein sehr lesenswerter Aufsatz von Christian Hostmann,

---

[1]) Übergroße Religiosität fand bekanntlich der Apostel Paulus in Athen, wo zuviel Altäre an den Straßen standen.

[2]) Der Walkyren Glaube der Germanen schreibt sich vielleicht daher, daß man die Geier usw., welche die Gefallenen vom Schlachtfeld holten, für Götterboten »im Federgewand« erklärte; mit den Walkyren vergleicht Krause (Tuiskoland) die homerischen »Keren«.

dem Freunde Lindenschmitts »das Skelettieren der Leichen« in seinen »gesammelten Abhandlungen«, auf dessen hochinteressanten Inhalt, der reiches Beweismaterial heranführt, ich leider bei der Beschränktkeit des Raumes nicht näher eingehen kann.

4. Die nordischen Riesenstuben (Steingräber) als ungeschickte Nachahmungen natürlicher Höhlen.

Wo also in Europa zur Steinzeit Höhlen vorhanden waren, setzten die ältesten Bewohner dort ihre Toten, soweit sie solcher Ehre würdig waren, bei. In den flachen, sandigen Landstrecken, suchten sie die natürlichen Höhlen, so gut es ihnen möglich war, künstlich nachzuahmen, das sind die Riesenstuben und Hünengräber. Nun behaupten unsere Gegner die asiatisch-semitische Herkunft dieser Steingräber-Schöpfungen. Dr. Matthäus Much antwortet darauf folgendes[1]): Aber zugegeben, daß nicht die tatsächlichen Verhältnisse, sondern unsere Kenntnisse lückenhaft sind, so bleibt doch noch die Frage übrig, zu welcher Zeit und mit welcher Art der aus Stein hergestellten Grabstätten der Steingräbergedanke die (von Sophus Müller u. a.[2])) behauptete Wanderung aus dem Oriente, bezw. aus Griechenland angetreten haben sollte. Es gibt nämlich in Makedonien, ja sogar in der unmittelbaren Nähe von Mykenä[3]) selbst große, aus rohen Steinen aufgeführte Bauwerke, welche sich von den Steingräbern im Norden und insbesondere im Westen Europas kaum unterscheiden, wogegen die Königsgräber von Mykenä und die sogenannten Kuppelgräber schon eine sehr vorgeschrittene Arbeit bekunden, aus behauenen Steinen aufgeführt sind, kaum also derselben Zeit wie jene angehören, sich daher auch nur sehr entfernt den nordischen vergleichen lassen. Wenn man den Steingräbergedanken vom südöstlichen Europa ableitet, so schiene es doch angemessener, von diesen einfacheren und deshalb wahrscheinlich älteren Bauwerken auszugehen, da man

[1]) Matthäus Much, Heimat der Indogermanen[2] S. 168.

[2]) Sophus Müller behauptet: »Im Oriente habe diese kleine Steinkammer eine rasche Ausgestaltung bis zur sogenannten Schatzkammer des Atreus in Mykenä und den Kuppelgräbern Griechenlands erfahren (Metalle, Glas, Email), um unterwegs vereinfacht und mißbildet bei den Steinzeitvölkern des Nordens anzukommen (Much, ebenda S. 165). Montelius nimmt einen Weg von Syrien, afrikanische Küste, Sizilen, Korsika, Balearen, Spanien, Westeuropa nach Schweden an.« »Der Orient und Europa«, S. 31.

[3]) Guhl und Koner, Das Leben der Griechen und Römer, S. 217, Abb. 250.

ja voraussetzen muß, daß sich auch die kunstvolleren Gräberbauten Griechenlands aus diesen einfacheren Formen entwickelt haben. Warum aber die nordischen Riesenstuben nicht aus den ihnen zeitlich und örtlich so nahe stehenden, aus rohen Steinblöcken hergestellten, einheimischen, sondern aus den kunstvolleren Gräbern ferner Länder sich entwickelt haben sollen, ist mir nicht klar. — — »Wenn wir alles nur im mäßigen Betrage in Rechnung ziehen, so hätte die Wanderung des Steingräbergedankens vom Oriente bis in den westbaltischen Norden doch Jahrhunderte in Anspruch nehmen müssen und wir könnten ihn, vorausgesetzt, daß er wirklich von der Mykenäkultur ausgegangen ist, kaum vor dem Jahre 1000 v. Chr., also, da die Steingräber des Nordens im Verlaufe des 3. Jahrtausends v. Chr. errichtet wurden, um mehr als ein Jahrtausend zu spät an seinem Ziele eintreffen sehen.« Indem dann Matth. Much durch verschiedene Hinweise den umgekehrten Weg für den Steingräbergedanken als den einzig richtigen erklärt, fügt er[1]) S. 171 die wichtige Bemerkung hinzu: »Wir finden wohl Bernstein, oder doch wenigstens den im Norden schon im 3. vorchristlichen Jahrtausend geübten Brauch, den Verstorbenen Bernsteinschmuck als Weihegabe zu widmen, in den mykenischen Grabkammern[2]) bezeugt, nicht aber mykenische Kunstprodukte aus Metall, Glas oder Email in den westbaltischen Riesenstuben! Die Bewegung des Gräbergedankens (S. 174) muß daher vom Norden nach dem Süden gerichtet gewesen sein, und daß sie von mancher Erscheinung des Nordens, wie z. B. von manchem nordischen Steingerät und ganz insbesondere vom nordischen Bernstein begleitet wurde, wissen wir aus den Funden in Frankreich. Von Begleiterscheinungen auf der umgekehrten Wegrichtung finden wir nichts.« —[3])

2. Als einen weiteren Beweis für die nordische Herkunft der Steingräber sieht er mit Recht die auffällige Übereinstimmung derselben (Ganggräber oder Riesenstuben) mit der Gestalt mancher vorgeschichtlicher Wohnungen indogermanischer

---

[1]) »Die christliche Religion hat fast tausend Jahre gebraucht, um von ihrer Wiege bis Skandinavien zu gelangen«; ebendas. S. 170.

[2]) Bernsteinperlen von beträchtlichem Durchmesser sind im III. Grabe von Mykenä gefunden worden (Schliemann »Mykenä« Abb. 353); dieselben sind auch in Schuchhardt »Schliemanns Ausgrabungen« S. 233 (Fig. 174) abgebildet, ebenso in Ernst Krause »Tuiskoland« S. 291, Fig. 47.

[3]) Chemische Untersuchungen, welche Schliemann durch O. Helm in Danzig machen ließ, haben zu dem Resultate geführt, daß dieser mykenische Bernstein nicht dem sizilischen, sondern dem von der Ostsee am nächsten verwandt ist (3–7% Bernsteinsäure). »Die Ostmark« 1908. S. 71.

Völkerschaften an. »Montelius[1]) macht auf die Wohnungen der Phrygier in Kleinasien aufmerksam, die sie in Hügeln anlegten, in welche sodann ein unterirdischer Gang führte[2]). Allein die Phrygier sind Indogermanen, und wenn diese durch ihre Wohnungen ein Vorbild für die Ganggräber geliefert haben, so spricht das nur für meine Anschauung. Aus diesem Grunde finden wir daher auch fast überall dort, wo wir Indogermanen voraussetzen können, ähnliche Wohnungen, so z. B. in Norditalien (auf die Montelius selbst verweist), im Schanzwerke von Lengyel[3]), wo sogar wie bei Steingräbern Nebenkammern vorkommen. Wenn ferner für die Ganggräber gewisse Wohnungen im hohen Norden als Vorbilder hingestellt werden, vor deren Eingangsöffnungen ein langer Gang angebracht ist, so läßt sich kein schlagender Beweis für den nordischen Ursprung dieser Gräber denken, denn während man sich in den warmen Ländern mit Zelten oder Flechtwerk begnügen konnte, hat man sich in der nordischen Winterkälte genötigt gesehen, sich geradezu in die Erde einzugraben, Höhlungen auszuheben und sie mit Torf oder Rasen oder selbst mit Dung zu bedecken[4]) oder sogar aus Schneequadern eine Stube herzustellen und der schweren Stürme wegen einen langen Gang der Türe vorzulegen«. Indem nun Much den Fortschritt von den einfachen Gräbern des Steinzeitalters, die in der Erde angelegt sind (Umstellung der Leiche mit Steinen), zu den aus großen Blöcken hergestellten Riesenstuben bespricht und die Verwandtschaft hervorhebt (»Selbst die auf der Erdoberfläche errichteten kleinen Kammern erinnern noch an das vertiefte Grab, da sie bis auf den Deckstein hinauf mit einem Erdmantel[5]) umgeben sind«), kommt er zu dem Schluß, daß zwischen den alten kleinen noch ganglosen Stuben und den Riesenstuben der jüngsten Steingräberzeit keine Kluft besteht. —

Einzelne Merkmale weisen darauf hin, daß die Verbreitung nur durch wandernde Völker erfolgt ist:

1. Steingräber, bei denen im Verschlußstein ein rundes Loch ausgeschnitten ist, das vielleicht zu Nachbestattungen, vielleicht auch zur Erlegung von Opfern für den Verstorbenen oder auch

---

[1]) Montelius. Der Orient und Europa S. 40, 41.

[2]) Die Felsengräber der Phrygier und Lyder, sowie ihre Wohnungen werden Abschnitt X besprochen werden.

[3]) Wosinsky »Das Schanzwerk von Lengyel.« — Dasselbe wird V, 8 eingehend besprochen werden.

[4]) Vgl. hierzu Abschnitt II 4. S. 48.

[5]) Sophus Müller a. a. O. S. 58.

endlich dazu diente, um der Seele des Verstorbenen den Verkehr mit der Oberwelt zu ermöglichen, können, falls man nicht an ein Wunder glauben will, nicht spontan in Schweden, Nordwestdeutschland, England, Frankreich, in der Krim, Kaukasus, Indien, sondern nur durch die Wanderungszüge der Indogermanen entstanden sein (S. 24—26)[1]).

2. Das gleiche gilt von jenen Steingräbern, an denen man schalenförmige Vertiefungen (5—10 cm Durchmesser) in die Blöcke des Grabes eingerieben oder eingeschliffen wahrnimmt.

3. Sehr wichtig ist auch die Tatsache, daß die megalithischen (= großsteinigen) Denkmale sich besonders an den Küsten Europas hinziehen (vergl. die Karte der Verbreitungslinien der megalithischen Denkmale in der alten Welt in Krauses »Tuiskoland« S. 72),

4. daher wird sich ihre Entstehung nicht nur auf zu Lande wandernde Arierstämme, sondern vielmehr auf die Züge zur See, welche schiffahrtkundige und abenteuerlustige nordische Seekönige bis ins Mittelmeer unternahmen, zurückführen lassen. Von diesen Grabbauten meerbeherrschender Könige wird unten (IV, 13) die Rede sein.

5. Die künstlichen Höhlengräber (Tholosbauten von Mykenä) als vollendete Nachahmungen natürlicher Höhlen.

Schon im Abschnitt IV, 2 war ausführlich davon die Rede, welche ungeheuren Arbeitskräfte die Herstellung eines solchen gewaltigen Steingrabes beansprucht haben muß; je weniger nun ein Forscher der (schon mehr besprochenen) strengen Absonderung der 3 Perioden (Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit) zustimmt und der Annahme der dänisch-skandinavischen Forscher huldigt, das Steinvolk sei von einem Bronzevolk unterjocht und aus seinen »in den fruchtbarsten Distrikten belegenen Wohnsitzen verdrängt worden«[2]), desto mehr wird er die Großartigkeit der Leistungen dieses Steingräbervolkes, das auch schon das Eisen (s. oben II, 12) kannte, zu würdigen wissen. So schreibt Hostmann[3]): »Niemals würde ein geknechtetes Volk sich in der Lage befunden haben, jene kolossalen Denkmäler zu errichten, deren einzelne Felsblöcke oft mehr als die Kraft

---

[1]) Sophus Müller a. a. O. I. Bd. S. 72 und die übrigen sechs bei Much angeführten Schriftsteller.

[2]) Ansicht von Warsaee.

[3]) Vorgeschichtliche Archäologie.

von drei- bis fünfhundert Menschen erforderten, um sie auf Schleifen oder Schlitten in der Ebene fortzubewegen; solche Riesenbauten beweisen deutlich genug, daß das Steinvolk noch in der vollen Kraft seiner politischen Unabhängigkeit und auf der ganzen Höhe seines religiösen Enthusiasmus dastand, mit einem Worte, daß es sich noch als unbeschränkten Besitzer und freien Herrscher seines Landes fühlte, als es jene Bauten aufführte zur Ehre der Verstorbenen[1]). Was nun das Steingräbervolk im Norden erreichen wollte, in den Grabbauten von Mykenä ist es erreicht, nämlich die kunstvolle Herstellung einer natürlichen Höhle, wie sie die Gebirge darboten. Prof. Adler[2])

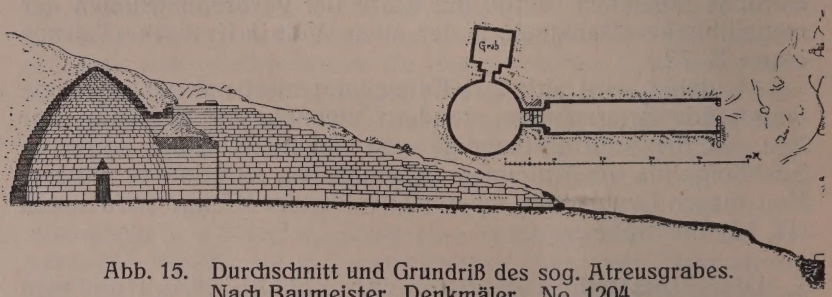

Abb. 15. Durchschnitt und Grundriß des sog. Atreusgrabes. Nach Baumeister, Denkmäler. No. 1204.

schreibt über das Atreusgrab: »Diese Einfachheit, das Zusammenfließen von Wand und Decke macht einen besonders imposanten Eindruck. Der Raum wirkt wie eine Naturschöpfung nur durch Verhältnis, Fügung, Textur!« Wer wollte diesem Urteil des großen Kenners der klassischen Baukunst einen Zweifel entgegensetzen? — Diese »bienenkorbähnlichen Kuppelgräber« (neugriechisch blesidia Bienenkörbe) der mykenischen Periode und die »Gallerien« der Mauern von Tyrins, denen sich die gewölbten Räume in Akarnanien und Etrurien und die Grabbauten von Orvieto an die Seite stellen, werden nun freilich von dem Verfasser der Archäologie der Kunst, VI. Band des Handbuches der klassischen Altertumswissenschaft, Professor Dr. Karl Sittel (Würzburg) von dem Gewölbebau der Babylonier (Grabkammer von Mugheir) und Ägypter (Hauptgallerie der großen Pyramide) hergeleitet. Die folgenden Sätze seiner Schilderung zeigen aber den Zusammenhang mit Nordeuropa:

[1]) Wie sehr die Helden und Mannen der homerischen Zeit um ein ehrenvolles Begräbnis besorgt waren, zeigt die Bitte des Elpenor an Odysseus in der Unterwelt, Odyssee XI, 75.

[2]) Schuchhardt, »Schliemanns Ausgrabungen« 2. Auflage, S. 179.

»In die Klasse der eigentlichen Bauwerke tritt aber der Grabhügel erst ein, wenn ihm eine feste runde (oder auch viereckige Basis) crepis, θρηνκὸς (thrinkos) aufgemauert wird. Diese Art, welche Homer bei Hektors Bestattung (Il. XXIV, 795) erwähnt, ist durch zahlreiche Beispiele in Lydien, Etrurien usw. vertreten. Der Ausgrabungbefund (z. B. steiermärkischer Hügelgräber) läßt nicht daran zweifeln, daß die Anlage von Hügelgräbern bis in die Kaiserzeit fortdauerte oder wenigstens damals nach Homerischem Vorbild aufgenommen wurde. Zu den Äußerlichkeiten gehört weiter, daß der Hügel mit Bäumen bepflanzt wird, damit er unkenntlich werde und obendrein einen Wassergraben zum Schutze gegen Fremde erhält. Die »Hausberge« in Niederösterreich und an der Unstrut sind mit Wall, Graben oder breiten Stufen umgeben. Andre dagegen hielten darauf, daß auch im Tode der Einzug ein feierlicher sei und bauten eine Zugangstraße, welche man gewöhnlich dromos nennt, sei es, daß dieselben Mauern bildeten wie beim Atreusgrab, oder bloß eine Allee von Steinplatten aufgestellt wurde, wie in der Unterburg von Mykenä und mehrfach in Nordeuropa. Noch größere Tragweite hatte die Umgestaltung des Innern:

1. Erde unmittelbar über der Leiche (bezw. Asche) aufgehäuft (Patroklosgrab), Kämpfer von Marathon nach att. Brauch.

2. Steinumhüllung, d. h. es erhielten viele, damit die Erde nicht abrutsche, eine Einrahmung aus Bäumen oder aufrechten Steinplatten. In der Unterburg von Mykenä ist diese Steinumhüllung (Cromlech) durchgeführt.

3. Ausmauerung einer Kammer, welche einem Wohnraume glich. a) näher als das Viereck [vgl. unten XII, 1] liegt die runde Form, welche mit der Gestalt der Hügelbasis übereinstimmt; b) ihre vollkommenste Gestalt ähnelt dem Bienenkorbe (Seite 321) und ist in den Grabhügeln der mykenischen Zeit durchgeführt.«

6. Die Totenkammer als seitlicher Anbau des Höhlengewölbes (Tholos).

Die beiden Arten der Bestattung 1. einfaches Grab (Grabkiste usw., 2. großes Grabdenkmal, höhlenartig, bienenkorbförmig, sind also im sog. Atreusgrabe (Abb. 15) mit einander vereinigt, denn von dem Tholosbau aus (vgl. unten Abschnitt VIII) gelangen wir erst zu den eigentlichen Gräbern. »Tritt man ins Innere,« so schreibt Schuchhardt[1]), »so bietet sich der über-

[1]) Schuchhardt, »Schliemanns Ausgrabungen« 2. Aufl., 1891, S. 178—180.

raschende Anblick eines mächtigen Rundgewölbes. — Von diesem großen Kuppelraume führt eine Seitentür, ähnlich umrahmt wie der Haupteingang (siehe IV, 7) und durch ein Entlastungsdreieck geschützt, in eine aus dem Felsen gehauene Kammer. Daß diese nicht so roh war, wie sie sich jetzt darstellt, zeigen mancherlei Spuren. An den Wänden hat der Ingenieur des Lord Elgin noch Reste von Bruchsteinmauerwerk gesehen, das ebenso, wie in Orchomenos mit skulpierten Platten verkleidet gewesen sein wird (z. T. Alabasterplatten).« — »In Orchomenos befand sich in diesem Gemache die prachtvolle Schieferdecke, die auf S. 358 des Schuchhardtschen Buches abgebildet ist.«

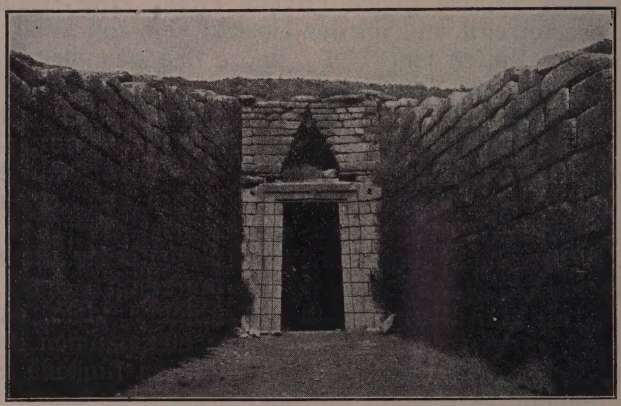

Abb. 16. Eingang des sog. Atreusgrabes nach Drerup »Homer«.

Die Schachtgräber von Mykenä dagegen zeigen bei ihren Deckenanlagen auch die Verwendung von Holzbalken,[1]) deren Köpfe durch Kupferblechbekleidung geschützt waren; wieder ein Hinweis darauf, daß in der ältesten Bauperiode das Holz noch ganz unentbehrlich war (s. unten Abschnitt VIII). Auf S. 180 bemerkt nun Schuchhardt weiter, daß die fürstlichen Toten jedenfalls auf dem bloßen Fußboden lagen: »Die eingeschnittene Vertiefung im Fußboden (1 m breit, 0,60 m tief) ist für ein Grab nicht tief genug. Die Beisetzung scheint auf dem Felsboden stattgefunden zu haben. Da die Toten nach ihrer Unterbringung in diesen zur Seite liegenden Grabkammern ganz in der Obhut der Erdgöttin waren, so ergibt sich daraus der Schluß, daß dies seit Urzeiten die Grundidee des Begräbnisses gewesen

[1]) Schuchhardt, ebendaselbst, II, S. 191—192.

sei, den Toten, dessen Körper man bewahren wollte, der Gewalt der Erdgöttin zu überantworten, je schneller dies geschehen kann, desto besser. Diese Grundidee hat nun zu einem über alle arischen Völker[1]) verbreiteten, merkwürdigen Brauch Veranlassung gegeben, den E. Samter[2]) durch zahlreiche Beispiele erläutert und begründet hat. »Bei den Römern wurde nämlich der schwer Kranke, dessen Tod nahe schien, auf die Erde niedergelegt.« — In vielen Gegenden Deutschlands besteht dieser Brauch ebenfalls, dort werden dann meistens brennende Lichter um den Sterbenden gestellt. In Indien darf man den Arier nicht auf seinem Bette sterben lassen usw. Ich bin nun fest überzeugt, daß dieser Brauch aus der ältesten Höhlenbewohnerzeit stammt; der Tote wurde, so eng es nur gehen wollte, mit der Erde in Verbindung gebracht, das angezündete Feuer aber sollte, bis das Grab bereitet war, dem Toten einen Schutz gegen die herumstreichenden Raubtiere gewähren, außerdem aber auch wohl den Totengeruch beseitigen.

7. Der Eingang (dromos) und das ausgesparte Entlastungsdreieck.

Schon in IV, 3 ist bei Besprechung der nordischen Riesenstuben und in den folgenden Abschnitten mehrfach von dem langgestreckten Eingang dieser mitteleuropäischen Steingräber die Rede gewesen. Wie nun schon der Cyklop bei Homer (Odyssee IX) (siehe oben II, 6) große Sorge auf die Verteidigung und den Verschluß seiner Höhlenwohnung verwendet, so werden wir, wenn wirklich (wie ich erweisen will) die Tholosbauten von Mykenä Nachahmungen urzeitlicher Höhlenwohnungen sind, auch bei ihnen a) einen schützenden, gut verschließbaren Türvorbau finden und b) die Herkunft desselben aus dem Verschluß des Höhlenspalts (Form des gotischen Bogens) noch erkennen können. (Abb. 16, 17 und 18). a) den Eingang, der in einer Tür mit Säulen endigt, nennt man dromos (S. 116, Anm. 3). Die Übereinstimmung desselben mit dem der Höhlenwohnungen bespricht Wosinsky[3]): Wenn hervorragende Fachleute die Wohnstätten der Urvölker mit deren Grabmälern verglichen haben, wenn Nilsson[4]) in

[1]) Von Indien hat er sich auch zu den Chinesen verbreitet.

[2]) E. Samter: Antike und moderne Totengebräuche, Neue Jahrbücher für d. Klass. Alt. 1906, S. 36 u. 37.

[3]) Mauritius Wosinsky, Das Prähistorische Schanzwerk von Lengyel, seine Erbauer und Bewohner, Budapest 1888.

[4]) Helwald, Der vorgeschichtliche Mensch, 533—546.

den Ganggräbern eine Nachahmung der Wohnungen jener Urvölker sieht, wenn Lubbock[1]) die Ähnlichkeit der Eskimohütten mit den skandinavischen Ganggräbern auffallend findet, so dürfte es nicht als übertrieben gewagt erscheinen, wenn auch ich auf jene Analogie hinweise, welche sich zwischen den bienenkorbähnlichen Wohnungen von Lengyel und den Kuppelgräbern der griechischen Halbinsel ergibt. Die Lengyeler Wohnungen erinnern mit Recht an die griechischen Kuppelgräber, da die Wohnstätten der Toten in vielen Fällen nach dem Vorbilde der Wohnungen der Lebenden hergestellt wurden. Die Lebenden gelangten in ihre Wohnräume durch Klettern hinab, während man bei den Toten für einen anderen Eingang zu sorgen hatte. — Helbig[2]) sagt: »daß die von einer Kuppel überwölbten und durch einen offenen Gang oder Dromos[3]) zugänglichen Bauten, wie das sogenannte Schatzhaus des Atreus, und das bei dem Heraion und das bei Menidi in Attika entdeckte Grab derselben Kulturperiode angehören, wie

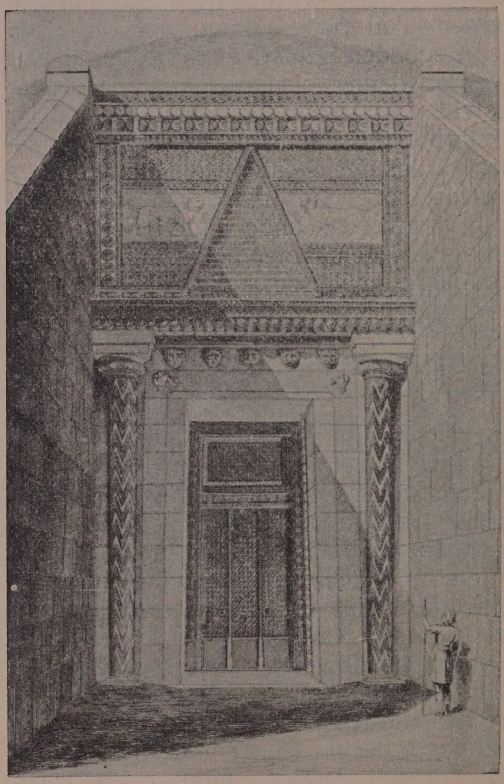

Abb. 17. Eingang des sog. Atreusgrabes (Rekonstruktion) nach Drerup »Homer«.

[1]) J. Lubbock, Die vorgeschichtliche Zeit, I. Bd., Fig. 141 u. 143.
[2]) W. Helbig, »Das homerische Epos aus den Denkmälern« erläutert S. 53.
[3]) Das Wort dromos (griechisch) bedeutet »Lauf« und ist in seiner Zusammensetzung Hippodrom = Pferdelauf, Rennbahn sehr bekannt. Die pomphafte Ausstattung deutet auf die hohe Ehre, die man den fürstlichen Toten erweisen wollte.

die mykenischen Schachtgräber, ist allgemein anerkannt«. Im Piräus deckte man im Jahre 1871 ein unregelmäßig rundes unterirdisches Brunnenhaus (ca. 4,70 : 3,90) auf, welches oben gegen die Oberfläche eine runde Öffnung hatte, wie auch sonst unter anderen bei der Klepsydra ein solcher Fall vorkommt). Ebendort fand man eine zweite, gleichfalls oben mit einer runden Öffnung versehene Grube (1,75 m hoch, 1,50 m breit).« — Der Dromos des Kuppelgrabes von Mykenä wird bei Schuchhardt folgendermaßen geschildert (vgl. die Abbildungen 15—18), Seite 175: »Der Gang führt von einer künstlich hergestellten Terrasse aus horizontal in den Hügel hinein; er ist 6 m breit und 35 m lang. Seine nach dem Innern zu naturgemäß höher werdenden Wände sind mit demselben wohlgeschichteten massigen Mauerwerk verkleidet, das bei derBurgbefestigung für Tore und Ecken angewandt ist. Am Ende des Dromos stehen wir vor der Front des Eingangs, einer gerade aufsteigenden Wand von ca. 14 m Höhe, deren architektonische Gliederung noch größtenteils zu erkennen ist. Von derselben kann uns die Abbildung (Nr. 18) des zweitgrößten Kuppelgrabes eine Vorstellung geben. Die Tür selbst, 5,40 m hoch, unten 2,46 m breit, ist von drei Streifen (Fascien) umrahmt, die wie an den mykenischen und tirynthischen Bauten so häufig, nicht durch Behauen, sondern durch Sägen des Steines hergestellt sind. Neben der Tür standen auf niedrigen viereckigen Basen zeigen einen nach oben sich verdickenden Schaft, der von einem Reliefbande mit Dreieckmustern und Rhomben spiralförmig umwunden ist. Die Ähnlichkeit des erhaltenen Kapitellstückes (Abb. 19) mit dem Kapitell des Löwentorreliefs hat die neue Erkenntnis begründet (man hielt es früher für ein Basis fragment) und erhebt dieselbe in der Tat über jeden Zweifel.« Das Werkstück wird dann von Schuchhardt aus-

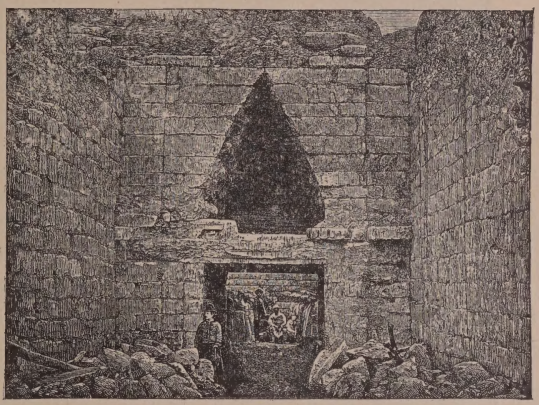

Abb. 18. Kuppelgrab der Frau Schliemann. Nach Schuchhardt »Schliemanns Ausgrabungen.

führlich beschrieben, vgl. unten X, 4. — »Der dann folgende friesartige Streifen scheint aus blaugrauem Stein gewesen zu sein.« »Der Türsturz besteht, gemäß der ungemeinen Tiefe des Eingangs, aus zwei mächtigen Blöcken, von denen der innere der zu den beiden Seiten weit über die Tür hinausgreift 9 m lang, 5 m tief und 1 m hoch ist und damit das kolossale Gewicht von ungefähr 120000 kg (2400 Zentner; viermal so schwer als der Türsturz des Löwentors, vgl. die Bemerkung in IV, 2) darstellt. Wie ausgebildet müssen die Brech- und Hebevorrichtungen gewesen sein! In der Mitte des Eingangs haben sich oben die Löcher für die Angeln der zweiflügeligen Tür erhalten und an den Seiten mannigfache Einsatzspuren, zum Teil von dem Verschluß, zum Teil auch vom Bronzeschmuck. b) Das Entlastungsdreieck. »Über dem Türsturz ist, um denselben zu entlasten, ein dreieckiger Raum von 3 m Seitenlänge aus der massiven Mauer ausgespart und durch horizontal aufeinander lagernde mit Spiralreihen verzierte Platten aus rotem Porphyr geschlossen (Fragmente im Athen. Museum). Den Beweis, daß diese Bauart auf das Vorbild des natürlichen Höhleneingangs zurückgeht (gotischer Bogen), will ich im folgenden Abschnitt IV, 8 zu liefern versuchen.

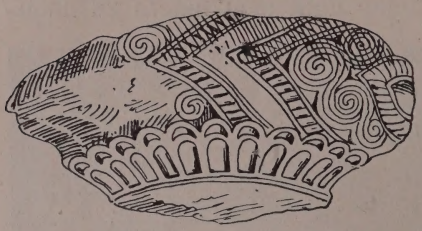

Abb. 19. Kapitellstück von den Säulen des Atreusgrabes. Nach Schuchhardt »Schliemanns Ausgrabungen«.

8. Das Entlastungsdreieck über dem Löwentor von Mykenä.

Derartige Entlastungsdreiecke finden wir (meist durch leichtere Steinplatten verdeckt)

1. am Türeingang des ebenbeschriebenen Atreusgrabes,

2. über dem Eingang der seitlich angebauten Grabkammer (vgl. IV, 6),

3. über dem Löwentor von Mykenä, das durch sein berühmtes, früher als Wappen von Mykenä angesehenes dreieckiges Löwenrelief seinen Namen erhalten hat (Abb. 20). Es ist mir nun aus folgenden Gründen zur unumstößlichen Überzeugung geworden, daß ursprünglich nicht die bautechnische Erwägung, eine Entlastung herbeizuführen, von seiten eines auf dem Gebiet der Statik merkwürdig klugbeanlagten Bau-

meisters den Anstoß zu dieser Aussparung gegeben habe, sondern daß die uralte Gewohnheit, nach dem Vorbilde der seit Jahrtausenden bewohnten Höhlenkammern immer nur höhlen-

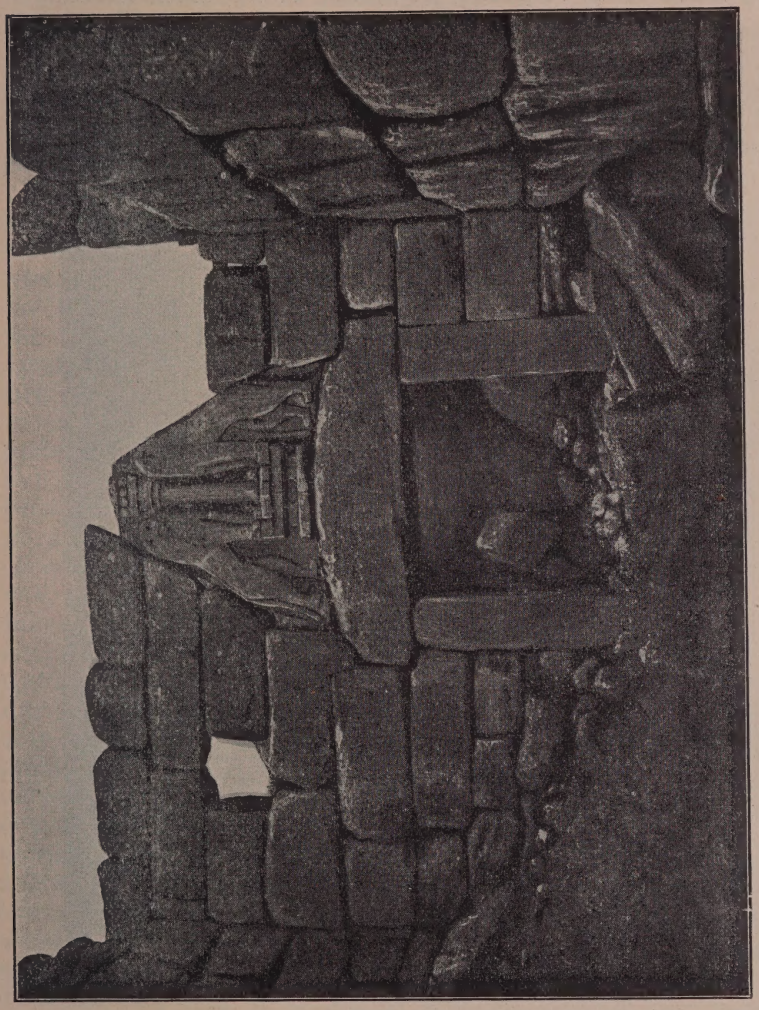

Abb. 20. Löwentor von Mykenä.

spaltähnliche (d. h. solche mit gotischem Bogen) a) Gallerien und Gänge (vgl. Abb. 21); b) Eingänge zu bauen, hier als ausschlaggebend anzusehen sei:

1. Sobald der Troglodyt, dessen Höhlenverschlußstein zur bloßen steinernen Schwelle (vgl. II, 6, S. 53) zusammengeschrumpft war, nun mit einem Stück Flechtwerk seinen Eingang zu schließen versuchte, vermochte er nur einen viereckigen

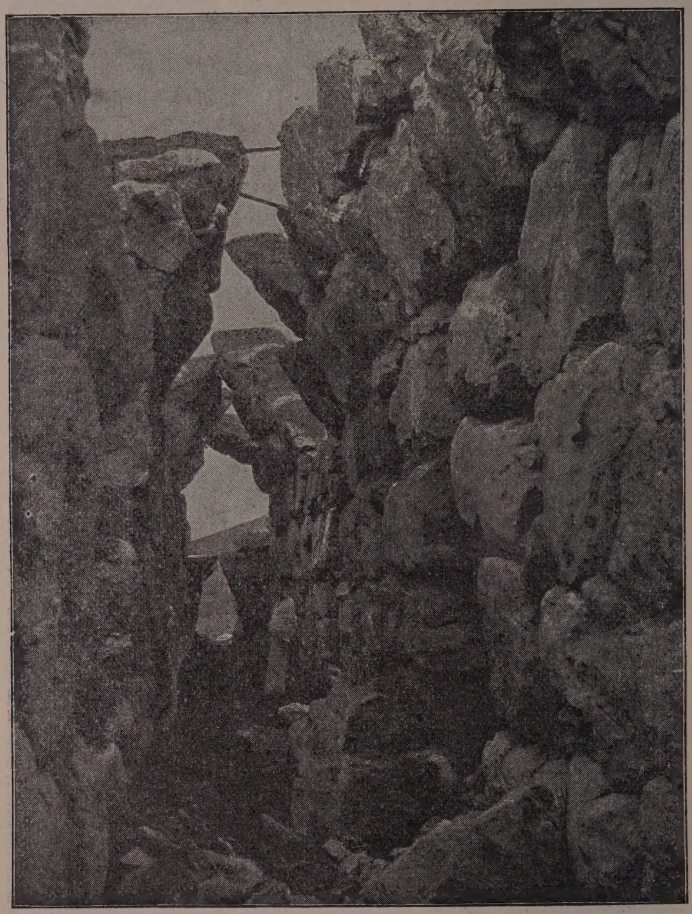

Abb. 21. Galerie in der Burgmauer von Tiryns.

Rahmen, aber keinen solchen mit Spitzbogenaufsatz herzustellen, wie das ja auch noch bei den meisten Türen im gotischen Torbogen der Fall ist, das obere Dreieck ist meistens durch ein Fenster oder ein Ornament ausgefüllt, der Troglodyt aber brauchte

eine solche Fensteröffnung ganz notwendig, da er erstens Licht und zweitens einen Abzug für den Herdqualm haben wollte.

2. Wie Schuchhardt[1]) ausdrücklich bemerkt, verjüngt sich die Türeinrahmung des Atreusgrabes nach der Oberseite, dort ist der Abstand 20 cm geringer als unten an den Fußenden derselben. Von weitem gesehen, bildet also die Türöffnung zusammen mit dem darüber befindlichen Dreieck eine architektonische Einheit, die nur durch den dazwischen liegenden Türsturz in 2 Teile zerlegt wird. Verjüngung der Toreinrahmung nach oben zeigt auch Abbildung 22.

Abb. 22. Vorgeschichtlicher Torbau in Griechenland (nach Drerup »Homer«).

Es wird im weiteren Verlauf der Darstellung noch mehrfach von den Hilfsmitteln die Rede sein, welche die vorgeschichtlichen Baumeister zur kunstgerechten Herstellung einer solchen, sehr schwierig auszuführenden spitzbogigen Türöffnung oder Gallerie anzuwenden pflegten (Abschn. VIII Ehethalamos des Odysseus). Jedenfalls wurde, schon ehe man an die Aussparung zum Zweck der Entlastung dachte, eine dreieckige Steinplatte oft als Schablone unter die überkragenden Steine zur Überwindung des Druckes während des Baues gestellt, die dann später als Ornament beibehalten wurde, da man sie leicht der Licht- und Luftzufuhr halber entfernen konnte. Prof. Dr. K. Sittel[2]) schließt ja eben aus der Schwierigkeit dieser Herstellung eines spitzbogigen Gewölbebaues, daß diese Kunst zuerst in Babylonien erfunden sei, doch ist er hiermit wohl im Unrecht.

---

[1]) Vgl. IV, 7. Abbildung 16—18.

[2]) Vgl. oben IV, 5 im VI. Bande des Handbuchs der klass. Altertumswissenschaft.

9. Der blutige Totenkultus und die Wahrsagung.

Da wir uns nunmehr überzeugt haben, daß die mitteleuropäischen Steingräber germanischer Fürsten mit den Tholosbauten der Mykenier als Nachahmungen natürlicher Höhlen in vergleichende Beziehung gesetzt werden dürfen, kommen wir nun zu der Frage, wie man denn diese Fürstengräber wohl 1. zu Kultushandlungen, die der späteren Götterverehrung ähnlich waren, 2. zur Erlangung von orakelhaften Antworten, die für die frommen Beter von Wert waren, zu benutzen pflegte. Die Weissagung in den Grotten der Quellnymphen haben wir schon oben[1]) besprochen; aber auch die Toten konnten wahrsagen. Der Grund, weshalb man gerade den Toten eine Gabe der Weissagungen zutraute, liegt vielleicht — ich spreche dies nur als Vermutung aus — in dem durch das ganze Altertum verbreiteten Volksglauben, daß schon die Sterbenden eine solche besitzen. So sagt Perty[2]): »Sterbende und Scheintote werden bisweilen prophetisch und in seltenen Fällen ist ihnen die Gabe auch nach ihrer Wiederherstellung geblieben,« führt auch einige auffällige Beispiele aus den letzten Jahrhunderten an. Für das Altertum brauche ich nur auf die letzten Worte des sterbenden Hektor zu verweisen, der dem Achilleus seinen Tod von Paris Hand voraussagt[3]); bekanntlich läßt auch Schiller im Anschluß an diese antiken Vorgänge im »Tell« den sterbenden Attinghausen Prophezeiungen aussprechen. So ist es denn nicht zu verwundern, wenn in der Odyssee[4]) der ruhelos umhergetriebene Held von seiner toten Mutter erfahren will, wie es in seinem Hause und Königreiche steht, — —

Melde mir auch die Gesinnung von meiner Ehegenossin;
Bleibt sie noch bei dem Sohn, und hält die Güter in Ordnung;
Oder ward sie bereits die Gattin des besten Achaiers?

Wie nun aber der thebanische Seher Tiresias den Vermittler zwischen dem Antwort heischenden Odysseus und den wesenlosen Häuptern der Toten, die nur ein Schattendasein führen, bildet, so traute man noch in historischer Zeit der delphischen Priesterin eine Kenntnis von dem Schicksal und dem

---

[1]) Abschnitt III, 7. und III, 16.
[2]) Perty, Die myst. Erscheinungen S. 311.
[3]) Ilias XXI, 360.
[4]) Odyssee XI, 141—224; auch in der Edda erteilt Harbard dem Thorr über Mutter und Gattin eine Antwort; vergleiche hierzu mein Hilfsbuch zu Homer S. 152—153. E. Krause, Tuiskoland S. 570—76.

Aufenthalt der Gestorbenen zu. »So erkundigte sich[1]) Amelius, Freund und Schüler des Plotinus, nach dem Tode seines Lehrers beim delphischen Orakel angelegentlichst nach dessen Schicksal — ein Beweis nicht nur, daß die Alten an persönliche Fortdauer glaubten, sondern auch ihren Orakeln eine Kenntnis jenseitiger Zustände zutrauten.« — Reden und weissagen können die Toten aber nur, wenn sie aus der für sie hergestellten Blutgrube getrunken haben (Odyssee XI, 35—43); darum war auch in Mykenä ihr Kultus blutig (Ed. Meyer, II. § 76, S. 119).

10. Der Rundaltar über dem vierten Grabe in Mykenä.

Und nachdem ich flehend die Schar der Toten gesühnet,
Nahm ich die Schaf' und zerschnitt die Gurgeln über der Grube,
Schwarz entströmte das Blut: und aus dem Erebos kamen
Viele Seelen herauf der abgeschiedenen Toten.

So berichtete Odysseus[2]) dem Alkinoos über seine Totenbeschwörung; wird der Vorgang im mykenischen Totenkult wohl wesentlich anders gewesen sein? Wir richten demgemäß unsere Betrachtung auf den dort von Schliemann entdeckten Altar. »Der Altar,« sagt Schliemann, »befand sich genau über dem Mittelpunkt des vierten Grabes; er bestand aus einem beinahe kreisförmigen zyklopischen Mauerwerk mit einer großen runden Öffnung in Form eines Brunnens (Abb. 23), war 4 Fuß hoch, maß 7 Fuß von Norden nach Süden und $5^1/_4$ von Osten nach Westen.« Dieser Altar war also, so fährt Schuchhardt in seiner Beschreibung fort[3]), eine ebensolche Opfergrube wie das in Tiryns im Vorhofe des Palastes erhaltene kleine Bauwerk; diese Opfergrube wird an anderer Stelle[4]) folgendermaßen beschrieben: »An der Südseite des Hofes (vgl. den Plan von Tiryns, Abb. 30), und zwar genau in der Mitte derselben, liegt ein

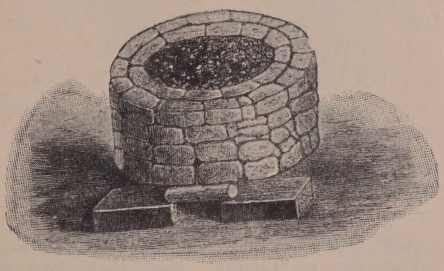

Abb. 23. Altar über dem IV. Grabe von Mykenä. Nach Schuchhardt »Schliemanns Ausgrabungen«.

[1]) Perty, ebend. S. 314.
[2]) Odyssee XI, 34—38.
[3]) 2. Auflage, S. 186.
[4]) 2. Auflage, S. 133 u. 134.

viereckiger Mauerklotz, in dem sich ein gemauertes rundes Loch fand, das aber nur bis zu einer Tiefe von 0,90 m hinabging. Weiter nach unten gab es weder gemauerte Seitenwände, noch irgendeinen künstlich befestigten Fußboden (Dörpfeld). Das Gemäuer kann daher weder Zisterne noch Brunnen, sondern muß eine Opfergrube (Abb. 24) sein. Bei Homer wird ein Altar des Zeus im Hofe des Palastes des Odysseus erwähnt[1]) und einen gleichen hat noch Pausanias offenbar als Rest des alten Palastes auf der athenischen Burg gesehen. Opfergruben sind bisher nur im Asklepieion zu Athen, im Kabirion zu Samothrake[2]) und am besten erhalten im Kabirion zu Theben[3]) gefunden worden. — — Grubenopfer werden in historischer Zeit nur noch bestimmten Erd- und Unterweltsgottheiten dargebracht; vielleicht haben sie im ältesten Kulte eine weitere Verbreitung gehabt.« — Dieser letzte Satz ist nun für unsere Beweisführung von höchster Bedeutung: dieses Grubenopfer, welches bei den Mykenierkönigen (von 1500—1000 vor Chr.) das älteste, feierlichste war, wird im Laufe der Jahrhunderte ganz durch das Feueropfer (Rauchopfer) für die himmlischen Gottheiten verdrängt; seinerseits paßt es trefflich als Seitenstück zu den Nymphenopfern, woselbst man weinlose Spenden und Milch ausgoß.

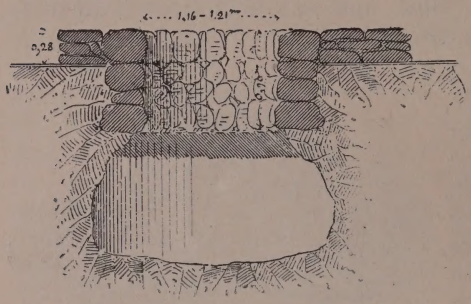

Abb. 24. Opfergrube im Vorhofe des Palastes zu Tiryns. Nach Schuchhardt »Schliemanns Ausgrabungen«.

11. Die Fürstengräber in Nordeuropa.

Was nun den Vergleich dieser mykenischen Tholosbauten, welche ihrerseits in unmittelbarer Nachbarschaft noch echt nordische Dolmenbauten unvollkommner Bauart neben sich haben (vgl. bei Krause[4]) die Abb. 14: Dolmenbau bei Mykenä)[5]), mit

[1]) Vgl. mein Hilfsbuch zu Homer S. 181.
[2]) Vgl. Rubensohn, Die Mysterienheiligtümer zu Eleusis und Samothrake.
[3]) Athenische Mitteilungen, XIII (1885), S. 95 (Dörpfeld).
[4]) E. Krause Tuiskoland S. 78, Figur 14.
[5]) Driesmanns, »Der Mensch der Urzeit« S. 137 u. 138.

den Gräbern in Mitteleuropa betrifft, so finden wir auch bei den letztgenannten Ruhestätten germanischer Fürsten, wenn sie auch einer späteren Zeit angehören, das gleiche Bestreben, wie beim Atreusgrab, die Grabstätte prächtig zu gestalten: Etwa in das 5. Jahrhundert dürften die sogenannten Heroenhügel oder Fürstengräber gesetzt werden, die Fraas in Württemberg entdeckt hat: »Gewaltige Grabmonumente, die ungeheure Schätze der Vorzeit bergen, geeignet, uns einen hohen Begriff zu geben von der damaligen Kultur jener Gegenden, von der Pracht ihrer Fürsten, von den weitverzweigten Handelsbeziehungen, ja von der Freiheit der Empfindung, wie sie sich in den Begräbnissitten ausspricht.« Die hervorragendsten dieser Hügel sind die von Bel-remise und Klein-Aspergle, die beide der Übergangszeit von der Hallstattkultur zur La-Tène-Periode angehören, und von denen der letztere 58 m Durchmesser und 6 m Höhe hat. Klein-Aspergle liegt 1 km von der Festung Hohenasperg und 2 km von Bel-remise bei der Stadt Ludwigsburg. Fraas sagt, daß diese Fürstengräber ganz denselben Eindruck auf ihn gemacht haben, wie die Heroenhügel an der Besikabai und bei Hissarlik, die er von den Dardanellen aus gesehen. In dem Hügel von Bel-remise fand man die Leiche eines Fürsten mit goldner Krone, Goldspange, Bronzedolch neben einem vierrädrigen Streitwagen. Das Grab war von Holzdielen umrahmt und mit großen Feldsteinen zugedeckt. Ein zweites Grab in dem Hügel lag 1,2 m tiefer im Boden und enthielt die Reste von Waffen und Schmucksachen. Im Hügel von Klein-Aspergle stieß Fraas in einem eingetriebenen Stollen von 18 m Länge auf ein Grab von 3 m Länge und 2 m Breite. Es war mit einem Zeltteppich zugedeckt, der auf Stangen ruhte. Das Gewebe war natürlich längst verschwunden, aber es hatte sich in dem Lehm abgedrückt, in dem man noch das Bild der Textur erkennen konnte. An der Ostseite des Grabes standen 4 große Bronzegefäße, darunter eine aus Kupfer getriebene Wanne, in der noch ein silberner Schöpflöffel lag. Das zweite Gefäß war eine sogenannte gerippte Kiste, das dritte ein zweihenkliges Bronzegefäß mit etrurischen Ornamenten, das vierte ein etrurisches einhenkliches Gefäß (nasiterna), mit phantastischen Tierköpfen verziert. Die Aschenreste der Leiche selbst waren mit einem goldverbrämten Tuche zugedeckt. In der Mitte des Grabes lagen die Kostbarkeiten.«

Nun besteht freilich noch bei manchen Forschern eine Meinungsverschiedenheit über das zeitliche Verhältnis der Riesenstuben und Steinkammern zu den gewöhnlichen Hügelgräbern

mit Altertümer der Bronzezeit, welche von den Anhängern der 3-Periodentheorie 2 verschiedenen Volkstämmen, dem Steinvolk und dem Bronzevolk, zugewiesen werden. Chr. Hostmann[1]) trifft wohl hier das Richtige, wenn er diesen Versuch einer chronologischen Abscheidung zwischen diesen beiden Arten von Grabbauten, die vielfach dicht nebeneinander liegen, ein »gewaltsames, durch ein unbegründetes Theorem veranlaßtes Verfahren« nennt. Die mächtigen Steinbauten waren also nicht früher als die Hügel; es ist unglaublich, daß ein Volk seine Toten ausschließlich in Gräbern unterbrachte, die nur mit dem größten Aufwande von Zeit und massenhafter Arbeit herzustellen waren. In einem bei Rieste, Amt Medingen, belegenen heidnischen Friedhofe, wo 15 große Hünenbetten mitten zwischen den Grabhügeln lagen, zeigte sich, daß das Steinhaus und die Grabhügel als ein zusammengehörendes Ganze zu betrachten und beide in einer gegenseitigen Beziehung zueinander aufzufassen seien, da ein symmetrisches Verhältnis eines Steinhauses zu den an den 4 Ecken in gleicher Entfernung liegenden Grabhügeln unverkennbar war (Bericht des Geh. Regierungsrates Blumenbach in der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, Jahrgang 1851, S. 207f.)[2])

12. Die großen Steingräber an den Küsten Europas und Vorderasiens.

»Wir sehen, auf welche Widersprüche man kommt, wenn man in den mykenischen Kuppelgräbern den Ausgangspunkt der west- und nordwesteuropäischen Steingräber annimmt. Ist es dagegen den tatsächlichen und natürlichen Verhältnissen nicht angemessener, zuzugeben, daß es sich bei dem Bau der großen Steingräber um einen dem ganzen Nordwesten, einschließlich Großbritanniens und Irlands und des nordwestlichen Frankreichs gemeinsamen Totenkultus handelt, der im wesentlichen derselben großen Kulturperiode angehört? Und soll der Gedanke, den Verstorbenen große Gräber zu bauen, nicht auch dort entstanden sein können, wo die Eiszeiten tausende von

[1]) Hostmann, Studien S. 21.

[2]) Der Gedanke, daß die Vasallen, Lehnsleute und Mannen des Heerbanns auch im Tode noch im Kreise um ihren Fürsten herum liegen und Wacht halten müssen, ist ein echt germanischer (Tacitus, Germania, Kap. 14); er ist auch sonst da zu finden, wo eine monarchische Gesinnung gewaltet hat. So bilden in den ältesten ägyptischen Reichen — wie man zu sagen pflegt — die Mastabagräber der Hofbeamten um die Pyramide ihres Herrschers »Cercle«.

Steinblöcken ausgestreut und vielleicht nicht selten so zusammengelagert haben, daß sie schon durch ihren natürlichen Aufbau geeignet scheinen konnten, den Toten einen dauernden Schutz zu gewähren? Hat uns doch Sophus Müller in seiner Nordischen Altertumskunde selbst gezeigt, daß in der nordischen Kulturentwicklung bis in das schöne Bronzealter herein nicht ein einziger fremder Zug zu finden ist; der Gräberkult ist aus einfachen Anfängen zu den großen, unsere Bewunderung erregenden Steingräbern in allmählicher und stetiger Entwicklung erwachsen.«[1])

Schon oben auf Seite 25 (I, 8 c) ist von den meerbeherrschenden Seekönigen der Nordvölker die Rede gewesen, welche in erster Linie als Schöpfer der großen Grabdenkmäler an den Mittelmeerküsten und somit auch im achäischen Peloponnes[2]) zu betrachten sind. Wenn also die in erstaunlicher Kraftfülle zu den schwierigsten Leistungen[3]) befähigten Germanenstämme unter ihren Stammesfürsten zu Lande über die Donau und auf Wikingerschiffen[4]) um Spanien herumfahrend oder Gallien auf Einbäumen durchquerend[5]), die Länder Südeuropas überfluteten, so mußten Steindenkmäler entstehen, die ihre nordische Herkunft dem Auge des Forschers gegenüber deutlich erkennen lassen. »Es stellt sich daher der natürliche Gedanke ein,« sagt E. Krause[6]), »ob nicht auch die vielbewunderten Zyklopenmauern zu Tiryns und Mykenä von solchen nordischen Dolmenerbauern errichtet sein mögen. Die Sage berichtet, daß die Zyklopen für diesen Bau aus Lykien in Kleinasien geholt worden wären, und da wir aus jener frühen Zeit Kunde von blonden Dolmenerbauern in Kleinasien haben, so ist die Nachricht nicht so unbedingt zu verwerfen.« Darum sagt auch J. Heierli, der der Frage nach der Herkunft der Steingräber in seinem Werke über die »Urgeschichte der Schweiz« als einfacher Berichterstatter ohne alle Parteinahme gegenübersteht, Seite 192—194

---

[1]) M. Much, »Die Trugspiegelung orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nord- und Mitteleuropas« S. 130 u. 131.

[2]) Da der Paropanisus, der Gebirgszug an der Grenze Persiens im Quellgebiet des Indus eigentlich Paroparnisus heißt (Paruparanisana auf einer babylonischen Inschrift; Kiepert Atlas antiquus 1882), so nehme ich auch für den Peloponesus die Grundform * Peropornesus an, vgl. unten XII, 7.

[3]) Vgl. oben IV, 4.

[4]) Vgl. meinen Artikel in der »Flotte«, Februar 1908.

[5]) Vgl. mein Hilfsbuch zu Homer S. 163 und die Landkarte in Krauses Tuiskoland S. 72. Man denke auch an die Fahrten der Argonauten!

[6]) Tuiskoland S. 78 u. 79.

wörtlich: »Wer die Cromlechs[1]) in ihrer vollen Ausbildung kennen lernen will, muß ihren Spuren in der Nähe der Küste atlantischen Ozeans nachgehen in Nordfrankreich und England. Je weiter man sich vom Meere entfernt, um so bescheidener werden diese Monumente. Der Cromlech von Lapraz im Kt. Waadt z. B., der aus einem einfachen Steinkreis besteht, gibt nicht einmal eine Ahnung von dem überwältigenden Eindrucke, den Stonhenge, obwohl nur ein Trümmerrest des ehemaligen Bauwerks[2]), auf den Beschauer ausübt.« — Nicht in unserem Lande wird man des Rätsels Lösung erwarten dürfen, sondern in den Küstengegenden am Mittelmeere und am atlantischen Ozean, wo, wie bereits gesagt, diese Monumente in ihrer vollen Entwicklung dem Forscher nahetreten[3]).

13. Die Begräbnisstätten der Seehelden am Meeresstrand.

Das Urteil des Schweizer Prähistorikers Heierli über die Großartigkeit der Dolmenbauten an dem Meeresstrande des Atlantischen Ozeans und des Mittelmeeres wird uns nun ganz natürlich erscheinen, wenn wir schon bei Homer lesen, daß es der sehnlichste Wunsch seefahrender Helden war, einmal am Meeresstrande eine Ruhestätte im Tode zu finden. So erbittet sich Elpenor[4]), der Gefährte des Odysseus, nach seinem durch einen Sturz vom Dach des Hauses der Kirke, in der Unterwelt von diesem das Versprechen, ihn doch am Meergestade zu begraben an der Insel Aiaia:

»Dort, begehr ich von dir, gedenke meiner, o König:
Laß nicht unbeweinet und unbegraben mich liegen,
Wenn du scheidest, damit dich der Götter Rache nicht treffe,
Sondern verbrenne mich, samt meiner gewöhnlichen Rüstung,
Häufe mir dann am Gestade des grauen Meeres ein Grabmal,
Daß die Enkel noch hören von mir unglücklichem Manne!
Dieses richte mir aus, und pflanz auf den Hügel das Ruder,
Welches ich lebend geführt, in meiner Freunde Gesellschaft.«

Und wird etwa der herrlichste Held des homerischen Zeitalters, Achilles, anderswo begraben als am Meeresstrande?

---

[1]) Das Wort crom-lech = krummer Stein bedeutet, daß eine Anzahl von Steinen im Kreise aufgestellt ist.
[2]) Eine Abbildung des Stonehenge findet sich Tuiskoland S. 177.
[3]) Math. Much, Heimat der Indogermanen[2] S. 185 u. 186.
[4]) Odyssee XI. 71—78; vgl. S. 111 u. 112, Anm. 1.

Dort[1]) erscheinen, als die trauernden Achäer den Leichnam mit Balsam gesalbt auf prächtige Betten gelegt hatten, plötzlich — die Achäer wären beinahe vor Entsetzen davongelaufen — Achilles Mutter, die Meergöttin Thetis mit den Nymphen, dem Meere entsteigend, und beweinten[2]) ihn 17 Tage unaufhörlich. Am 18. Tage aber wird Achilles verbrannt und seine Asche in einer goldnen Henkelurne beigesetzt[3]).

Und das heilige Heer der sieggewohnten Achaier
Häufte darüber ein großes und weitbewundertes Denkmal
Auf der Spitze des Landes am breiten Hellespontos
Daß es fern im Meere vorüberschiffende Männer
Sähen, die jetzo leben, und spät in kommenden Jahren.

Da nun die im III. Abschnitt besprochenen, in den Gebirgsgrotten lebenden Quellnymphen von den Meernymphen der Thetis nicht wesentlich verschieden sind und als Vater aller Gewässer neben Zeus, dem Regengott, auch Poseidon[4]) betrachtet wird, so ist es nicht zu verwundern, daß ein von diesem Meergott abstammender Fürst eines Seefahrervolkes, Nestor von Pylos, diesem an keiner anderen Stelle seine Opfer bringt als am Meeresstrande selbst, wie dies im III. Buch des Odyssee anschaulich geschildert wird.

14. Die ägyptischen Pyramiden als Nachahmungen natürlicher Felsen mit Höhlengängen.

Wie ich am Anfang dieses IV. Abschnittes mit dem Totenkultus der Ägypter, da dieser am ausführlichsten bekannt ist, begonnen habe, müssen hier noch einige Worte über ihre Grabdenkmäler gesagt werden. In der Mannigfaltigkeit derselben sind sie unübertroffen: »Wer genau schildern wollte«, so schreibt Prokesch[5]), »müßte Bände darüber schreiben und würde, wie getreu er auch der Wahrheit bliebe, dem Leser ein Träumer scheinen. Diese Menge von Gängen, Gemächern und Sälen, zwei Stockwerke tief und tiefer noch in das Leben des Felsens

[1]) Odyssee XXIV, 43—84.
[2]) Hier werden Nymphen und Musen neben einander genannt; vgl. oben III, 16.
[3]) Die Verwandtschaft zwischen dem Begräbnis des Achill und der Verbrennung des Baldur (Edda) habe ich in meinem Hilfsbuch S. 145 und Prolegomena-Übersetzung S. 44 betont.
[4]) Nach Aßmann = Balzaidon Gott der Fische (vgl. Bethsaida).
[5]) Prokesch Erinnerungen, I. Teil, S. 279; vgl. Strabo XVII, und Diodor I, 46.

gehauen, — diese Millionen Bilder und Hieroglyphen der feinsten Ausführung, dieser Glanz, die Unverletztheit der Farben, als wären dieselben eben erst aufgelegt worden, gehen weit über den heutigen Maßstab des Leistbaren hinaus.« Prokesch glaubt, da der Weg durch das Tal, zwischen Felsen eingeklemmt, viel zu enge hierzu ist, daß unterirdische Verbindungen zwischen Theben und diesem Tale, wo die Königsgräber sind, bestehen[1]). Die hieraus schon sich ergebende Tatsache, daß ein Volk, welches seine Toten pietätvoll ehrte, keinen besseren Ruheort für sie zu finden wußte, als die kunstvoll ausgehauenen und erweiterten Spalten und Gänge der Felsen, wird durch zwei Bestattungsarten noch besonders bestätigt:

1. Durch die Pyramiden, die Grabdenkmäler der ältesten Könige. Nach meiner Auffassung kann die Herstellung dieser kolossalen Steingräber mit auf- und absteigen-

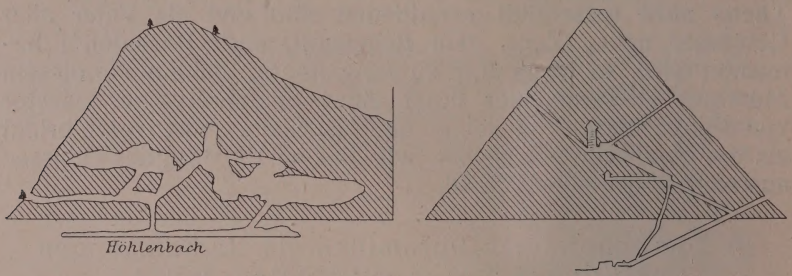

Abb. 25. Vergleichende Nebeneinanderstellung der Cheopspyramide und der Hermannshöhle im Harz.

den Gängen gar nichts anderes bedeutet und bezweckt haben, als die Nachahmung eines natürlichen Felskegels, den das zum größten Teil ebene Land dort, wo diese Könige bestattet werden wollten, nicht aufwies. Ich habe den Versuch gemacht, durch Nebeneinanderstellung der aus Lübke-Semrau[2]) übernommenen Abbildung der Chufu- oder Cheops-Pyramide mit dem Durchschnitt der Hermannshöhle im Harz[3]) meinen Lesern diesen Gedanken verständlich zu machen und sehe dem Urteil der Fachleute mit Spannung entgegen (Abb. 25). Wie nun oben, schon bei der Cyklopenhöhle, noch mehr bei der Schweinehöhle des Eumäus sich die ersten Ansätze zu einem, aus einer Umpfählung bestehenden Türvorbau finden, so zeigen in Ägypten

[1]) Georgii, »Alte Geographie« I, 433.
[2]) Lübke-Semrau, Bd. I, S. 19, Figur 19.
[3]) Meyers Reisebuch »Der Harz« 1897, S. 72.

2. die Felsengräber von Beni-Hassan[1]), die auch von Sarrasin in seinem Vortrage und in meiner Kritik erwähnt sind, wie man den Eingang der Felsenhöhle durch Pfähle, die später zu Säulen wurden, geschützt und durch sie das überhängende Dach gestützt hat.

15. Der Höhlenkultus in Delphi als Übergang zur Verehrung der himmlischen Götter.

Im Abschnitt III, 14 ist die Fähigkeit der Quellnymphen, infolge des Trunks aus der Quelle, weissagen zu können, besprochen worden. Im Laufe der Jahrhunderte wurde aber diese Orakelgebung von der Erdgöttin, die mit einem schlangengestaltigen Erdgeist vereinigt war[2]), auf einen überirdischen, himmlischen Gott, Apollo, übertragen, der seinerseits von Zeus diese Gabe erhalten hat. »In Delphi[3]) war von alter Zeit her ein Orakel des Erdgeistes Python, von dem man glaubte, daß er als Schlange in der Tiefe eines Erdspaltes hauste. Dadurch, daß diese Orakelstätte von der dorischen Priesterschaft des Apollon in Besitz genommen wurde, kam ein höherer, versittlichter Zug in den Betrieb dieses Orakels. Es blieb zwar die enthusiastische Form bestehen: Die jungfräuliche Priesterin Pythia saß auf einem Dreifuß über dem Erdspalt, aus dem betäubende Düfte aufstiegen, von denen sie hypnotisiert wurde; was sie in diesem Zustande mit »rasendem Munde« aussprach, galt als das Wort des Gottes, von dem sie besessen zu sein schien. Der Enthusiasmus der Priesterin lag also dem Orakel zugrunde, aber er war nicht das ganze, denn hinter der Pythia stand die verständige Priesterschaft Delphis, die im Laufe der Zeiten reich an Erfahrungen, an Welt- und Menschenkenntnis und an weitverzweigten Konnexionen geworden war. Sie verstand es, die in der Verzückung von der Priesterin gesprochenen Orakel verständig zu redigieren und zu retuschieren, so daß etwas Brauchbares daraus wurde.« — Ich füge aus dem Pertyschen Buche noch folgende Einzelheiten hinzu: »Nach Aelius Aristides wußten die Priesterinnen zu Dodona vor der Ekstase nicht, was sie sagen würden, und hatten nach derselben keine Erinnerung an das Gesagte; ihre Ekstasenform glich also der somnambulen und schamanischen.« Bereits

[1]) Lübke-Semrau, Bd. I, S. 21, Figur 24: »Der Eingang wird als Fassade ausgestaltet und bot zuerst Veranlassung zur Ausbildung wirklicher Architekturformen.«

[2]) Siehe oben III, 10, S. 86 (Schlangengestalt) und X, 2.

[3]) Pfleiderer, Religion und Religionen S. 166.

Plutarch ist dem Verständnis vom Ursprunge der Prophetie sehr nahe, wenn er sagt: »Es ist nicht die Stimme Apollons, nicht seine Worte, seine Verse, welche man vernimmt, sondern die Stimme der Pythierin.« — Auf Seite 312 wird der Höhlencharakter dieser Heiligtümer betont: »Griechische Orakel waren das zu Dodona, das des Amphiaraos, das bei Charakta unweit Nyssa,[1]) das zu Delphi; diese beiden bei Höhlen. Auch beim Orakel des Zeus Trophonius in Böotien (s. unten IV, 18) befanden sich eine Menge Höhlen. Beim Orakel von Delphi wurde das aus der Höhle aufsteigende kohlensaure Gas zur Herbeiführung der Ekstase benutzt; die Pythia saß am Eingang auf ihrem Dreifuß; man nannte sie auch ἐγγαστρίμαντις, ventriloqua vates, d. h. Bauchrednerin[2]).

Das Heiligtum von Delphi ist in den letzten Jahren durch planmäßig durchgeführte Grabungen untersucht und freigelegt worden. Eine ausführliche Besprechung der Ergebnisse würde zu weit führen, ich führe nur die beiden Tatsachen an, daß

1. Die Überlieferung von einem aufsteigenden, betäubenden Dunst ungenau ist, der Einfluß der jedenfalls auf die Pythia geübt wurde, daß sie in einen krankhaftem Zustand (Ohnmacht, Krampf) verfiel, schreibt sich wohl nur — abgesehen von dem Fasten, Kauen der Lorbeerblätter usw. — von der kühlen Zugluft her, die eisig kalt von unten herauf wehte.

2. Ein mächtiger Unterbau, der einen gewaltigen hohlen Raum umschloß, ist jedenfalls bei dem 548 v. Chr. zerstörten Tempel vorhanden gewesen, dies haben die Grabungen unwiderleglich erwiesen; nach meiner Ansicht ist dieser hohle Raum, aus dem die eiskalte Zugluft heraufströmte, nicht rein zufällig (um die Lage des Tempels — wie einige Archäologen meinen — bedeutend zu erhöhen), sondern, um die abergläubische Hochachtung vor dieser geheimnisvollen Tiefe lebendig zu erhalten, absichtlich von den Baumeistern des Tempels geschaffen bezw. bei dem von den Alcmäoniden durch Spintharos ausgeführten Neubau beibehalten worden. Ein farbenprächtiges Bild entwirft Prof. Julius von Pflug-Harttung in seinem Artikel[3]): »Altgriechische

[1]) Dieser Ortsname findet sich mehrfach in allen 3 Erdteilen und zwar überall, wo Weinkultur (Dio-nysos) getrieben wurde.

[2]) »Die Männer, deren Aufgabe es war, die Aussprüche der Pythia in hexametrische Form zu kleiden, saßen unter Vorsitz des prophetes in dem unmittelbar dahinter, tiefer als der Fußboden des übrigen Tempels gelegenen, in Form einer Höhle überbauten Adyton, welches den Erdschlund mit schmaler Öffnung enthielt.« (Bursian Geogr. von Griech. I, S. 176ff.)

[3]) Westermanns Monatshefte 51. Jahrgang, Heft 9, S. 330.

Kultusstätten« Delphi: „Delphi liegt hoch über dem Meer am Fuße des meistens schneebedeckten Parnassos in großartiger, man möchte sagen, heroischer Landschaft. Tief unten rauscht der Pleistos, von dem die Felsen steil emporsteigen, bis zur großen Straße, die aus Böotien nach dem Korinthischen Golfe führt. Neben ihr türmen sich zwei gewaltige Wände empor: Phädriaden, welche in einem stumpfen Winkel zusammenschließen. Hier öffnet sich eine wilde, enge Schlucht, aus der hell und freudig die kastalische Quelle hervorsprudelt. Neben ihr bildet das von unten aufsteigende Gestein eine vorspringende Knolle, auf deren Westseite, der Quelle zugewandt, das alte Delphi lag. Der Blick von hier geht talaufwärts in eine ernste Gebirgsgegend. Die Einbuchtung schützt gegen Winde, wohingegen die Sonne mit voller Kraft zu wirken vermag. Aber aus der Schlucht sinkt eine kühle Luftschicht herab, und lebendig rieseln und mehr noch rieselten Quellen und Bäche. Dadurch finden sich die beiden lebenspendenden Elemente zusammen: Gluthitze und kaltes Wasser, und das in unheimlicher den Geist angreifenden Umgebung. Sie war deshalb für Kultuszwecke geeignet wie kaum eine zweite Griechenlands. Man wird schon in uralter Zeit das köstliche Naß verehrt, wird Quellendienst geübt haben, wohl in Verbindung mit der Verehrung der fruchtbringenden Mutter Erde. Die pythischen Spiele entstanden, gewiß mit Anlehnung an ältere Feierlichkeiten, wohl an Tänze[1]) zu Ehren der Erdmutter, der Gäa." —

16. Die Beziehung der himmlischen (uranischen) Götter zu den Höhlen.

Wie nun aus dem in der Tiefe bei der Gaea (Erdgöttin) und dem Drachen Python hausenden Apollon schließlich der strahlende Sonnengott geworden ist, so gibt es kaum einen unter den olympischen oder uranischen Gottheiten, Athena nicht ausgeschlossen (siehe unten X, 2.), die nicht zu irgend einer Höhle oder einem Felsenspalt in Beziehung gestanden hätte. Dies stellt am ausführlichsten der berühmte, stets als Autorität verehrte Kenner der Archäologie, K. Böttticher dar[2]): „Wenn bei jenen Numina (Gottheiten) der Höhlen auch zumeist an den überall gegenwärtigen Hort und Schützer der Herden, Weide-

[1]) Diese Tänze z. T. erotischer Art haben — wie K. Th. Preuß »Der Ursprung der Religion und Kunst« (Globus LXXXVI, No. 22, S. 359) nachweist — nach Art des Analogiezaubers den Zweck, die Fruchtbarkeitsdämonen zu veranlassen, ein gesegnetes Jahr herbeizuführen.

[2]) K. Böttticher, Die Tektonik der Hellenen, Bd. II, S. 415.

triften und Haine, an den großen Pan und den Kreis seiner Nymphen gedacht war, ging das sagenreiche Altertum doch in Gedanken noch weiter und zu den Uranischen Gottheiten hinauf: Die Spuren des frühesten Dienstes leiten zu heiligen Grotten als Stätten der Zeugung, Geburt und Erziehung, der Zuflucht und des Aufenthaltes von Göttern und Heroen. Nur der Erinnerung an einige der in Fülle vorhandenen Beispiele wird es bedürfen um dieses Verhältnis zu belegen, ohne dabei einmal die Grotten des (aus Persien eingeführten) Mithrasdienstes in Betracht zu ziehen. Berühmt und mit den wunderlichsten Fabeleien bedacht[1]) ist die Gebirgshöhle des Zeus auf Kreta, in welche Rhea zu ihrer Entbindung flüchtete, an deren Eingange sich jener berühmte fruchttragende, mit Votiven und Anathema ausgestattete Pappelbaum befand: in ihr sollte auch Minos von Zeus seine Gesetze empfangen und niedergeschrieben[2]), Epimenides Jahre lang verborgen geschlafen haben[3]). In der sogenannten Kuhstallgrotte (*Βοὸς αὐλὴ*) auf Euboea, hätte die irrende Jo den Epaphos geboren[4]): als Geburtsstätte der Sybille Herophyle, des Hirten Theodoros und einer Nymphe Idäa Tochter, bezeichneten die Erythräer eine Höhle auf ihrem Korykion, und eine andere auf der Küste des Samischen Gefildes galt als Geburtsort des Danaos[5])." — Ich bemerke hierzu, daß wir die Zusammenstellung der Io, welche als erdgeborene Königstochter und Feindin der Hera in der späteren Sage galt, mit dem Himmels- und Götterkönig Zeus durchaus nicht zu beanstanden brauchen, da unter der kuhgestaltigen Io niemand anderes als Hera selbst zu verstehen ist, die in Argos unter dem Bilde einer Kuh verehrt wurde, der Zeus als Stier zur Seite steht[6]). Überall, wo bei irgend einer Gottheit des olympischen Kreises von einem Bergheiligtum berichtet wird, haben wir demgemäß zunächst an eine Höhle, als den Wohnort des betreffenden Gottes, zu denken. Selbst der am Himmel entlang wandelnde Mond fand seine Verehrung in Höhlen, da durch die Verwandlung der Artemis in eine himmlische Gottheit, und die Vertauschung des Mondgottes (germanisch!) mit einer Mondgöttin diesem Glauben die Wege geebnet wurden.

---

[1]) Anton. Liberalis 19.
[2]) Strabo, S. 476 (Casaubonus), Preuß. Jahrbücher, Bd. CXIX, S. 457.
[3]) Maximus Tyrius 16 (Reiske).
[4]) Strabo, S. 445, 10, 1, § 3.
[5]) Strabo, S. 346 über Danaos siehe III, 17.
[6]) Eduard Meyer, Geschichte des Altertums II, S. 99, § 65.

17. Die Mysterienkulte und ihre Beziehungen zur Unterwelt.

Wer nun meint, daß sich in dem Zeitalter, wo die meisten Tempel in Hellas entstanden, der Sinn des Volkes bereits so sehr an den Gedanken, „die Götter weilen im Olymp", gewöhnt haben müsse, daß es die Beziehung zur Unterwelt ganz vergaß, ist durchaus im Irrtum befangen. „Im Zeitalter der erstarkenden Demokratie wandte sich das Volk wieder mit neuer Inbrunst zu jenen alten nie vergessenen Sagen und Bräuchen zurück, die sich um den Dienst der Götter der fruchtbaren Erde und der geheimnisvollen Unterwelt drehen. In den alten Demeterkultus von Eleusis (Demeter sucht ihre vom Todesgott Pluton entführte Tochter Kore (= Proserpina) die im Frühling zu ihr zurückkehrt) hatte (nach Einverleibung von Eleusis) der in Athen heimische und mit dem Demeterkult verbundene Dionysoskult den enthusiastisch-mystischen Zug gebracht, auf dem die große Anziehungskraft der »eleusinischen Mysterien« beruhte. — Um Lehren und Glaubenssätze hat es sich nicht gehandelt. Der Kern der Feier waren vielmehr die »Handlungen«, dramatische Nachbildungen der Geschicke der beiden Göttinnen. Beide Göttinnen hatten (im Gegensatz zu dem seligen Leben der Götter im Olymp) selbst auch das Leid der Sterblichen erfahren, den Tod geschmeckt und den Tod wieder überwunden; so können wir es verstehen, daß sich an diese Feier für das trostbedürftige Gemüt die Hoffnung auf ein seliges Jenseits (im Gegensatz zu dem traurigen Schattendasein) knüpfen mochte". Während mit diesen Worten Pfleiderer in seinem Buche »Religion und Religionen«[1]) die unausrottbare Neigung des Griechenvolkes und in Sonderheit der (nach unserer Meinung) in religiöser Beziehung so aufgeklärten Athener, in das mystische Dunkel der geheimnisvollen Unterwelt sich zu versenken, anschaulich und treffend schildert, hat man von anderer Seite, das Wesen und das hohe Alter dieser Mysterienheiligtümer von Eleusis und Samothrake (Insel südlich von Thracien) eingehend untersucht. So schreibt Otto Rubensohn[2]) in seiner Schrift, die alle Nachweise bis zurück auf die homerischen Hymnen zusammenstellt: „Sicher ist, daß wir schon früh den gemeinsamen Kult dieser drei Gottheiten (Demeter, Persephone und Hades [Pluto]) in Eleusis anzusetzen haben

[1]) Pfleiderer, Religion und Religionen, S. 170.
[2]) Otto Rubensohn, Die Mysterienheiligtümer in Eleusis und Samothrake, Berlin 1892 (R. Gärtner), S. 18.

und in der vom homerischen Hymnus veranschaulichten Zeit finden wir neben diesen drei Gottheiten auch schon Hekate (Homer Hymnus vs. 439ff.)[1]), diese eigentümliche Gestalt des eleusinischen Götterkreises, als Dienerin und Gefährtin der Kora (= Persephone) verehrt. In späterer Zeit befand sich das Heiligtum des Pluto nördlich vom Weihetempel durch einen Felsvorsprung von demselben getrennt an einer Stelle des Akropolisfelsens, wo sich mehrere große Höhlen im Felsen befinden (vergl. Dörpfeld. Athen. Mitteilungen XI 1886 S. 328). An diese hat sicherlich in ältester Zeit der Plutokultus angeknüpft und wir finden einen Anhalt hierfür in einer allerdings ziemlich späten Quelle, nämlich dem Orphischen Hymnus auf Pluto XVIII, v. 12ff.

Man sah also in späterer Zeit in diesen Höhlen den Ort, an welchem Hades mit Persephone in die Unterwelt hinabgefahren war. In der Periode aber, von der wir hier handeln, war man, wie es scheint, schon vom Höhlendienst, dieser primitiven Form der Gottesverehrung, zu der höheren Stufe des Tempeldienstes emporgestiegen, denn wie Philios ausdrücklich hervorhebt, sind hier Reste von Mauern gefunden worden, die mit denen des oben von uns beschriebenen ältesten Tempels gleichzeitig anzusetzen sind und die man mit Rücksicht auf den späterhin an derselben Stelle befindlichen Tempel wohl, ohne zuviel zu wagen, als die Spuren des ältesten Plutoheiligtums deuten darf." — „Vielleicht können wir auch in der Nähe dieser Höhlen oder in einer derselben den durch den Hymnus bezeugten Hekatekult der ältesten Zeit unterbringen. Sie hörte ja »ἐξ ἄντρου« (aus der Höhle) den Notschrei des geraubten Demeterkindes, wurde also in einer Höhle wohnend gedacht, und wenn sie auch in der Überlieferung sonst ziemlich zurücktritt, so bürgt uns doch ihr häufiges Auftreten in den ältesten, auf den eleusinischen Sagenkreis bezüglichen Vasenbildern dafür, daß sie schon früh in Eleusis eine gewisse Verehrung genossen hat. Im Hymnus wird sie ausdrücklich als Unterweltsgottheit bezeichnet, und es ist daher wohl nicht unwahrscheinlich, daß sie ihre Grotte in der Nähe der des Unterweltgottes hatte. — Somit dürfen wir uns also wohl mit vollem Recht als die Wurzel aller Gottesverehrung und jedenfalls des Seelenglaubens den Höhlenkultus der Erd- und Todesgöttin ansehen; nicht etwa der Todesgöttin allein, wie dies Erwin Rohde sich denkt. Darum schreibt Engelbert Drerup[2])

[1]) Rubensohn, ebendas. S. 14.

[2]) Eng. Drerup, »Homer«, München 1903, S. 87. Ed. Meyer II, § 76.

richtig: „Zweifellos liegt in der durch den Totenkultus in das Bewußtsein des Menschen getretenen Idee außenweltlicher höherer Mächte eine der Wurzeln des späteren Götterglaubens wenn es auch nicht angeht, mit Erwin Rohde im Totenkult und Seelenglauben den Ursprung der griechischen Religion zu suchen. Denn wenn schon der Menschen Seele auch nach dem Tode menschliche Aktivität verbleibt, so ist doch die Menschenseele außer aller Beziehung zu den Erscheinungen der äußeren Natur, zu den elementaren Naturkräften.“ — Ich füge hinzu: „Die Erdgöttin aber steht mit allen himmlischen Göttern in innigster Beziehung und Wechselwirkung; vgl. unten IV, 23.

18. Das unterirdische Orakel des Trophonius und Amphiaraos.

Bei keiner Orakelstätte aber tritt die Höhlennatur solcher uralten Heiligtümer deutlicher in die Erscheinung, als bei zwei im Gebiet von Böotien liegenden Heiligtümern, des Trophonius und Amphiaraos. Über dieses lesen wir bei Perty folgende kurze Bemerkung[1]): »Beim Trophonischen Orakel wurden die Kranken in die Höhlen gebracht, wo sie Visionen hatten, wie es scheint somnambul wurden und in diesem Zustande von den Priestern befragt wurden, was sie gesehen und gehört, was dann als Orakelspruch galt. Der Traumschlaf in den Tempeln[2]) war auch bei den Römern schon in der frühesten Zeit üblich. Der Redner Aristides erzählt seine Erfahrungen im Tempel des Aeskulap, welchem Gotte er seine Heilung zuschrieb.« — Ausführlicher wird dieses merkwürdige Trophonius-Orakel von Bursian[3]) geschildert: »Die Orakelstätte des Trophonius bei Lebadeia lag oberhalb des heiligen Hains auf dem Berge (Paus. 9, 39; 4, 9); es war eine in Form eines Backofens, d. h. eines bienenkorbartigen Gewölbes nach Art der sogenannten Thesauren (vgl. unten X, 7) künstlich ausgebaute, unterirdische Höhle von 4 Ellen Breite und 8 Ellen Tiefe, deren obere Öffnung ein auf einem Marmorsockel ruhendes eisernes Gitter umschloß.« Einen genauen Bericht über den Hergang der Orakelbefragung nach Pausanias gibt Schömann[4]): »Es bestand dies entscheidende

[1]) Perty, Die mystischen Erscheinungen der Menschennatur, S. 312.
[2]) Im Halbschlaf wird auch dem Samuel bei der Wacht im Tempel die Offenbarung über das Schicksal des Eli zuteil.
[3]) Bursian, Geographie I, 208.
[4]) Schömann, Griech. Altertümer II, S. 322ff.

Opfer in einem Widder, der in einer Grube geschlachtet wurde, unter Anrufung des Agamedes, des Bruders des Trophonius. Beide Brüder sind offenbar Personifikationen des Erdgeistes: Der eine deutet durch seinen Namen auf die allnährende, der andere auf die allwaltende und eben deswegen auch schicksalskundige Kraft der Erde. Waren nun die Zeichen günstig, so wurde der Befragende zur Quelle Herkyne geführt und hier gebadet und mit Öl gesalbt. Diesen Dienst verrichteten 2 Knaben etwa 13jährig. Nach dem Bade ward der Befragende von den Priestern zu zwei andern dicht nebeneinander fließenden Quellen geführt: die eine hieß die Quelle des Vergessens (Lethe); aus dieser trank er zum Zeichen, daß er nun alles vergessen solle, was ihm bisher im Sinne gelegen; die andere hieß die Quelle der Erinnerung (Mnemosyne), aus der er trinken mußte, um alles wohl zu behalten, was ihm bald im Heiligtum begegnen sollte. Darauf ward ihm ein uraltes, angeblich von Dädalus gefertigtes Bild gezeigt, was niemand sonst zu Gesicht bekam, als wer zum Trophonius hinabzusteigen im Begriff war. Vor diesem Bilde verrichtete er sein Gebet, dann ward er in einen leinenen Chiton gekleidet und mit Binden umgürtet, auch Schuhe von der dort landesüblichen Form wurden ihm angelegt. Nun endlich führte man ihn zu der Orakelstätte auf einer Anhöhe über dem Haine. Hier fand er zuerst ein kreisförmiges Mauerwerk von weißen Steinen, im Umfange einer kleinen Dreschtenne gleich und nicht ganz zwei Ellen hoch. Auf ihm standen Obelisken von Erz, durch eherne Bänder miteinander verbunden, so daß dadurch ein Gitterwerk gebildet wurde. Durch eine Tür desselben trat er in den innern Raum und gelangte hier in eine Vertiefung (chasma gēs), von Menschenhand regelmäßig gestaltet und ausgemauert in der Form eines Backofens. Ihr Durchmesser betrug etwa vier Ellen, ihre Tiefe etwa das Doppelte. Durch ihre Öffnung, die er nun vor seinen Füßen sah, mußte er auf einer leichten und schmalen Leiter hinabsteigen. War er unten, so sah er an einer Seite, wo das Mauerwerk, mit dem sie ausgesetzt war, an den Boden heranreichte, eine Öffnung, scheinbar etwa zwei Spannen breit und nicht über eine Spanne hoch. Hier legte er sich nun auf den Boden, Honigkuchen in den Händen haltend, und streckte die Füße bis ans Knie durch die Öffnung; dann wurde durch eine unsichtbare Gewalt, wie durch den Strudel eines reißenden Stromes, der ganze Leib nachgezogen. So in das innere, unterirdische Adyton versetzt, empfing er dann die Offenbarungen des Gottes; doch geschah dies nicht bei allen auf dieselbe Art: der

eine hatte ein Gesicht, der andere vernahm eine Stimme. Auch von allerlei Tieren, von Schlangen, von Dämonengestalten fand er sich umgeben und bedroht, zu deren Besänftigung ihm die Honigkuchen dienen mußten, die er mitgenommen hatte. Endlich ward er durch eben die Öffnung, durch die er hineingekommen war, auch wieder hinausgefördert, und zwar mit den Füßen voran. Sogleich nahmen ihn nun die Priester in Empfang, setzten ihn auf einen Sessel der Mnemosyne unweit des Adyton, und befragten ihn über das, was er gesehen und gehört hatte, worauf sie ihn dann den Seinigen, in deren Begleitung er gekommen war, übergaben. Diese brachten den noch von Schrecken Erfüllten und fast Bewußtlosen in jenes Heiligtum des Agathodämon und der guten Tyche, wo er sich auch vorher aufgehalten hatte; und hier kam er dann wieder zur Besinnung.« — So beschreibt Pausanias den Hergang nach eigener Erfahrung, denn er selbst hatte das Orakel besucht und war in das Adyton hinabgestiegen.[1]) Dafür, daß nur Gläubige und solche, von denen keine vorwitzige Prüfung zu besorgen war, zugelassen würden, war hinlänglich gesorgt. Drang aber ein Unberufener gewaltsam ein, so gab es Mittel, ihn aus dem Wege zu schaffen, wie es einem Soldaten des Demetrius erging, dessen Leichnam man nach einiger Zeit entfernt von dem Eingang der Höhle fand. Das Orakel erhielt sich, viele überdauernd, noch bis zur Zeit Tertullians (gest. 220 n. Chr.). Ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Stadt Lebadea, in deren Nähe es lag, ihm die Ehre verdankte, in späterer Zeit als Hauptort von Böotien zu gelten, deren Namen nicht bloß auf ganz Böotien, sondern am Ende auf das ganze Mittelgriechenland (Livadia) ausgedehnt worden ist.

Das andere erwähnenswerte Erdorakel unter den vielen Kultusstätten Böotiens (das Orakel am Altar des Apollon Spondios, wo auf zufällige Laute gehorcht wurde[2]), sowie das im Ismenion, wo aus dem Opferfeuer geweissagt wurde[3]), sollen hier nur mit dem Namen erwähnt werden) ist das Traumorakel des Amphiaraos bei Oropos; in neuerer Zeit sind Reste dieses Heiligtums sechs Kilometer südöstlich von Oropos an dem jetzt Mavrodilissi genannten Platze aufgefunden worden. Die bekannte Sage von Amphiaraos, der, von Periklymenos verfolgt wurde, aber noch ehe ihn dessen

---

[1]) Pausanias, 9, 39, 4ff.
[2]) Pausanias, 9, 11, 5.
[3]) Scholien zu Sophokles Oedipus tyrannus 20.

Wurfspeer erreichen konnte, von der durch den Blitz des Zeus gespaltenen Erde samt Wagen und Wagenlenker verschlungen ward, zeigt uns deutlich, daß hier eigentlich der aus der Regenwolke im Blitz zur Erdgöttin herniederfahrende Himmelsgott seine Verehrung seit Urzeiten fand, wie ja überhaupt bei den Galliern und andern blonden Barbarenvölkern, die Stelle, wo der Blitz in die Erde gefahren war, als ein Heiligtum betrachtet und mit Steinen bezeichnet wurde.

19. Das Höhlenorakel des Zamolxis im Getenlande.

Die eigentliche Heimat dieser Höhlenorakel ist nun bei denjenigen Volksstämmen zu suchen, welche, an der Donau wohnend, den Germanen stammesverwandt waren; Xenophanes (500 v. Chr.) berichtet, daß die Geten rotes Haar und blaue Augen besaßen, während andere Schriftsteller ihres hohen Wuchses erwähnen, was ebenso wie ihre Sitten (starker Durst!) auf germanisches Blut hinweist[1]). Herodot berichtet IV, 94 von ihnen: »Die Geten halten sich für unsterblich und meinen daß derjenige, welcher stirbt, zu ihrem Gotte Zamolxis (oder Zalmoxis, eigentlich Zalmolxis) eingeht.« — Dieser Zamolxis, so berichtet Herodot weiter, der wegen seiner tiefen philosophischen Weltauffassung für einen Schüler oder Sklaven des Pythagoras gehalten wurde, erbaute, um die Geten und Thraker glücklich zu machen, einen prachtvollen Saal, in den er die Großen der Nation einlud und ihnen bei einem prächtigen Mahle verkündete, daß weder er, noch seine Gäste, noch ihre Nachkommen jemals sterben, sondern für ewige Zeiten in Lust und Wonne weiterleben würden, wenn sie seine Lehren befolgten, an einem Ort, wo es ihnen wohl sein würde immer und ewig. Während er aber das Besagte tat und also sprach, ließ er sich eine Wohnung machen unter der Erde, und wie seine Wohnung fertig war, verschwand er unter den Thrakern; und stieg hinab in seine Wohnung unter der Erde und lebte daselbst drei Jahre; sie aber beklagten und bejammerten ihn wie einen Toten. Aber im vierten Jahre erschien er wieder unter den Thrakern, und sie glaubten an das, was ihnen Zamolxis gesagt hatte. — Was mich betrifft, so fügt Herodot hinzu, so will ich zwar über ihn und über die Wohnung unter der Erde gerade nicht

[1]) Über den engen Zusammenhang der Dardaner südlich von der Donau (Hauptstadt Dardapara) mit den Dardanern, welchen die Gründung von Troja zugeschrieben wird (die Schicht Troja I zeigt deutlich die Periode der Steinzeit), lese man den Artikel »Dardanos« in Pauly-Wissowa Reallexikon; vergl. die Tabelle Abschnitt XII, 7.

ungläubig sein, ich habe aber auch keinen rechten Glauben daran. Doch scheint mir, daß dieser Zamolxis viele Jahre vor dem Pythagoras gelebt. Es mag nun einen Menschen Zamolxis gegeben haben oder es mag eine Volksgottheit der Geten sein: genug von ihm[1].« —

Auch Platon gedenkt der Unsterblichkeitslehre des Zamolxis; wichtiger aber ist, daß er ihn als den »König« und »Gott« der Thraker bezeichnet, was auf den Begriff eines Götterkönigs führt, als welchen die Griechen Zeus Kronion die nordischen Völkerschaften der späteren Zeit König Odin bezeichneten[2]. Im Charmides (Kap. 9) läßt Platon den Sokrates erzählen, daß ein thrakischer Arzt ihm gesagt habe: »Zamolxis, unser König, der ein Gott ist, sagt, wie man nicht unternehmen dürfe, die Augen zu heilen, ohne den Kopf, noch den Kopf ohne den ganzen Leib, so auch nicht den Leib ohne die Seele, und dies wäre eben der Grund, weshalb bei den Hellenen die Ärzte den meisten Krankheiten noch nicht gewachsen wären usw. — Wir sehen hieraus, daß, wie beim Trophoniusorakel das Hinabsteigen in die Tiefe zu einer Heilung des inneren Menschen führen sollte, so auch von Zamolxis zunächst die Seele, dann der Körper einer Heilung teilhaftig werden sollte, wie dies auch von Christus geschah. Sehr wichtig ist auch der Bericht, den Strabo[3] von diesem Volke der Geten, nach den Worten eines Geten in der Komödie des Menandros[4] (»ich rühme mich selbst meiner Herkunft von dort«), sowie von ihrem Religionsstifter Zamolxis[5] gibt. »Nach seiner Dienstzeit bei Pythagoras und längerem Aufenthalt in Ägypten, gab er — in sein Vaterland zurückgekehrt — dem Fürsten und dem Volke Orakel und überredete dann den König, ihn zu seinem Teilnehmer an der Regierung zu wählen, da er dazu fähig sei, die Befehle der Götter zu verkünden. Und zunächst wurde er zum Opferpriester des höchsten Gottes der Geten eingesetzt, dann legte man ihm selbst den Namen »Gott« bei, nachdem er eine Höhle sich zum Wohnort genommen hatte, die für andern unzugänglich war; dort verkehrte er nur wenig mit der Außen-

---

[1]) Herodot IV, 95 u. 96.
[2]) Dr. Krause (Carus Sterne) Tuiskoland S. 110.
[3]) Strabo, Geographica cap. 297 u. 298.
[4]) Aristoteles, der Makedonier und der alte Miltiades, ein Thraker, waren keine Athener, werden aber immer zu Unrecht als solche angesehen.
[5]) Der Name Zalmolxis stimmt auch mit vielen getischen Ortsnamen Zermizirga, Zarmize(r)gethusa u. a. überein, siehe hierüber unten VII, 7.

welt, außer mit dem König und seinen Dienern. Der König aber machte mit ihm gemeinsame Sache, da er sah, daß die Leute jetzt viel mehr Zuneigung zu ihm hatten als vordem, da er ja nach ihrer Meinung die Aufträge und Ratschläge der Götter ausführte usw.«

20. Die Grottenheiligtümer mit Götterbildnissen.

Nach den bisherigen Ermittlungen, die uns die Bedeutung der natürlichen und künstlichen Höhlen

1. für die Totenbestattung, a) wirkliche Tote, b) angenommene Tote: Python, Hyakinthos,

2. für die Wahrsagung; eine Quelle ist immer in der Nähe,

3. für die verschiedensten Arten der Gottesverehrung

haben erkennen lassen, ist es uns wohl nicht mehr zweifelhaft, daß die Höhlen die urgeschichtlichen Vorbilder der späteren Tempelgebäude gewesen sind und wir finden es ganz selbstverständlich, daß eine ganze Reihe von Höhlen namhaft aufgezählt werden, welche Götterbildnisse, natürlich in rohester Form (s. unten Abschn. XI, XII), enthielten. Als Kultusstätten mit Götterbildern zählt Böttticher[1]) folgende auf:

1. Die Höhle vom Quell der Herkyna[2]) beim Trophonion zu Lebadeia (s. oben IV, 18) mit dem Bilde des Trophonios und der Herkyna[3]).

2. Die Höhle der Demeter-Melaina auf dem Elaion bei Phigalia neben frisch aufsprudelnder Quelle in einem Eichenhaine, mit dem ehemaligen pantheistisch gestalteten Bilde der Göttin, auf deren Altare man nur blutlose Opfergaben, edles Obst, Trauben, Honig und unverarbeitete Wolle mit Aufguß von Salböl darbrachte[4]).

3. Die Höhle des Buraischen Herakles bei Bura in Aigialeia, der hier vor seinem Bilde Orakel durch Würfel auf einem Tische gab.[5])

4. Die Höhle des Dionysos auf der Küste des Kaphareus in Euboea, aus welcher die von Ilion heimkehrenden Argeier das Holzbild des Gottes nach Argos mitführten und demselben hier einen Tempel nebst Cultus weihten.[6])

---

[1]) Böttticher, Tektonik der Hellenen II, S. 416 (§ 38,2).

[2]) Über den Zusammenhang dieses Stammes mit Hercynia s. unten die Namentabelle VII, 7. Die Herkuniaten wohnen an der mittl. Donau.

[3]) Pausanias, 9, 39, 2.

[4]) Pausanias, 8, 42, 1—5.

[5]) Pausanias, 7, 25, 6 u. 26, 1.

[6]) Pausanias, 2, 23, 1.

5. Die Höhle der großen Mutter (Magna Mater = Kybele) in Phrygien, die deren Bilde heilig war und Steunos[1]) genannt wurde.[2])

6. Die Höhle des Apollon zu Hylai am Flusse Lethaios bei Magnesia.[3])

7. Eine quellenreiche Höhle in Phrygien, welche von den dankbaren Themisoneern dem Herakles, Apollon und Hermes (die sie ihnen auf der Flucht vor den Galatern angewiesen hatten) gestiftet worden war und vor ihrem Eingange deren Bildnisse enthielt.[4])

8) Eine Grotte der Hekate (siehe oben IV, 17) im Hintergrunde das Bild der Göttin mit langer Fackel und dem Modius auf dem Haupte ist auf einem Marmorwerk abgebildet.[5])

9. Eine Grotte in Lesbos enthielt die Bildsäulen der Nymphen[6]) (vgl. oben IV, 2 und 9).

»Zu der Zeit, wo die Völkerstämme nicht in regelmäßig gebauten Wohnungen, sondern in Höhlen und Grotten lebten (Diodor V, 65), waren ebenda auch die Plätze der Verehrung der Gottheit[7]).« — Wie nun diese Kultushöhlen entsprechend der Vervollkommnung der Bautätigkeit in allmählichem Fortschritt schließlich zu Tempelbauten wurden, soll in den folgenden Abschnitten (V—XII) dargelegt werden.

23. Zusammenfassung: Die Erdhöhle als Ort der Götterverehrung.

Für alle diejenigen, welche nach den bisherigen Darstellungen noch immer nicht von dem ihnen seit ihrer Jugend lieb gewordenen Gedanken lassen können, daß die himmlischen Götter, Zeus usw., auf dem Olymp die Hauptpersonen der achäischen Götterwelt, die chthonischen (unterirdischen) aber nur unbedeutenden Nebengottheiten gewesen seien, füge ich hier noch einige Bemerkungen hinzu, die abschließend beweisen sollen, daß nur die Götterehe des Himmelsgottes (d. h. Regengottes) mit der Erdgöttin, nicht aber die Verehrung eines höchsten Gottes als solchen den Anfang der vorgriechischen Mythologie gebildet haben kann. Denn

[1]) Über den Namen s. unten die Tabelle VII, 7.
[2]) Pausanias, 10, 32, 2.
[3]) Pausanias, 10, 32, 4.
[4]) Pausanias, 10, 32, 3; vgl. auch Pauly Reallexikon (Artikel Antrum), S. 1206.
[5]) Verzeichnis der Bildhauerwerke des Berliner Museums no. 439.
[6]) Longos, Pastoralia, I, S. 7, Schäfer.
[7]) Pauly Reallexikon, Artikel Antrum, S. 1206.

1. hat in den ältesten Zeiten auch bei den arischen Völkern das Mutterrecht geherrscht[1]) wie unzählige Nachrichten beweisen, in Griechenland und dem griechischen Kleinasien noch bis zur historischen Zeit; die Mutter stand also an der Spitze der Familie. In der »Orestie«, den drei großen Tragödien, die von Agamemnons Ermordung handeln, gibt sich Äschylos große Mühe, zu beweisen, daß der Mord des Vaters ein schlimmeres Unrecht sei als der der Mutter; der Dichter bekämpft hier also augenscheinlich die letzten im Volksbewußtsein noch vorhandenen Anschauungen von der Geltung des Mutterrechtes. Der Achäer verehrt die Götterfamilie[2]).

2. Selbst bei dem ausgeprägtesten Monotheismus, den wir kennen, beim Kultus des Jehovah (Javeh) finden sich Hindeutungen[3]), daß dieser von Sinai heranziehende Gewittergott sein Volk (soll wohl eigentlich heißen sein Land, *δῆμος* (demos), eigentlich Land, dann Volk) heimsucht und ihnen somit Brot verschafft. Als Gatte dieser Erdgöttin und Mutter alles Lebendigen gilt nun in den meisten Staaten und Fürstengeschlechtern der alten Achäer zunächst Zeus, doch stehen diesem oberirdischen Feuchtigkeitsdämon als gleichwertig zwei Brüder zur Seite[4]): nämlich Poseidon, der Vater der Flüsse (potamos = Potidan) und der unterirdische Zeus (*Ζεὺς καταχθόνιος*)[5]), der blinde Hades, von dem es ausdrücklich heißt, daß er in der Erdtiefe in einer (Odyssee XI geschilderten) Höhle mit Persephone, der furchtbaren Beherrscherin des Totenreiches, hause. Auch Zeus, der olympische Donnerer, sucht erstens als Blitzstrahl die Erdtiefe auf (vgl. die Bemerkung über das Orakel des Amphiaraos), so daß man seit Urzeiten die Stellen, wo der Blitz niedergefahren, verehrte; überhaupt hebt C. Fries[6]) mit Recht die Volksauffassung der ältesten Stämme hervor, daß der Hades in gewissem Sinn ein Abbild der Oberwelt war; zweitens wurde er auch mit dem Meeresgott, da das Wolkenwasser und das Wasser der Flüsse wesensgleich ist (vgl. oben III, 15), von verschiedenen Volksstämmen identifiziert; so wurde der karische, dem Poseidon verwandte Meergott Osogos von den Griechen erst Zeus, dann *Ζηνοποσειδῶν*

---

[1]) Vgl. Dr. Krause, Tuiskoland, S. 103.
[2]) Hilfsbuch zu Homer S. 110. Kammer, Kommentar zu Hom. Ilias, 87.
[3]) Buch Ruth, 1, 6.
[4]) Hilfsbuch zu Homer S. 167.
[5]) Ilias IX, 457.
[6]) C. Fries, Babylonische und griechische Mythologie in N. Jahrb. f. d. klass. Altertum 1902, S. 691.

(Zeus-Poseidon) genannt (Preller-Robert, Griech. Mythologie I[4] 580 ff.), so daß ihm eine Art von Oberherrschaft eigen gewesen sein muß[1]). — Die Bergeshöhle, nicht der Himmel über dem Berge, war also für die Urzeit der Götterwohnsitz und Zielpunkt der menschlichen Götterverehrung.

In allen Darstellungen der indogermanischen Mythologie steht für die erste Zeit dem Himmelsgott die Erdgöttin als gleich wichtig und gleichberechtigt zur Seite. »Die großen Segensgaben,« so lesen wir bei Ed. Meyer[2]), »von denen alles Leben und Gedeihen der Natur abhängt, stammen aus der Hand des Himmelsgottes (Djaus, Zeus). Namentlich der Regenzauber (vgl. S. 89, 90) hat wie bei so vielen primitiven Völkern, so auch bei den Indogermanen offenbar einen der wichtigsten Bestandteile des Kultus gebildet. — Dem Vater Djaus gegenüber steht die Mutter Erde, mit der er sich im Regen vermählt, die Spenderin aller Gaben der Natur.« — Die Spendung der Segensgaben wird also hier dem Himmelsgott und der Erdmutter gleichmäßig zugeschrieben. Dies ist die älteste Stufe der indogermanischen Religion. Als dann die nordische Sonnenreligion die Verehrung der Erdgottheiten in Verruf brachte, da »erscheinen« — so schreibt Krause[3]) — »in den späteren Sagen sogenannte Sonnenkämpfer (Theseus, Herakles, Perseus), die dem Drachen der alten Religion bis in seine unterirdischen Höhlen folgen und ihn erschlagen, um die neue Religion des Lichtgottes und das Recht der Männer (an Stelle des Mutterrechts) aufzurichten.« Aber auch in dieser vorgeschritteneren Zeit steht überall — auch in den germanischen Ländern — den Söhnen des Himmelsgottes ein Geschlecht der Söhne der Erdmutter (z. T. feindlich) gegenüber, dies bespricht auch Professor Lamprecht in seiner »Deutschen Geschichte«, I, S. 189.

[1]) ebendaselbst, S. 703.
[2]) Ed. Meyer, Geschichte d. A. II, S. 79, § 51.
[3]) Krause »Tuiskoland«, S. 104.

V. Höhlenwohnungen und Pfahlbauten.

1. Die verschiedenen Arten der Wohnungen im neolithischen Zeitalter (jüngere Steinzeit).

Ehe ich darangehe, den Beweis für den Zusammenhang der Höhlenwohnungen mit den Pfahlbauten zu liefern, erscheint es mir angebracht, zuvor unter Heranziehung der gesichterten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung die verschiedenen in jener Zeit nachweisbaren Arten menschlicher Wohnungen nebeneinander aufzuzählen und kurz auf ihre charakteristischen Merkmale zu prüfen. Eine derartige Zusammenstellung findet sich bereits in Heinr. Driesmans' wertvollem Buche »Der Mensch der Urzeit«; dort werden[1]) in dem dritten Kapitel »Die jüngere Steinzeit« folgende Ansiedlungsarten genannt:

1. Die Pfahlbauten. — »Man hält die Pfahlbauten für die älteste Stufe indogermanischer Kultur auf europäischem Boden, und Schrader hielt für diese Auffassung besonders die Funde im Moosdorfer See, Bodensee (Wangen), Pfäffiker See (Robenhausen), Niederwyl und Wauwyl für beweiskräftig.« Weitere Fundstätten siehe bei Driesmans S. 57; das Genauere siehe unten V, 11.

2. Neben diesen Wasserbewohnern gab es auch in der neolithischen Zeit noch Höhlenbewohner, und für deren Existenz sind besonders das Höhlengebiet im devonischen Kalk um Brünn in Mähren, einzelne Felspartien in Böhmen und die Grotten um Krakau in Galizien beweiskräftig[2]). Man glaubt in den dortigen Funden einen allmählichen Übergang aus der älteren zur jüngeren Steinzeit und damit das auf dem übrigen Festland fast gänzlich fehlende Mittelglied zwischen beiden gefunden zu haben. Die Namen der übrigen Höhlen siehe bei Driesmans, ebendaselbst S. 58.

3. Außer diesen beiden Arten von Wohnstätten gab es in der neolithischen Zeit auch schon die Holzhütte auf trockenem Land, die meist auf Pfählen über dem Erdboden erhaben stand und

[1]) H. Driesmans, »Der Mensch der Urzeit«, S. 56.
[2]) Ebendaselbst, S. 58.

4. die in die Erde gegrabene Wohnmulde. Über ihre Einrichtung schreibt F. Keller: »Soviel ist gewiß, daß die Wände derselben aus senkrecht gestellten, mit Ruten durchflochtenen Stangen bestanden, und daß zur Abhaltung von Wind und Regen die Innen- und Außenseite dieses Flechtwerks mit einer 2—3 Zoll dicken Schicht von Letten beschlagen wurde. Auf dem Wohnboden innerhalb der Hütte wurden ebenfalls Letten ausgebreitet, welcher eine Art Estrich und einen guten Verschlag nach unten bildete. In der Mitte der Hütte fand sich ein aus rohen Sandsteinplatten verfertigter Herd. Das Dach, welches bei runden Hütten eine konische Form hatte, bestand ohne Zweifel aus Baumrinde, Stroh und Binsen, wovon sich Überreste an mehreren Orten im Schlamm erhalten haben.« — »Entsprechend«, so fährt Driesmans fort[1]), »aber von viereckiger Anlage, dürften auch die Pfahlbauhütten eingerichtet gewesen sein. Für die Germanen (vgl. oben II, 5) bezeugt Tacitus sowohl lehmverkleidete Hütten, wie Grubenwohnungen. Diese wurden zuerst in Mecklenburg aufgedeckt, von 1,60—1,70 m Tiefe und kreisrund; dann in Südbayern, wo sie bei 11—15 m Durchmesser 2—4 m tief sind. Man fand sie inzwischen in allen Gegenden Europas, namentlich in Niederösterreich. In Oberösterreich ist noch der Götschenberg an der Einmündung des Mühlbach- in das Salzachtal eine bedeutende Fundgrube.« Der folgende aus M. Much »die Heimat der Indogermanen« stammende Satz, der von Driesmans zur Begründung des eben Gesagten herangezogen wird, ist nun für unsere Frage von größter Wichtigkeit: »Hier wurde eine offenbar über den eigenen Bedarf hinaus gehende Erzeugung von polierten Steinwerkzeugen betrieben, und da sich in den Pfahlbauten des Mond-, Utter- und Traunsees fast keinerlei ansässige Steinmanufaktur gezeigt hat, so erscheint es ziemlich glaubhaft, daß jene Pfahlbaudörfler ihre flachen und durchbohrten Steinbeile aus solchen umwallten Landansiedlungen vielleicht geradezu von denjenigen auf dem Götschenberge bezogen haben.« »Reichhaltige Fundstätten«, so fährt Driesmans fort[2]), »sind außerdem das Gebiet der Uslawa, Nebenfluß der Beraun bei Pilsen in Böhmen und die Wohnplätze Bzy und Lopata bei Stiahlawitz. Frankreich hat auf den Plateaus von Champigny (Seine-Inferieure) und Chassey (Saône-et-Loire) noch die Grundstätten der Wohnhütten in kreisförmigen, becken-

[1]) Driesmans, S. 60. Unter »Letten« versteht man minderwertigen Lehm.
[2]) S. 61.

artigen Gruben, in deren Mitte man die Steine und die Aschenlage des Herds, sowie den Abfall der Mahlzeiten und der industriellen Tätigkeit erkennt. Ferner hat in Frankreich ganze Werkstätten neolithischer Steinarbeiter nachgewiesen, wie vielleicht auch der vorerwähnte Götschenberg eine solche gewesen. So in Grand Pressigny (Indre et Loire), welcher Fundort nahezu ganz Frankreich mit langen schneidenden Feuersteinklingen versehen haben muß. Man kannte sogar schon das Prinzip der Arbeitsteilung. In Bas-Meudon bei Paris, Timorin (Marne), Nointel (Oise), Meur-de-Barrez, Aveyron und vielen anderen hat der neolithische Mensch auf Feuerstein bereits Bergbau getrieben (Hörnes). Weiterhin werden

5. Höhenbesiedelungen gefunden, so Castellacco am Rio Fondazza bei Imola; solche sind meist von Wall und Graben umgeben, so der Hügel Peu-Richard bei Thenac (Charente-inferieur), ferner in Nieder-Österreich zwischen dem Manhartsberge und der March. Die reichlichste Fundstätte waren der Vitusberg und die Heidenstatt bei Limberg; endlich das von Wofinsky untersuchte Schanzwerk Lengyel im Tolnaer Comitat in Ungarn. — Von diesem letztgenannten Schanzwerk wird in V, 8 ausführlich die Rede sein; auch hier in der Mark, ganz in der Nähe der Reichshauptstadt Berlin sind bei den Vorarbeiten für die große Döberitzer Chaussee solche vorgeschichtlichen Wohnmulden in Pichelswerder bei Spandau an der Havel entdeckt worden.

2. Zusammenhang und zeitliche Reihenfolge dieser verschiedenen Arten von Wohnungen.

Wenn man das mit reichem Bilderschmuck ausgestattete Prachtwerk »Bildersaal deutscher Geschichte« von Adolf Bär und Paul Quensel[1]) in seinem ersten Abschnitt, der die Vorgeschichte behandelt, auf die Frage nach dem Fortschritt der Ansiedlungen genauer prüft, so klafft zwischen dem 1. Kapitel: »Höhlenbewohner« und dem zweiten: »Aus der Zeit der Pfahlbauten« eine empfindliche Lücke, die auszufüllen von den Bearbeitern des Textes nicht einmal der Versuch gemacht worden ist. Doch auch in dem berühmten grundlegenden Werke Rankes Der Mensch (II. Band) ist es nicht besser, auch dort suchen wir zwischen den Abschnitten »Höhlenzeit« und »Pfahlbautenzeit« vergebens nach einem Bindeglied. So mag denn im folgenden der Versuch gewagt werden zwischen den so-

[1]) Union, Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart, Berlin, Leipzig.

eben nach Driesmans Darstellung aufgezählten 5 Wohnungsarten einen Zusammenhang und eine zeitliche Reihenfolge aufzuspüren! Schon oben (S. 42 Abschn. II, 2) habe ich den Ausweg rund abgewiesen zur Erklärung für die Entstehung der Pfahlbauten das Auftauchen eines neuen stammfremden Volkes anzunehmen, das diese Kunst schon irgend woher mitgebracht habe, dadurch wird der Nachweis nicht geliefert, sondern nur umgangen. Auch die Annahme, mit der man in den Kreisen der nordischen Altertumsforscher den Wechsel der Stein- und Bronzezeit glaubhaft machen will, nämlich die Behauptung von dem Einbruch eines Bronzevolkes in die Länder des Steinvolks hat nicht zur Verminderung, sondern zur Steigerung der Unklarheiten geführt.

Wie es nun auf den ersten Blick klar ist, daß unter diesen fünf oben aufgezählten Wohnarten, die unter 2. und 5. genannten an den Anfang und das Ende dieser Entwicklungsreihe: Höhlenwohnungen — Höhenbesiedlungen, gehören, da dieser Entwicklungsgang die Menschheit in jenen unerforschbaren Jahrhunderten aus der Tiefe der Berge bis auf die Höhen derselben geführt hat, so sind auch die anderen drei unschwer in die Reihenfolge einzuorden, die folgendermaßen heißen muß:

1. Höhlenwohnungen (2),
2. in die Erde gegrabene Wohnmulden (4),
3. Holzhütten auf trockenem Land (3),
4. Pfahlbauten in den Seen und Flüssen (1),
5. Höhenbesiedlungen (5).

Über den Zusammenhang von 2 und 1 ist bereits (II, 4. 48) genügend gesprochen; der Gedankenfortschritt von 2 zu 3 erscheint noch immer recht gewagt und wird erst völlig klar werden, wenn wir weiter unten (V, 8 u. 9) die Berichte über die Entdeckung von Erdwohnungen kennen lernen, die nur halb im Boden stecken, in der oberen Hälfte aber bereits die Erscheinung einer Holzhütte in rohen Umrissen darstellen. Daß diese allmählich aus dem Boden herausgewachsen sind, indem der Hausgrund immer weniger tief gelegt wurde, ist dann schon leichter zu begreifen. Mit dem Emporsteigen der Wohnungen aus der Erde, mit dem auch die Weiterentwicklung der religiösen Gottesvorstellungen gleichen Schritt hielt (vergl. hierüber den allmählichen Fortschritt von den chthonischen zu den uranischen Göttern, besonders X, 2.), wuchs aber natürlich auch die Lebensgefahr für die Bewohner, die nun dem schützenden Schoß der Erde selbst entflossen waren; da ein um die Hütten gezogener Zaun und Wall im Verein mit dem Arm eines Baches

noch keinen ausreichenden Schutz gewährte, so flüchtete man mit der Anlage der Ansiedelung in die Moräste und, wo es möglich war in die Seen, d. h. es entstanden die Pfahlbauten und Pfahldörfer (Seedörfer). — Wo ein solcher Ausweg nicht möglich war, rückten die Hüttenbewohner mit ihrer Niederlassung bis zu den Gipfeln der Berge empor, die sie bis dahin zu betreten, geschweige denn dauernd zu besiedeln, sich gescheut hatten; aus diesen Höhenansiedelungen gingen dann die Burgen der Fürsten hervor, denen die schwächeren Volksgenossen, die in der Tiefebene sich wohl fühlten, zum Opfer fielen. Den Mut, in diese Höhen, wo der Blitzgott mit seiner Donnerstimme sein unheimliches Wesen treibt, emporzusteigen, gab diesem Priester-Adel (denn um solchen handelt es sich!) am letzten Ende die Herrschsucht, der Machthunger, der sie anstachelte ihre bisherigen Stammesgenossen mit Hilfe religiöser Vorstellungen d. h. der Dämonenfurcht zu tyrannisieren und zu unterjochen. Selbst Mose kann nur durch das Hinaufsteigen auf den (durch einen Zaun dem Volke verschlossenen) Berg in die blitzende Gewitterwolke — darinnen Gott war! — das Volk dazu bringen, die von ihm aufgezeichneten Gesetze als »Gottes Wort« anzuerkennen und hinzunehmen (2. Mos., 20, 21).

3. Erdhöhlen mit und ohne seitlichen Eingang und Türvorbau (prothyron).

Die eben gegebene Aneinanderreihung der fünf verschiedenen Wohnungsarten enthält aber noch einen Mangel, der es verhindern würde, jemals aus dieser Reihenfolge den Beweis für eine Entstehung des Griechentempels aus einer Pfahlhütte geschweige denn aus einer Erdhöhle abzuleiten: die in die Erde gegrabene Wohnmulde (2) enthält nämlich fast durchweg — wie die auf den nächsten Seiten aufgeführten Beispiele zeigen werden — einen Zugang senkrecht von oben nach unten, während man doch in die Gebirgshöhlen (1) noch heute eben so wie in die Pfahlbauhütten (die Vorbilder des Antentempels) durch einen wagerechten Eingang seinen Eintritt nimmt. Die Lösung dieses Rätsels, welche überhaupt erst einen wirklichen Zusammenhang zwischen 1 und 2 herstellt, ist bereits enthalten in dem Satze, den ich im Abschnitt III mit den Worten Wosinskys ausgesprochen habe: »Die Lebenden gelangten in ihre Wohnungen (die bienenkorbförmigen Erdhöhlen von Lengyel) durch Klettern hinab, während man bei den Toten für einen anderen Eingang sorgen mußte.« Nun

liegt aber, wie ich (im III. Abschnitt) durch die Gleichsetzung des Atreusgrabes mit einer vollkommenen Nachahmung einer natürlichen Höhle bereits angedeutet habe, die Sache noch viel einfacher, als es Wosinsky zu ahnen scheint. Natürliche Höhlen haben doch — von Ausnahmen, die mehr einem Schacht ähneln, abgesehen — einen von dem Höhlenspalt am Fuße des Berges gebildeten wagerechten Eingang, sofern sie eben nach Art eines Bergwerkstollens horizontal in die Bergwand getrieben sind, ebenso führt zum Atreusgrabe ein wagerechter Zugang (dromos), der dann im Innern des schon während des Tholosbaues ringsherum aufgeschütteten künstlichen Schutthügels zu einer solchen von Adler trefflich geschilderten, wie eine Naturschöpfung erscheinenden Höhle sich erweitert. Wie also der Cyklop und in seiner Abwesenheit die Gefährten des Odysseus durch den Höhlenspalt geradeaus in die Höhle eintraten, so schritt der König aus dem Pelopidengeschlecht mit seinem Trauergefolge durch den (von künstlich angelegten Böschungen umrahmten) Dromos und den säulenverzierten Türeingang in den Kuppelgrabraum. Es liegt nun die Annahme sehr nahe, daß in dem Zeitalter der Erbauung des Atreusgrabes — da doch nun einmal das Grab eines Fürsten die Nachahmung seiner Behausung bei Lebzeiten zu sein pflegte — auch solche Wohnungen, d. h. künstlich angelegte Cyklopenhöhlen im Gebrauch gewesen sein müssen, die also nicht wie die bienenkorbähnlichen Erdgruben von Lengyel senkrecht von oben her durch eine Öffnung im Zenith von den hineinkletternden Höhlenbewohnern betreten wurden, sondern in die man — wie noch heutzutage durch eine Haustür — durch den Fronteingang hineinschritt. Die Gründe für diesen Unterschied werden V, 5 besprochen werden.

4. Der Türvorbau der Höhlenwohnungen und Erdmulden.

Daß es wirklich solche künstlich in den Felsen geschlagenen Höhlenwohnungen gegeben hat, die — stollenartig angelegt — schon ungefähr die Form von Pfahlbauhütten aufwiesen, wird uns die folgende Schilderung (V, 5) der Kappodozischen Zuckerhutfelsen zeigen. Wenn wir an diesen nur einen einfachen Türeingang ohne Dromos und ohne Säulenvorbau sehen, so ist damit der Beweis noch nicht geliefert, daß der einem gotischen Tor, in Wahrheit aber einem natürlichen Höhlenspalt so überaus ähnliche Eingang niemals und nirgends einen Vorbau, nach Art eines späteren Portikus (prothyron) besessen habe.

Im Gegenteil wird uns auch hierüber ein kleinasiatischer Höhlenbautypus, nämlich die lykischen Felskammern zu Myra (X, 3, Abb. 52) eines Besseren belehren. Fragen wir uns nun aber, aus welchen Gründen denn wohl die in der Berghöhle hausenden Troglodyten dazu gekommen sein mögen, einen solchen Vorbau mit Säulen d. h. Holzpfählen, Giebel und Dach, wie ihn die Felsgrabfassade von Myra zeigt und wie er in herrlicher Vollendung schon am Dromos des Atreusgrabes (nach den Rekonstruktionen) gestanden hat, vor ihren Höhleneingang zu setzen, so gibt hierauf schon die oben (II, 7) gegebene Schilderung der Cyklopenhöhle mit ihrem Hofraum und dem aus den Stämmen der Bäume gebildeten Gehege (herkos) eine Antwort, die zwar noch manches der nachhelfenden Phantasie überläßt, die uns aber doch — wenn wir andere gesicherte Ergebnisse der vorgeschichtlichen Tektonik dazu nehmen — einen Weg aus diesen im Dunkel der Urzeit begrabenen und scheinbar ganz unentwirrbaren Zuständen finden und uns jedenfalls an der einstmaligen Lösung dieser hochinteressanten Frage nicht verzweifeln läßt. Zwei Tatsachen ergeben sich aus der von Homer gegebenen Schilderung ohne weiteres und, man mag über den Wert solcher kulturgeschichtlichen Angaben denken wie man will, sie als bloße Ausgeburten der Dichterphantasie eines Joniers ohne jede Länderkenntnis hinzustellen, geht nicht an; diese beiden Angaben sind für unsere Kenntnisse einer solchen Troglodytenhöhle, zu der die in Leukas entdeckten ein wertvolles Gegenstück bilden, von allergrößter Wichtigkeit: erstens das um die Höhle (als eine den Hofraum umschließende Mauer) gezogene Gehege ist aus hochgewachsenen Bäumen unter Zuhilfenahme von Steinblöcken gebildet, zweitens die schattenspendenden Zweige eben dieser Bäume stellten ein willkommenes Dach für den Höhlenbewohner her, der im Hofraum sein Vieh besorgte.

Hier haben wir also schon in der Höhlenbewohnerzeit einen Hinweis auf naturgemäße Entwicklung eines Schattendaches vor dem Höhleneingang; — ehe wir auf die Frage, wie nun wohl Dach und Eingang gestaltet waren, eingehen, empfiehlt es sich, die Schilderungen dieser Höhlenwohnungen daraufhin zu prüfen, ob sich nicht irgendwo eine hierauf bezügliche Bemerkung findet.

5. Die bienenkorbförmigen Felsenwohnungen und die Holzbauten kleinasiatischer Volkstämme.

Die Spuren einer vorgeschichtlichen Vereinigung von Höhlenwohnungen und Holzbauten aufzufinden ist selbstverständlich

überaus schwierig und fast hoffnungslos, da diese Holzbauten natürlich die lange Zeit von zwei bis drei Jahrtausenden nicht überdauern konnten. Gleichwohl bietet uns Kleinasien, in dem viele den blonden Thrakern stammverwandte Völker wohnten, ein treffendes Beispiel nebeneinander bestehender Fels- und Holzbauten. Strabo[1]) erzählt von diesen: »Zwar sind unter diesen alle Bergvölker völlig wild, die Heptakometen aber übertreffen noch die übrigen. Einige wohnen sogar auf Bäumen und hölzernen Türmen, weshalb die Alten sie auch Mosynöker (d. h. Turmbewohner) nannten, da diese Türme mosynes hießen. Sie leben vom Fleisch des Wildes und von Baumfrüchten, auch überfallen sie, von ihren Gerüsten herabspringend die Reisenden.« Diese letzten Worte sind von größter Bedeutung; die Gerüste hießen »ikria«, vgl. V, 12, 13.

Ihre Nachbaren sind die Chaldäer, die von Alters Chalyber hießen. In ihrem Lande finden sich viele Bergwerke, zu Strabos Zeit nur auf Eisen, früher aber auch auf Silber. »Überhaupt, so schreibt Strabo, ist die Küste in dieser Gegend ganz schmal; denn gleich darüber liegen die Berge, reich an Metallgruben und an Wäldern; Ackerbau aber wird nicht getrieben«. — Diese eigentümliche Vereinigung von Erdgruben (Bergwerken) und Holztürmen läßt die Vermutung aufkommen, daß beiderlei Bauten in einem inneren Zusammenhang stehen. Dies hat schon Georgii in seiner »Alten Geographie« I, 42 ausgesprochen: »Südlich von dem Argäus in Kappadocien (zwischen Cilicien und Armenien) oder der Stadt Cäsarea (j. Kaisarie) fand Paul Lucas eine unendliche Menge pyramidenförmiger, im Gebirge eingehauener Gebäude, deren meiste mit Türen und Fenster versehen waren. Bei seiner zweiten Reise sagte man ihm, daß ihrer gegen 200000 seien. Er nennt sie die Pyramiden von »Jurcup« von der nahen Stadt dieses Namens, auch den Anblick, den sie gewähren, den bewundrungswürdigsten der Welt[2]). Auch Texier hat diese pyramidenförmigen Wohnungen von »Urgub«, zu welchen die Gebirgsformation selbst benützt ist, wieder aufgefunden. Er nennt sie irrtümlich[3]) Grabgemächer, zu tausenden vorhanden, die von weitem kolossalen Bienenstöcken oder Zuckerhüten gleichen. Das ganze Tal von Urgub ist mit diesen seltsamen Gebäuden angefüllt, von denen jedoch viele (auch nach Lucas) teilweise

[1]) Strabo, Geographica 549, XII, 3, 18. Assmann, S. 8.
[2]) Ausland, April 1836, S. 376.
[3]) In diesen Behältnissen, die heute noch teilweise bewohnt sind, fand er keine Spuren von Leichnamen.

nicht zu jener turmförmigen Gestalt ausgehauen, teilweise noch unvollendet dastehen, Texier sah die Türen vielmals mit Sculpturen geschmückt. — Paul Lucas fragt: »Waren sie der Kirchhof der Stadt Cäsarea und aller umliegenden Gegenden, oder vielmehr eine Stadt des seltsamsten Baues und die einzige dieser Art im Universum?« — »Kein Alter,« so fährt Georgii fort, »erwähnt unseres Wissen dieser pyramidenförmigen oder turmähnlichen Gebäude in dieser Gegend. Dagegen lernen wir aus Xenophons Anabasis V, 4 und Strabo XII, 3, 18. im Pontus ganze Städte voll solcher zuckerhutförmigen Wohnungen kennen, welche die Mosynöci bewohnten. Im Pontus waren sie aus Holz, weil hier Waldungen in Menge waren, in Kappadocien aus Stein, weil hier Waldungen fehlten, und überdies in der betreffenden Gegend nach Lucas und Texier die Gebirgsformation selbst die Hand dazu bot, die Wohnung aus Stein zu bereiten. Lucas fand in seinen Pyramiden mehrere Zimmer übereinander, Xenophon sagt von seinen Türmen, daß sie mehrere Stockwerke hätten. Xenophon bemerkt die weiße Farbe seiner Mosynöci; daraus möchte man schließen, daß sie vielleicht zu den im Pontus erwähnten Leukosyri oder zu den Kappadociern (Herodot I, 72, Strabo XIII, 3) gehörten, die im Pontus und in Kappadocien gleiche Wohnungen sich bauten (vgl. V, 15, Ende).

Was den Gesteinsboden von Kappadocien anbetrifft, so sieht man dichte Schichten vulkanischen Tuffs mit glatter Oberfläche, und da und dort zeigen sich tiefe Schluchten, aus welchen zu Strabos Zeiten noch Feuer hervorbrach (Strabo XII, 2, 6). Diese Schilderung Strabos im Verein mit dem oben gegebenen Berichten glaubwürdiger Reisender geben uns nun wirklich die Möglichkeit, einen Zusammenhang zwischen künstlich ausgehöhlten Felsen und den turmartigen, hölzernen Hütten anzunehmen, da die Augenzeugen ausdrücklich versichern, daß die hölzernen Wohnungen infolge des vorhandenen Holzreichtums den steinernen Behausungen nachgeahmt worden seien. Sehr zu beachten ist nun noch die Tatsache, daß alle solche Holzhütten, um den Schein richtiger Erdwohnungen zu erwecken, mit Erde und Lehm bedeckt waren, daß aber im Laufe der Jahre der Regen diese Bekleidung abspülte[1]). Daß es

[1]) Diese Wirkung des Regens betont besonders der berühmte Altertumsforscher Franz von Löher in seiner Schrift »Über Dolmenbauten« (S. 216 in den Sitzungsberichten der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München 1888, I.) bei Besprechung der freigelegten Steinkammern.

sich hier um echte Barbarenvölker handelt, beweisen folgende Sätze:

»Übrigens lernten die Griechen sie als die Ungesittetsten von allen Völkern, durch deren Land sie gekommen, kennen. Denn was andere Menschen verborgen tun, das taten sie vor aller Augen, und waren sie allein, so geberdeten sie sich, als ob sie in Gesellschaft waren; sie sprachen, lachten, tanzten.«

Diese zuckerhutförmigen Wohnungen der Mosynöker werden nun vielfach von den Prähistorikern, welche die bienenkorbartigen Wohnmulden europäischer Völker besprechen und in ihrem Wesen und ihrer Entstehung begreiflich zu machen suchen, zum Vergleich herangezogen. So schreibt M. Wosinsky[1]) nach ausführlicher Beschreibung der Wohnungen des »Schanzwerks von Lengyel«: »So sonderbar auch die Form dieser Wohnungen erscheinen mag, so finden wir doch hierfür mehrfache Analogien im Südosten, wohin sich die Kulturfäden unserer urweltlichen Funde erstrecken, und wo man selbst in Felsen Wohnräume ähnlicher Form gebrochen hatte. Im Innern Asiens, in Tibet, Indien und Persien finden wir in Felsgebirgen und an den Ufern der Flüsse zu Tausenden solche künstlich gegrabene, kreisrunde, gewölbte Höhlenwohnungen. Ganze Stadtteile gleicher Form finden wir im Kaukasus[2]). In Kappadocien[3]) zwischen Kaissarie (Caesarea Cappadocia) und Mewschehr befindet sich ein Gebiet, welches mit einer Anzahl von Kegeln aus weichem Tuff gleichsam besät ist. Die Tuffkegel hatten die Form von Bienenkörben und Zuckerhüten und man gelangte von oben durch schornsteinähnliche Öffnungen in dieselben.

In dieser Beschreibung, welche durch die Nebeneinanderstellung der frei zutage liegenden Tuffkegel von Kaissarie mit den unterirdischen Wohnhöhlen von Lengyel (s. unten V, 8) erst ihren rechten Wert erhält, sind fünf Punkte von höchster Wichtigkeit:

1. Die Tuffkegel in Kappadocien mit ihren Türen und Fenstern enthalten innerlich ebenso einen kegelförmigen Wohnraum, der seinerseits

2. dem kegelförmigen Wohnraum der Wohnhöhlen von Lengyel ungefähr entspricht, und der sich auch

[1]) »Das Schanzwerk von Lengyel«, S. 21.

[2]) Bei Duboi im geologischen Teile seines Werkes Tab. XIV ist ein Teil der Stadt Kutchikalene der kaukasischen Höhlenbewohner (Ville troglodytique) abgebildet, wo man meist gewölbte Höhlenwohnungen findet.

[3]) Mordtmann, »Die Troglodyten in Kappadocien«.

3. im Innern des Atreusgrabes, das wir als Tholos-Rundbau bezeichnen,

4. so wie in dem auch Thesauros genannten Gefängnis des Philopoemen (s. unten Abschn. X, 7) wiederfindet und am letzten Ende auf den

5. gewölbten Raum aller Naturhöhlen, z. B. der im Achefels (s. oben II, 2) als sein ursprüngliches Vorbild zurückgeht.

Was nun die Eingänge dieser verschiedenartigen, und doch innerlich so verwandten Hohlräume betrifft, so kommen hier

1. der Türeingang

2. die schornsteinartige Zenitöffnung in Frage.

So verschieden es nun mit dem Vorhandensein dieser beiden Öffnungen in 1—5 bestellt zu sein scheint, obwohl diese doch eigentlich immer beide gleichzeitig vorhanden sein müßten, da die Feuerstelle in der Cyklopenhöhle (vgl. Odyssee IX, 251 u. 308 und oben II, 5) doch eine schornsteinartige Abzugsöffnung für den Rauch nötig machte, so ist die uns auffällig berührende Verschiedenheit doch nur zufällig und in der Lage der betreffenden Höhlenräume selbst ganz natürlich begründet.

So besitzt z. B., wenn wir die fünf Wohnarten nacheinander betrachten

	I. Vorderseite (wagerecht)	II. Zenit (senkrecht)
1. Die kappadocischen Tuffkegel		
a) nach der von mir gegebenen Darstellung	Türen (Fenster)	
b) nach Wosinsky (S. 116)		Schornsteinartige Öffnung.
2. Die unterirdischen Wohngruben von Lengyel		Eingänge von oben.
3. Der Tholos des Atreusgrabes	Eingang mit Säulen (dromos)	a) Ein ausgespartes Dreieck über dem Eingang. b) Der Stein im Zenit des Kuppelgewölbes konnte (?) entfernt werden.
4. Das Gefängnis des Philopoemen (thesauros) vgl. X, 7.		Eingang von oben.
5. Die Höhle im Achethal (Hohlefels) siehe oben Abb. 8—10.	Eingang von der Vorderseite	(Ob sich dort noch eine obere Öffnung befindet, ist mir unbekannt.)

Niemand wird daran Anstoß nehmen, daß die Wohngruben von Lengyel, die senkrecht unter dem Boden liegen und nicht am Fuße einer Bergwand wie manche natürliche Höhlen, auch nur einen Eingang senkrecht von oben haben. Desgleichen durfte auch der unterirdische Tholosbau, in welchem die Messenier den Philopoemen gefangen hielten, unter keinen Umständen an der Frontseite einen Türausgang haben, da sonst eine Sicherheit, daß der Gefangene (bei der Bestechlichkeit der Gefängniswärter) nicht befreit werde, gänzlich ausgeschlossen war. Auch im Untergeschoß unseres Steintorturms in Brandenburg fehlte bis 1810 jeder Eingang von außen, die Gefangenen wurden vom 1. Stockwerk aus durch eine jetzt vermauerte Öffnung im Boden in das Untergeschoß hinabgelassen. Dagegen besitzen die kappadocischen Tuffkegel (1), das Atreusgrab (3) beide Arten von Öffnungen, das letztere insofern, als nach meiner festen Überzeugung: a) das später geschlossene, ausgesparte Entlastungsdreieck über dem Eingang (s. Abb. 16 bis 18) ursprünglich offen war, damit dort der Opferrauch abziehen könne, welcher bei den Kultushandlungen für die Toten entstand, b) auch der oberste Stein des Kuppelgewölbes jedenfalls so eingerichtet war, daß er unter Umständen bei besonderen Veranlassungen abgenommen werden konnte, weshalb auch die Anschüttung kaum über diesen Zenitstein hinweggeführt wurde. Auch bei den natürlichen Höhlen (5) fand der Rauch des Herdes meist oben durch einen Höhlenspalt einen Ausweg.

6. Die Sommerhütten der Höhlenbewohner und das Zelt der Nomadenvölker.

Nun hält aber Wosinsky, anstatt diese kegelförmigen Gruben von Lengyel für Nachahmungen von natürlichen Höhlenräumen zu betrachten, diese für Nachbildungen eines Sommerzeltes, dem sie an Rauminhalt ja tatsächlich gleichen. Da müssen wir doch wohl erst, ehe wir weitergehen, das kulturgeschichtliche Verhältnis von Zelt und Wohnhöhle aufklären. M. Much (»Kupferzeit in Europa«) schreibt auf Seite 323: »Es ist außer Frage, daß das Haus auf den Pfahlbühnen über den Seespiegeln und Mooren fest gefügt war und nicht nach Belieben wie das Zelt des Nomaden etwa in eine benachbarte Bucht oder in einen anderen See übertragen werden konnte (allerdings standen einige nicht fest auf ihren Pfählen, sondern die Flöße, welche die Hütten trugen gingen mit den Veränderungen des Wasserspiegels auf und ab[1]).

[1]) Vgl. meinen Artikel in der »Flotte« Januar und Februar 1908.

Aber auch auf dem Lande war das Haus erdfest und bodenständig, und wenn ein Gemach auch nur aus einer Grube bestand, darüber und daneben erhoben sich doch die aus Flechtwerk und selbst aus aneinander gefügten Stämmen bestehenden Häuser, wie uns die bei den zeitweiligen Feuersbrünsten hartgebrannten Wandbewurfstücke bezeugen. Auf den Pfahlbühnen wölbt sich deutlich das Dach über den Wänden des Hauses; da es mit Schilf oder Stroh, dessen verkohlte Reste wir im Seegrunde finden, gedeckt war, so mußte ein gezimmertes oder doch aus Sparren zusammengesetztes Gerippe dafür vorhanden sein. Im Pfahlbau von Robenhausen, welcher in die Übergangszeit hineinreicht, wurde selbst die aus einem dicken Baumstamm gezimmerte Tür gefunden, die in hölzernen Angeln hing und daher Türpfosten voraussetzt, und aus dem Pfahlbau von Schaffis (Chavanne) im Bieler See erhielt man sogar einen Verschlußladen für die Fensteröffnung, in welchem der hölzerne Riegel noch steckt[1]). Bei der Gleichzeitigkeit der Kultur in damaliger Zeit, insbesondere nördlich von den Alpen, dürfen wir annehmen, daß solche Dinge nicht vereinzelte, sondern mehr oder weniger gemeinsame Erscheinungen sind. — Dem bodenständigen dauernden Hause der vorgeschichtlichen Bevölkerung Mitteleuropas steht das dem Wesen des Nomadentums entsprechende Zelt gegenüber; die Natur seines Landes und die mit ihr in gegenseitiger Wechselwirkung stehenden Lebensbedingungen machen die Beweglichkeit des gesamten Besitzes zur Notwendigkeit, und deshalb muß das Haus des Nomaden ein flüchtiges Zelt aus Häuten oder Filzdecken bleiben, welches ihm Roß und Kamel von Weideplatz zu Weideplatz tragen. Dem Kulturstande, den die Urgeschichtsforschung aus den Überbleibseln vergangener Jahrtausende uns wieder vor Augen führt, entspricht das Ergebnis, welches die vergleichende Untersuchung der heutigen Nomadenvölker Asiens mit den Nachkommen der seßhaften Stämme in Europa deutlich erkennen läßt.«

So abweisend spricht sich also M. Much über jeden Versuch, die älteste Behausung der Indogermanen als ein »Zelt« zu denken, aus. Nun redet Wosinsky in dem Satze, den ich unten V, 8 Ende, wörtlich anführen werde, mehr von einem Zelt aus Baumästen, Laub und Erde, zu dem die Troglodyten gekommen sein sollen, durch Einsteckung von Zweigen in den Boden rings um die Lagerstätte herum. Ich

[1]) Ferd. Keller, VIII, Pfahlbau. Bericht S. 48.

glaube aber unter keinen Umständen, daß der zu jeder, auch der rohsten und einfachsten Zimmermannsarbeit unfähige, ungeschickte Höhlenbewohner aus eigener Erfindung eine solche Zusammenstellung schräggerichteter(!) Baumäste fertig gebracht haben soll, es wäre ihm jedenfalls wie unseren kleinen Kindern gegangen, wenn sie am ersten Tage mit den Hölzern des eben geschenkten Baukastens spielen, es fällt immer sofort wieder ein. Also a) nicht auf freiem Felde und b) aus eigener Erfindung, sondern a) in Anlehnung an eine hügel- oder felskegelförmige Wohnhöhle und b) im Hinblick auf dieses von der Natur selbst gegebene Vorbild haben die europäischen Höhlenbewohner ihre ersten und rohsten Versuche, Holz als Baumaterial zu verwenden, gemacht, Deshalb ist, wenn wir die folgenden primitiven Bauarten zusammenstellen:

1. natürliche Felshöhle,
2. zeltähnliche Holzhütte,
3. bienenkorbförmige (kegelförmige) Erdgrube (z. B. in Lengyel), das Abhängigkeitsverhältnis nicht so zu denken, wie es Wosinsky will, daß der kegelförmige Rauminhalt der zeltähnlichen Holzhütte (2) das Vorbild für die Erdgrube (3) abgegeben hat, sondern die Felshöhle, oder vielmehr (im Flachlande) ein ausgehöhlter natürlicher Erdhügel[1]) hat gleichmäßig erstens zu den kegelförmigen Erdgruben unter dem Erdboden, zweitens zu den kegelförmigen Holzhütten geführt, ein Gedanke, der besonders durch die Tatsache an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß 1) in Lengyel neben den a) kegelförmigen Erdhöhlen, auch b) halb aus der Erde hervorragende Erdmulden und c) Holzhütten auf freiem Boden[2]) vorkommen, und daß 2) die obengenannten Mosynöken in Kleinasien genau nach dem Vorbild der Felskegel auch kegelförmige Holztürme bauen, je nachdem der Tuffstein, oder der holzreiche Wald vorherrscht (V, 15. Ende).

7. Holz, Stroh und Lehm als Baumaterial der ersten Hütten.

Überhaupt ist es eine noch recht weit verbreitete irrige Meinung, daß das Nomandenzelt der Anfang der Wohnung gewesen sein müsse, da solche geschichtlichen Vorgänge wie die Wanderungen der Kimbern dem Irrtum immer wieder neue

[1]) Der Fuchsbau und die Nester der Schwalben gaben ihnen das einfachste Beispiel.

[2]) Vgl. hierüber 5, 8.

Nahrung geben, die Germanen seien Nomaden gewesen. Schon Vitruv zeigt ein viel gereifteres Urteil[1]): »Daß die ersten Gebäude wirklich den hier angegebenen Ursprung gehabt haben mögen, läßt sich daraus erkennen, daß noch heutigen Tages bei auswärtigen Nationen die Häuser aus dergleichen Materialien erbaut werden; z. B. in Gallien Spanien, Lusitanien, Aquitanien, aus eichenen Schindeln — scandula — oder Stroh. Bei den Kolchiern am Pontus, wo ein großer Überfluß an Holz ist, legt man Bäume der Länge nach rechts und links glatt auf die Erde, indem man soviel Zwischenraum läßt, als die Bäume lang sind. Auf die äußersten Enden derselben legt man wieder andere Bäume in die Quere, und schließt also den inwendigen Raum der Wohnung ein; sodann errichtete man über diesen auf den vier Seiten wechselweise gelegten Stämmen an den Ecken Ständer mit Blattstücken — angulos jugumentantes, — führt die Wände aus Bäumen vertikal bis oben hinauf, und erbaut also hohe Türme, deren Zwischenräume zwischen den Stämmen, welche der Dicke der Stämme gleich sind, man mit Spähnen — schidiae —[2]) und Lehm verstopft. Auf gleiche Weise verfertigt man das Dach, indem man immer von den äußersten Enden der Spannriegel — transtra — etwas abschneidet; so daß sie stufenweise je kürzer und kürzer werden, bis alle vier Seiten oben im Mittel, gleich einer runden Pyramide, sich in einer Spitze endigen; man bedeckt sie alsdann mit Laub und Lehm und vollendet ist ein auf barbarische Art verfertigtes, gewölbtes Turmdach — testudinata turrium tecta. — Nachdem Vitruv dann die Erdhöhlen der Phrygier mit ihrem daraufgestülpten kegelförmigen Strohdach besprochen (s. oben II, 7), reiht er noch andere Beispiele von Stroh- und Lehmhütten an: »Einige Völker verfertigen aus Rietgras bedeckte Hütten — tugurium — Auch noch bei andern Nationen und in manchen Länder herrscht dieselbe oder doch ähnliche Bauart der Hütten (casa[3]). Nicht minder sieht man zu Massilia Häuser, welche mit Lehm, worin Spreu geknetet ist, gedeckt sind. Zu Athen ist als Denkmal des Altertums noch bis auf den heutigen Tag das lehmerne Dach des Areopagus vorhanden. Desgleichen macht auf den Kapitolinischen Berge in der heiligen Burg die mit Stroh bedeckte Hütte (casa) des Romulus die Sitte der Vorzeit erinnerlich und an-

[1]) Vitruv, verdeutscht von A. Rode, I, 1, S. 64, 65.

[2]) Die Ähnlichkeit dieses Wortes schidia mit schedia (σχεδία), der Bezeichnung für das Floß des Odysseus wird V, 15 besprochen werden.

[3]) Das Wort casa entspricht sprachlich genau dem deutschen »haus«.

schaulich. Man kann daher aus allen diesen Beispielen mit Grund schließen, daß es sich also mit der ersten Erfindung der Gebäude verhalten habe.«

8. Die allmähliche Entwicklung der unterirdischen Erdgruben zu lehmbekleideten Holzhütten.

Diese von Vitruv gegebene Darstellung, welche uns lehrt, daß nirgends bei den ersten Versuchen der Hüttenbaukunst als Baumaterial ausschließlich Holz verwendet worden ist, ließe sich nun noch leicht durch Heranziehung anderer Zeugnisse antiker Schriftsteller erweitern, doch genügt für die Beweisführung der Hinweis auf die aus Cäsar[1]) bekannte Beschreibung der gallischen Mauern, welche aus dreierlei Material hergestellt wurden; 1. Holzbalken, 2. Erde, 3. Steine wurden gleichmäßig verwendet: »Horizontale Balken, lang auf den Boden gelegt, werden nach innen zu verklammert und reichlich mit Erde bedeckt; die erwähnten Zwischenräume aber werden an der Vorderseite mit großen Steinen ausgefüllt. Schon der Cyklop verwendet die fest in der Erde wurzelnden Stämme für seine steinerne Hofmauer, die Hinzunahme des Holzes zu den ursprünglich nur als Erdhöhlen gedachten Bauten, beginnt also durchaus nicht erst bei der auf dem Erdboden stehenden Hütte, sondern weit früher. Dies zeigt uns der Bericht über das »Schanzwerk von Lengyel«, den ich jetzt ziemlich ungekürzt folgen lasse, obwohl natürlich die dort gewählte Reihenfolge der geschichtlichen Entwicklung nicht ganz entspricht: Unter diesen Wohnstätten vermögen wir dreierlei diverse Formen zu unterscheiden:

1. es gibt an verschiedenen Punkten des Schanzwerkes zahlreiche, jedoch nicht gruppierte sondern zerstreut liegende freie Feuerherde, welche nicht in die Erde gegraben sind, sondern auf der ursprünglichen Erdoberfläche liegen und verschiedene Formen und Dimensionen zeigen, so daß wir dieselben in nur geringer Tiefe in der Humusschicht finden[2]).

2. a) Sodann gibt es wieder tief in die Lößschicht gegrabene bienenkorbähnliche Wohnungen, der Boden derselben ist rund oder elliptisch, die Seitenwand erhebt sich im Bogen und an deren Scheitel ist eine runde Öffnung angebracht, die als Zugang dient. Oberhalb der Eingangsöffnung standen wahrscheinlich schirmförmige Dächer. Diese tiefen Wohnungen

[1]) Cäsar, Gallischer Krieg VII, 23.
[2]) Wosinsky, S. 18.

finden wir nahe aneinander in größeren Gruppen; Tiefe und Durchmesser betragen durchschnittlich drei Meter. Einzelne dieser tiefen, runden Gruben dienten ausschließlich als Wohnräume, in welchen kein Feuer gemacht wurde, weshalb in denselben Asche und Gefäßscherben fehlten. Dann gibt es wieder Fälle, wo Unmassen von Asche, Küchenabfälle und Gefäßscherben fast die Hälfte der Grube ausfüllten, so daß diese wahrscheinlich nur als Küchenräume dienten. b) Ferner gibt es ebensolche tiefe und runde, nur engere Gruben, deren Seitenwände ursprünglich mit Ruten oder Rohrgeflecht verkleidet, dann mit Lehm verstrichen und hart gebrannt waren. Diese dienten als Getreidekammern, in denen in großen Gefäßen verschiedene Sämereien aufbewahrt worden waren.[1]) Diese Höhlen mit verkleideten Wänden enthielten in der Regel auch nichts anderes, als die Bruchstücke großer Gefäße, in denen wir meist auch noch die Sämereien im verkohlten Zustande vorfinden.

3. Die dritte Form der Wohnungen bilden die nur zur Hälfte in die Erde gegrabenen Gruben, diese sind ebenfalls rund und nicht weiter als die vorigen, durchschnittlich nur einen Meter tief, es erhoben sich daher nicht nur das Dachwerk, sondern auch die aus lehmbestrichenem Rutengeflecht bestehenden Seitenwände über das Bodenniveau. Steine wurden noch nicht als Baumaterial verwendet, dagegen fanden wir sehr oft um dieselbe herum gebrannte, mit Strohgehäcksel gemengte Tonstücke, welche zusammengestellt zylinderartige formlose massive Säulen bildeten. Diese halb in die Erde gegrabenen Wohnungen fanden sich nicht gruppenweise, sondern zerstreut. — Über den geringen Rauminhalt dieser Erdwohnungen schreibt Wosinsky (ebendaselbst S. 21) folgendes: »Da die Herstellung kegelförmiger Höhlen in dem harten Boden mit den damaligen primitiven Werkzeugen eine höchst mühsehlige Arbeit war, ist es natürlich, daß man diesen Gruben eine möglichst beschränkte Ausdehnung gab, gerade nur dem dringendsten Bedürfnis entsprechend. Die in die Erde gegrabenen Wohnungen bei Lengyel sind durchschnittlich nur drei Meter breit, was für den ersten Augenblick sehr enge scheint und dennoch genügend ist, um einer aus wenigen Gliedern bestehenden Familie Ruheplätze zu bieten. Wenn man jedoch zur Ruhe jene kauernde, hockende Stellung einnahm, wie sie bei den zur ewigen Ruhe bestatteten üblich war, so konnten sogar ziemlich viele längs an Wänden Platz finden.« —

[1]) Auf dem Plateau von Troja wurden an Hanai Tepech ebensolche prähistorische Granarien gefunden (Schliemann, Ilios S. 786).

Es ist klar, daß die unter Nr. 1 genannten »frei auf dem Erdboden zerstreut liegenden Feuerherde« nicht den Anfang der Besiedlung durch die aus dem Gebirge herbeigeströmten, aus ihren Felsenklüften vertriebenen Höhlenbewohner gebildet haben können; ehe die Ansiedler dort die Feuerplätze zur Herstellung ihrer Mahlzeiten benutzt haben, mußten sie sich erst einen Unterschlupf schaffen, der sie bei einbrechender Gefahr [1]) vor dem Untergange rettete. Die nun folgenden Erdhöhlenarten (2a 2b, 3) lassen aber deutlich in richtiger Reihenfolge erkennen:

a) Die Hinzunahme der Ruten und des Rohrgeflechts (Zweige sind leichter abzubrechen als ganze Baumstämme) (2b),

b) das allmähliche Herauswachsen der Erdwohnung aus dem Boden; 2a, 2b, 3, worauf dann die bei den Horden etwa vorhanden gewesenen Holzhütten gefolgt sein mögen, die aber ein Raub der Flammen usw. wurden, während, wie W. ausdrücklich hervorhebt, das Holzmaterial der Gruben unversehrt blieb. W. schließt seinen Bericht [2]): »Wenn auch der Urmensch die besonderen Vorteile der Höhlenwohnungen kannte, so fand er doch nicht so leicht Plätze, wo ihm die Natur diese bequemen Felsenhöhlen bot und er war gezwungen, auf künstliche Weise sich gegen die Naturelemente zu schützen. Zu der primitivsten Wohnung fand er an den Zweigen eines jeden Baumes hinreichendes Material. Wenn er die Äste eines Baumes in Kreisform in die Erde steckte, so daß die Spitzen zusammenreichten, so hatte er schon ein geschütztes Obdach, welches, mit Laub und Erde bedeckt, dem Zwecke vollständig entsprechen konnte. Wahrscheinlich gab dieses einfache Verfahren den Gedanken zu der primitivsten Form der künstlich verfertigten Wohnungen zur Erfindung der eigentlichen Zelte. — Wenn diese primitivsten Zelte für den Sommer auch genügend waren, so entsprechen sie im Winter doch nicht ganz dem Zwecke. Man grub daher in den harten Boden Höhlen in derselben Kegelform, wie man es bei den primitivsten Zelten schon gewohnt war.« — Daß in diesen Schlußworten ein Gedanke enthalten ist, der die sonst so übersichtliche und klare Entwicklung unnötig beeinträchtigt und uns zu Gedankensprüngen zwingt, habe ich schon in V, 6 bemerkt. Das »Hineinstecken von Ästen in den Erdboden« wird den ältesten Ansiedlern erst dann tadellos gelungen sein, als sie bei den halb

---

[1]) Noch zu Cäsars Zeit hatten die meisten gallischen und germanischen Volksstämme solche abgelegenen Schlupfwinkel; Gallischer Krieg VI, 5.

[2]) Wosinsky, »Das Schanzwerk von Lengyel«, S. 21.

aus der Erde hervorragenden Erdhütten an der Wandung der Erdmulde für die Fußpunkte der Äste mit Rutengeflecht ein festes Widerlager und einen sicheren Halt gefunden hatten. Diese (3) sind also die Vorbilder der auf dem Boden stehenden Hütten (Zelte), nicht umgekehrt[1]). Es ist nun für den von mir versuchten Nachweis, daß die unterirdischen Erdwohnungen, d. h. die den natürlichen Höhlen nachgemachten Behausungen, sich im Laufe der Jahrhunderte immer mehr aus dem Boden heraushoben, sehr vorteilhaft, daß schon Wosinsky, während er nach Gegenstücken zu dem von ihm durchforschten Schanzwerk von Lengyel sucht, die italienischen Erdwohnungen, die eine solche Weiterentwicklung zeigen, dafür anführt.

9. Die italienischen Fondi di capanne.

Dieser Bericht Wosinskys[2]) über diese »tonnenartigen Wohnmulden« ist sehr wichtig: »Bereits 1873 fand Gaetanus Chiercci in Albinea (Emilia) tonnenförmige Wohnungen und zwar in fünf Gruppen, ferner in Rivaltella und nicht weit von dort in Castelnuovo di Sotto in der Mulde zwischen der Via Emilia und dem Po, welche in vorgeschichtlichen Zeiten Halbinseln oder Inseln waren und wo jene Völker ihre stabilen Wohnsitze aufgeschlagen hatten. Später stieß der Genannte auch in Calerno und Campaggine auf solche. Diese Wohnräume sind ausnahmslos rund oder oval und gegenwärtig einen bis fünf Meter tief, während die Breite zwischen einen bis vier Metern variiert. Die eine zeigte die Form einer 8, d. h. zwei ungleiche runde Wohnungen öffneten sich in einander, ganz so, wie bei einer solchen in Lengyel. Es gab auch Gruppen, wo fünf bis sechs Wohnungen im Kreise lagen. Die Wände sind senkrecht, ohne die geringste Spur eines Einganges.« Der Boden ist uneben, zuweilen aber, und zumeist den kleineren, etwas concav. Die Wohnungen waren stets mit schwarzer Schlammerde gefüllt, in welcher eine Anzahl von Silexmessern usw. Bruchstücken geschliffener Steinhämmer und unversehrten Gefäßen gefunden wurden. Das zeitliche Verhältnis dieser Wohnungen, die wohl älter als die Terramaren sind, zu den schweizer Pfahlbauten ist von den Forschern noch nicht

---

[1]) Daß ein nur oberflächlich auf den Boden gestelltes, zeltartiges Gebäude keine dauernde feste Wohnung geben kann, ersieht man schon aus den Schlußworten der Bergpredigt, wo über derartige Hütten, die Stürme und Frühjahrsgewässer umreißen, gespottet wird (Matth. VII).

[2]) Wosinsky, S. 24 u. 25.

klargestellt; M. Much warnt davor, sie früher anzusetzen als die schweizer Pfahlbauten; dagegen hält Wosinsky es für sehr wahrscheinlich, daß das Alter der italienischen Fondi di capanne mit jenem der bienenkorbförmigen Wohnungen der liegenden Hocker in Lengyel übereinstimmt, er schließt dies auch aus der Form der Steingeräte. — Zwischen diesen unterirdischen Behausungen und den Terramaren besteht nun, wie wir sehen werden, ein Zusammenhang, die letzteren haben sich aus den ersteren entwickelt.

10. Die Terramaren in Oberitalien.

Über diese Terramaren, welche man, da sie auch Pfahlbauten sind, mit den Pfahldörfern der Schweizer Seen verglichen hat, schreibt Dr. Moriz Hoernes[1]) folgendes: »Eine eigentümliche Erscheinung im Pfahlbauleben Alteuropas sind die Terramaren Oberitaliens (westl. Emilia, Parma, Reggio, Modena); sie erscheinen als flache 2—5 m hohe, 97—200 m lange 74—150 m breite Hügelchen von mehr oder minder rechteckiger Grundform. Auf diesen künstlichen Erdschwellungen sind in späterer Zeit häufig Gebäude (Kirchen, Klöster, Pfarrhäuser, ja selbst Schlösser) errichtet worden.« — »Die Terramaren (ungefähr 80 sind bekannt) waren einst befestigte Flecken. Ein aus Erde aufgeworfener Wall umzog in geraden Linien den Wohnplatz.«[2]) — Über die (auch von Hörnes besprochenen) Funde im Innern dieser Hügel berichtet nun Wosinsky[3]) im weiteren Verlauf seiner Betrachtung: »Die Funde in den Terramaren der reinen Steinzeit (es gibt auch solche der Übergangsperiode und der Bronzezeit) sind identisch mit jenen der Fondi di capanne.« Dieser Grund hat hauptsächlich zwei Bologner Professoren, Josef Sergi und Eduard Brizio veranlaßt, die Herkunft der Fondi di capanne und der Terramaren demselben Volke zuzuschreiben, eine wissenschaftliche Behauptung, die, falls sie sich als richtig erweist, auch für die Darstellung des vorliegenden Buches von allergrößter Wichtigkeit ist. Wenn sich der Fortschritt von der bienenkorbartigen Höhlenwohnung zu der schon mehr dorfartigen Anlage der Terramaren als die unabweislich folgerichtige Weiterentwicklung der Behausungen indogermanischer Ansiedler erweist,

---

[1]) Urgeschichte der Menschheit, Leipzig, Sammlung Göschen (No. 42), S. 79—81.

[2]) Das Weitere hierüber siehe S. 168.

[3]) Wosinsky, ebendas. S. 27.

dann wird sich auch gegen die Weiterentwicklung der ältesten Troglodytenhöhlen zu den Pfahlhausbauten, den Vorbildern der Griechentempel, schließlich ein wissenschaftlicher Widerspruch nicht erheben dürfen. Nun hat sich gegen die obenbesprochene Behauptung der beiden Professoren ein Widerspruch erhoben von seiten Pigorinis[1]), der die genannten Erdhöhlen als barbarisch bezeichnet und jeden Zusammenhang zwischen den Terramaren, den Vorläufern der späteren Burganlagen, bestreitet: »Niemand wird zwischen diesen zweierlei Behausungen auch nur die geringste Analogie finden können. Wer könnte z. B. aus der Konstruktion des unversehrt gefundenen Terramare von Castione (die T. sind alle von gleicher Konstruktion) den Nachweis führen, daß dieses die fortschreitende Entwicklung jenes Volkes zeige, welches einst in Höhlen oder in halb in die Erde gegrabenen Wohnräumen hauste?«[2]) Da ist es nun für mich und den in diesem Buche versuchten Nachweis überaus erfreulich, daß Wosinsky, dem wir als Erforscher des Lengyeler Schanzwerkes und Kenner einer staunenswerten Fülle wissenschaftlicher Einzelheiten auf diesem Gebiete ein maßgebendes Urteil zuschreiben dürfen, in dieser Frage nicht auf Pigorinis Seite steht, sondern seine Meinung dahin richtig stellt: Ich muß nämlich konstatieren: daß wenn auch jenes Volk seine Wohnplätze an entlegenen Stellen aufschlug, es deswegen doch nicht wild und barbarisch genannt werden kann, ja daß sogar die soziale Organisation bei diesem vielleicht bereits auf derselben Stufe der Entwicklung stand, wie bei den Bewohnern der Terramares und bei den Pfahlbauern, da wir doch ihre Wohnungen meist in Gruppen, gleichsam kleineren Gemeinden beisammen finden. Auch das Wohnungssystem konnte sich bei demselben Volke und an demselben Orte nicht verändert haben, aber ich glaube, daß im Allgemeinen das Wohnungssystem durch die Lokalverhältnisse beeinflußt wurde. Bei uns in Ungarn wenigstens sehen wir — wie ich dies später in einer anderen Abhandlung erläutern werde — daß die Kultur der Terramaren zwar nicht identisch ist mit jener der in die Erde gegrabenen Wohnungen der Steinzeit, wohl aber mit jener der auf den Gipfeln hoher Berge entdeckter Niederlassungen aus der Bronzezeit, wo die Wohnungen gleichfalls, wenn auch in geringerer Tiefe in die Erde gegraben sind, und daher ist es wahrscheinlich, daß bei uns

[1]) L. Pigorini, Comparizioni tra i fondi di capanne usw. 1884.
[2]) Wosinsky, ebendas. S. 27.

die Bewohner der Terramaren und der in die Erde gegrabenen Wohnungen der Bronzezeit zu demselben Volke gehörten und daß wahrscheinlich dasselbe Volk, je nach den verschiedensten Lokalverhältnissen, andere Wohnsysteme wählte. Dieses maßvolle Urteil wird jeden Forscher, der — von dem Glauben an die Entwicklungsfähigkeit der Urbewohner Europas ausgehend — einen Zusammenhang der verschiedenen Wohnungsarten annimmt, mit aufrichtiger Befriedigung erfüllen und er wird sich durch Pigorinis wegwerfende Bezeichnung: Wohnhöhlen »barbarischer« Volksstämme nicht schrecken lassen im Hinblick darauf, daß selbst Tacitus, der doch unsere germanischen Altvordern den hochentwickelten Römern als leuchtendes Muster der Tugend und Sitte vor Augen stellt, dieselben zu den Barbarenvölkern rechnet[1]), da dies einmal in der Ausdrucksweise der alten Welt so Mode war.

Überblicken wir nun das Ergebnis der an der Hand des Wosinsky'schen Werkes geführten Darstellung so ergibt sich eine ununterbrochene Weiterentwicklung der Felshöhlenwohnung zum Pfahlbau und zwar besonders — wie eben betont wurde — infolge des Wechsels der bewohnten Gegenden; es folgen aufeinander:

1. Felshöhle,
2. Erdhöhle oder Erdmulde,
3. halb aus dem Boden hervorragende Erdhöhle (mit Holzgeflechteinlage),
4. freistehende, mit Erde (Lehm) beworfene Holzhütte,
5. Holzhütte (Pfahlbau).

Noch einmal betone ich hier die von Franz von Löher (vergl. oben Seite 115 Anm. 1) gegebene Erklärung freiliegender Steinbauten durch die Tätigkeit des abspülenden Regens, der den Erdbewurf allmählich ganz entfernte, wie dies bei dem Putz unserer Steinhäuser leider auch noch oft der Fall ist. Da die Germanen »ihre aus roh gezimmertem Bauholz hergestellten Behausungen mit einer so reinen nnd glänzenden Erde bestreichen, daß es fast wie Malerei und Farbenzeichnung aussieht,« so sind eben rohe Holzhütten als solche anzusehen, die ihren Erdbewurf (Putz) im Laufe der Jahre eingebüßt haben. Das Genauere hierüber wird Abschnitt IX, 3 besprochen werden; über die neu entdeckten römischen Hausurnen siehe unter Abschnitt IX, 5.

---

[1]) Tacitus Germania, Cap. 17, Ende: »Denn von allen Barbarenvölkern sind sie fast die einzigen, welche sich mit einem Weibe begnügen.«

11. Die Verwandtschaft der Terramaren mit den Pfahlbauten in den schweizer Seen.

Die Geschichte der prähistorischen Wissenschaft berichtet von den Meinungsverschiedenheiten, die seit Entdeckung der ersten Pfahlbauten über die Gründe geherrscht haben, welche zur Anlegung dieser merkwürdigen Wohnungsart geführt haben. War es die Furcht vor wilden Tieren, war es ein gewisser Reinlichkeitstrieb, der die Menschen anlockte, über dem klaren Wasserspiegel der Seen sich anzubauen, — das soll unentschieden bleiben, es genügt die Feststellung der Tatsache, daß es meistens die von einem Fluß durchströmten Seen waren, welche eine besondere Anziehungskraft auf die germanischen Volksstämme ausübte. Auch der im nächsten Abschnitt V, 12 genannte Prasias-See wird von einem Fluß, dem Strymon, durchströmt. Hatten wir im III. Kapitel den großen Einfluß der Quellen und Bäche auf das Wohl, wie auf das religiöse Empfinden der ältesten Völker Europas erkannt, so wird uns dieses Streben, den Wohnsitz aus der Bergwildnis in das Flußgebiet[1]) und dann über den Wasserspiegel des Sees nicht wunderbar erscheinen. Da nun in der Zeitperiode, zu der wir in unserer Beweisführung allmählich gelangt waren, sich die Herstellung einer Holzhütte, die des Erdbewurfes gern entbehrte, da er doch auf die Dauer nicht festhielt, als höchste bautechnische Leistung einer primitiven Zimmermannskunst ergeben hatte und die Flechtwerkwand allmählich zu einer kunstgerechten Wand aus eingerammten Pfählen (s. hierüber Kapitel VI) geworden war, so war es schließlich nicht allzuschwer, diese einfache mit mit einem Stroh- oder Schilfbündel als Dach gekrönte Hütte statt auf den Grund und Boden auf eine floßähnliche Unterlage (s. V, 13) zu stellen, die ihrerseits wieder auf Pfählen stand. Denn eine Aufhöhung des Fußbodens wird man schon für die auf dem Lande stehenden Hütten (Terramaren) nötig gehabt haben, da in der Frühlingszeit bei der Schneeschmelze die Hütte sonst ganz im Sumpf oder im Wasser gestanden hätte. Die erhöhte Pfahlhütte stand aber zuerst noch durchaus nicht, wie dies bei den kunstvoll gezimmerten Seedorfhütten später der Fall war, auf einem von Pfählen gestützten Rundhölzerboden wie dies auch bei den von Sarasin besprochenen Pfahlhütten von Celebes der Fall ist, sondern man versuchte es zunächst

[1]) Auch die Lehmziegelbauten hatten oft unter ihrem Lehmfußboden einen verdeckten Wasserlauf, man vergleiche hierzu die Bemerkung (S. 100) über den von Prof. Dörpfeld entdeckten Palast in Pylos (VIII, 2).

mit einer Aufschüttung[1]) von Reisig und Baumästen, die sich dann ganz allmählich in eine einfache Schicht von gleichmäßig zugeschnittenen Baumstämmen verwandelte, die nun ihrerseits (2 stöckiger Pfahlbau) wieder auf Pfähle gestellt wurde. Den Beweis für diese Behauptung werde ich in V, 12 und 13 führen.

12. Die Pfahlbauten der Thraker im Strymonsee Prasias.

So bedauerlich es mir erscheint, daß P. Sarasin in seiner Beweisführung nicht einmal den Versuch gemacht hat einen Schweizer Pfahlbau[2]) zum Beweis heranzuziehen, so anerkennenswert ist es, daß er wenigstens die über die Pfahlbauten der Thraker überlieferten Nachrichten in vollem Umfange benutzt hat, sie lassen uns einen Blick tun in die Schwierigkeiten, mit denen damals die Herstellung eines solchen Pfahlbaus zu kämpfen hatte. Ich glaube nämlich, daß die von dem ganzen Volksstammme gemeinsam ausgeführte Herstellung eines großen, für alle Hütten ausreichenden Bretterbodens beweist, daß die Kraft eines einzelnen in der ältesten Zeit dazu nicht ausreichte. Herodot (V, 16) schreibt: »Die aber um den Berg Pangaeus und die Doberer und die Agrianer und die Odomanter und die an dem See Prasias wurden von Megabazos gar nicht bezwungen. Er versuchte zwar auch die zu unterwerfen, die in dem See selber wohnen auf folgende Art: Mitten im See stehen zusammengefügte Gerüste (ikria) auf hohen Pfählen (stauros) und dahin führt vom Lande nur eine einzige Brücke. Und die Pfähle, auf denen die Gerüste ruhen, richteten in alten Zeiten die Bürger insgemein auf, nachher aber machten sie ein Gesetz und nun machen sie also: für jede Frau, die einer heiratet, holt er drei Pfähle aus dem Gebirge, das Orbelos heißt, und stellt sie unter; es nimmt sich aber ein jeder viele Weiber. Sie wohnen aber daselbst auf folgende Art: Es hat ein jeder auf dem Gerüst eine Hütte, darin er lebt, und eine Falltür durch das Gerüst die da hinunter geht in den See.

---

[1]) Aus dieser Aufschüttung (Knüppeldamm!), welche unter der Löwentorsäule von Mykenä noch deutlich erkennbar ist, entstand der Unterbau der Tempel, aus dem dann die Treppenstufen herausgearbeitet wurden.

[2]) Anstatt den Schweizer Pfahlbau zum Muster zu nehmen, geht P. Sarasin von der Bauart der Celebenser aus, bei denen jede Hütte ihren eigenen Bretterboden unter sich hatte; er behauptet deswegen, daß, bevor sich »diese (Schweizer) Bauart herausgebildet habe als eine zur Einheit verbundene Masse sämtlicher Häuserböden einer Seeniederlassung, auch in Europa jedes Pfahlhaus auf eigenem Bretterboden gestanden habe«, eine Behauptung, die zu Herodots Bericht nicht paßt.

Die kleinen Kinder binden sie bei einem Fuß an mit einem Seil, aus Furcht, daß sie herunter rollen. Ihren Pferden und ihrem Lastvieh reichen sie Fische zum Futter. Deren ist eine so große Menge, daß wenn einer die Falltür aufmacht und einen leeren Korb an einem Strick hinunterläßt in den See und zieht ihn nach kurzer Zeit wieder herauf, so ist er ganz voll Fische.« — Da nämlich auf drei Pfählen ein Bretterboden mit Pfahlhütte nicht stehen kann, so ist diese Methode ein bemerkenswertes Beispiel einer klug bedachten Arbeitsteilung, da die Anzahl der vielleicht schwer zu schaffenden Pfähle ausreichte, wenn jeder Stammesgenosse je drei heranschleppte. Stimmt nicht diese Gemeinsamkeit der Pfahlbauanlage im Prasiassee zu dem Erdgrubenschanzwerk von Lengyel und zu den Terramarendörfern in Italien? — Alle Einzelheiten, dieses sozusagen zweistöckigen Pfahlbaues, wo unter dem Fußboden statt der Holzaufschüttung (Unterbau der Tempel) noch wieder Pfähle stehen, werden wir erst verstehen lernen nach einer Vergleichung mit den Floßbauten des Homerischen Zeitalters.

13. Die Floßbauten der Ithakesier.

Das richtige Verständnis für die Form und Entstehung dieser Holzgerüste gewinnen wir aber erst, wenn wir einen Seitenblick auf die Floßbautechnik der Homerischen Zeitepoche werfen, die uns im fünften Buch der Odyssee ziemlich ausführlich geschildert wird. Ich selbst verdanke den klaren Einblick in die Sachlage einer kleinen Schrift von Dr. Aßmann-Berlin »Das Floß des Odysseus[1]). und die darin enthaltene überzeugende Darstellung hat mich schon bei der Abfassung meines »Hilfsbuches zu Homer«[2]) bei der Beschreibung des Fahrzeuges, auf dem Odysseus seine Heimfahrt von der Insel Kalypso nach seiner Heimat Ithaka wagt, vor einer falschen Auffassung bewahrt. »Dieses Fahrzeug wurde — wie auch der Name (schedia) sagt im ganzen Altertum als »Floß« betrachtet. In neuerer Zeit haben verschiedene Gelehrte (auch Henke[3])) dafür den Begriff »Blockschiff« einsetzen wollen. Wie aber Dr. Aßmann mit Recht hervorhebt bedeuten die »aufgestellten Pfähle« (5,252) nicht die Wandung des Blockschiffs, sondern einen auf Pfählen ruhenden Bretterboden (nach Art einer Kommandobrücke), von wo aus

[1]) Das Floß der Odyssee, sein Bau und sein phönikischer Ursprung, Berlin 1904, Weidmann.
[2]) Seite 204 u. 205.
[3]) Hilfsheft zu Homers Odyssee (Teubner), S. 190, 191.

Odysseus steuert,« Jedenfalls ist aber eine genauere Betrachtung dieser interessanten Homerstelle hier durchaus am Platze, ich habe sie erst kürzlich in einem Artikel der Zeitschrift »Die Flotte«[1]) ausführlicher behandelt und werde mich deshalb an den dort gewählten Wortlaut halten, indem ich meinen Lesern die Durchsicht dieser Abhandlung dringend empfehle, da in derselben der Beweis der Abhängigkeit der Schiffbautechnik des Homerischen Zeitalters von dem Zimmermannshandwerk der germanischen Volksstämme an der Donau und den übrigen mitteleuropäischen Strömen zu erbringen versucht habe. Nach den als Einleitung vorausgeschickten Abschnitten:

1. die Verwendung der Flöße auf den deutschen Strömen,
2. die Beziehung des Floßes zum Einbaum,
3. der Nutzen der Flöße für die Kriegführung des Altertums,
4. Das Verhältnis der Flöße zu den Brücken (Knüppeldämmen) und Fähren,
5. Das Verhältnis der Flöße zu den vorgeschichtlichen Pfahlbauten, habe ich im sechsten Abschnitt: »die vorgeschichtlichen Flöße« zunächst die Worte Homers selbst angeführt. Nach Angabe der hierzu verwendeten Baumarten.

Pappelweiden und Erlen und wolkenberührende Tannen, fährt der Dichter in der Erzählung fort[2]):

Und er fällte die Bäum' und vollendete hurtig die Arbeit.
Zwanzig stürzt er in allem, umhaute mit eherner Axt sie,
Schlichtete sie mit dem Beil, und nach dem Maße der Richtschnur.
Jetzo bohrt er die Balken, und fügte sie wohl aneinander,
Schlug zusammen darauf das Floß mit Pflöcken und Klammern.
Von der Größe, wie etwa ein kluger Meister im Schiffbau
Zimmern würde den Boden des breiten geräumigen Lastschiffs.
Baute das breite Floß der erfindungsreiche Odysseus.
Richtete dann das Verdeck empor, die Reihe der Stützen
Angepaßt, und machte zum Schluß ein mächtiges Geländer.
Auch ein Steuer noch fügt er hinzu zum Lenken des Floßes.
Machte sodann es dicht überall mit Ruten und Weiden
Gegen die Wogen zur Wehr, — usw.

Auf das durch nebeinander gelegte, mit Querhölzern verbundene Baumstämme gebildete Floß werden senkrechte Ständer gestellt, die ein kleineres Verdeck, eine Art Kommandobrücke, tragen, welches wiederum seinerseits nur aus wagerecht neben-

[1]) »Flotte«, Januarheft 1908.
[2]) Odyssee V, 243—257. Dr. Breusing streicht 248 u. 249.

einandergelegten Rundstämmen hergestellt ist. Damit den auf diesem Verdeck sitzenden Schiffer, der das Segel und das Ruder gleichmäßig handhabt, die Spritzwellen nicht treffen ist ein Geländer von Flechtwerk (Abb. 26) um das Verdeck herum angebracht.« Diese Schilderung ist nun für die Kenntnis der vorgeschichtlichen Floßbauten von allergrößter Wichtigkeit, umsomehr als nicht nur dieses von dem König der Ithakesier, Odysseus, nach Verlust seiner Schiffe aus Not erbaute Floß, das manche freilich für ein Blockschiff[1]), oder sonst für ein nicht griechisches, den Phönikern[2]) entlehntes Fahrzeug halten, sondern daneben auch eine Fähre in der Odyssee genannt wird, die zweifellos auch weiter nichts war als ein Floß. Die täglich zwischen dem

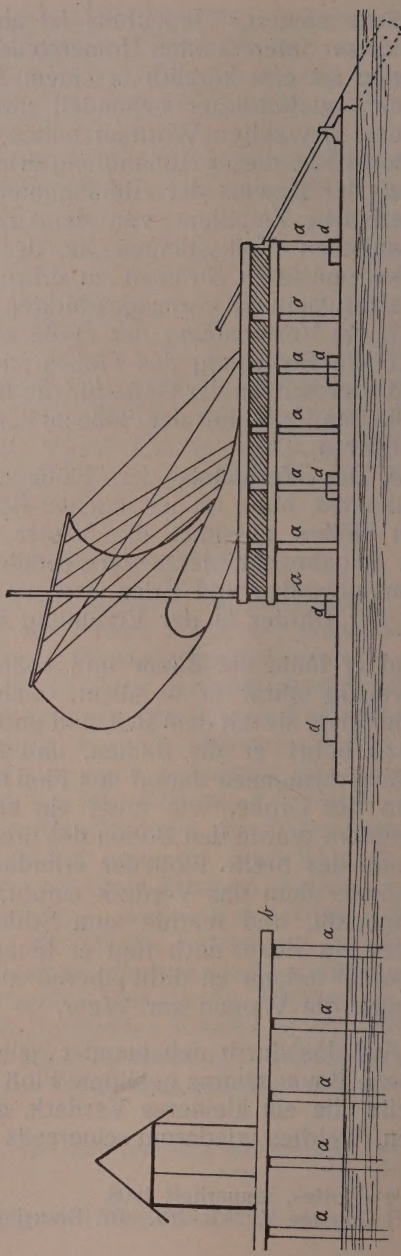

Abb. 26. Vergleichende Darstellung eines thrakischen Pfahlbaues und des von Odysseus erbauten Floßes. Nach Dr. E. Aßmann »Das Floß des Odysseus« S. 9.

[1]) Dr. A. Breusing (Direktor der Seefahrtschule in Bremen) hat diese Ansicht in seinem Buche »Die Nautik der Alten«, Bremen 1886, zum ersten Male aufgestellt; der Sohn desselben hat mir kürzlich dies wertvolle Buch zur Einsicht zugesendet.

[2]) Dr. Aßmann behauptet die Erfindung durch die Phöniker, obwohl Vorderasien an Waldreichtum hinter Europa zurücksteht.

Festlande (Thesprotien und Akarnanien), woselbst Herden des Odysseus unter der Obhut von Hirten weideten, nach der Insel der Ithakesier herübergehende Fähre brachte das Schlachtvieh des Rinderhirten Philoetius, wie es die schwelgenden Freier forderten, zum Königshof des in der Ferne weilenden Odysseus. Nun hat Prof. Dörpfeld kürzlich den unumstößlichen Beweis geliefert, daß diese Insel des Odysseus keine andere gewesen ist als das heutige Leukas[1]) da eine Fährverbindung von dem Festlande d. h. von der Festung Nerikon aus (in klassischer Zeit Palaeros benannt) durchaus gut bezeugt ist. Professor Dörpfeld schreibt in seinem Aufsatz »Das homerische Ithaka«[2]) nach Aufzählung verschiedener anderer Gründe für den Wechsel des Namens Ithaka und Leukas (vom Leukadischem Felsen[5]) so benannt): »Ein gleiches Verhältnis zum Festlande, wie es bei der nur durch einen schmalen Sund getrennten Insel Leukas tatsächlich vorliegt, wird für Ithaka auch dadurch von Homer bezeugt, daß er zwischen beiden eine regelmäßig verkehrende Fähre kennt (Od. XX, 187), die nicht nur das Schlachtvieh von den auf dem Festlande im Demos der Kephallenen weidenden Herden des Odysseus zur Insel übersetzte, sondern auch von jedem Fußgänger der die Insel betreten wollte, benutzt werden durfte«.

14. Floßbauten und Pfahlbauten.

Vergleichen wir nun die Bauart der thrakischen Pfahlbauten mit dem des Odysseusfloßes (Abb. 26) so ist die Ähnlichkeit so auffällig, daß wir das letztere geradezu als einen Pfahlbau, der auf dem Wasser schwimmt, bezeichnen können. Solche Pfahlbauten, denen die unteren Ständer fehlen, gibt es tatsächlich in außereuropäischen Erdteilen und hat es auch in vorgeschichtlicher Zeit auf den Seeen der Schweiz gegeben. Die schwimmenden Pfahldörfer Hinterindiens hat Herr Dr. Ed. Hahn[3]) in einem Vortrag »über Entstehung und Bau der ältesten Seeschiffe« besprochen: »Daneben haben wir aber auch wahre Riesenformen von Fahrzeugen in den großen Bambusflößen der hinterindischen Ströme. Hier fällt aber der Gedanke an das Floß als Fahrzeug eigentlich ganz weg. Die Flöße auf denen sich unter Umständen ganze Dorfschaften, aber auch einzelne Straßen einer Stadt erheben können, gehören hierher

[1]) Vgl. die im Literatur-Nachweis angegebenen Schriften Dörpfelds.
[2]) Aus den »Mélanges-Perrot«, Paris 1902, S. 11 u. 12.
[3]) Zeitschrift für Ethnologie, 39. Jahrg. 1907, I u. II, S. 42—56.

vielmehr eigentlich nur deshalb, weil sie auf dem Wasser schwimmen. Sie sind aber so eigenartig, daß ich sie hier unmöglich übergehen kann. Bei ihnen handelt es sich in der Tat wohl eigentlich um Pfahlbauten, bei denen man den Rost, über dem sonst sich das eigentliche Haus über der Erde und dem Wasser erhebt, nun ohne Pfähle direkt als Floß aufs Wasser setzte.« — Nun ist aber nicht nur für Hinterindien, sondern auch für die vorgeschichtliche Schweiz diese Übereinstimmung von Pfahlbau und Floß nachzuweisen, und zwar auf Grund der neuesten Untersuchungen, welche auf der vorjährigen Jahresversammlung der deutschen antropologischen Gesellschaft zu Straßburg (am 6. August 1907) Herr Privatdozent Dr. Heierli in Zürich[1]) eingehend besprochen hat. Von den in letzter Zeit bei Zürich wieder entdeckten 30 Pfahlbauten sind die meisten zwar Rostpfahlbauten, manche aber sind — so lautet die Bezeichnung ausdrücklich — nur eine Art fixierter (d. h. festgemachter) Flöße, Fachwerk oder Floßbauten, die mit dem Wasserstand auf- und abwärts gingen.

Diese merkwürdige Übereinstimmung zwischen Floß und Pfahlbau hat nun schon Dr. Aßmann[2]) ausdrücklich betont, und obwohl er, wie der Titel der Schrift sagt, einen phönikischen, den Griechen erst im Homerischen Zeitalter zugetragenen Gebrauch Flöße zu bauen annimmt, zieht er doch gerade das Beispiel der Pfahlbauten im Prasiassee (V, 12) heran um die von Homer angewendeten, von den meisten Erklärern aber falsch gedeuteten Bezeichnungen richtig zu erklären. Und tatsächlich werden von Herodot wie von Homer fast dieselben Vokabeln für die Teile des Pfahlbaues bezw. des Floßes angewendet.

1. das darüber gelegte Verdeck von Rundhölzern (Baumstämmen) heißt ikria,

2. die das Verdeck tragenden Ständer heißen stauros oder stamin; beide Worte sind abgeleitet von sta stehen (s. S. 176).

15. Die Holzbauten im vorgeschichtlichen Griechenland.

Wenn wir uns von diesen durch Herodot u. s. w. nachgewiesen Pfahlbauten nun zu den Hausbauten der mykenischen Zeit wenden, so scheint der Versuch eine Uebereinstimmung und einen Zusammenhang zu konstatieren, zunächst ganz aussichtslos, da die Mykenischen Steinbauten auf den ersten Blick jeder Zusammenstellung mit solchen Holzhäusern zu wider-

[1]) Bericht der Tägl. Rundschau, 8. August 1907.
[2]) Ebendaselbst S. 8.

streiten scheinen. Bei genauerem Zusehen erkennen wir aber doch, daß bei den viel älteren Ziegelbauten

1. bei der Umfassungsmauer Holzbalken eingelegt wurden und man diese auch beim Steinquaderbau nach alter Gewohnheit beibehielt, wie dies die Anlage der von Tsuntas aufgegrabenen Nordmauer des Hofes von Mykenä klar erweist: »Zwischen der untersten und nächstfolgenden Schicht liegt horizontal ein Holzbalken«[1]).

2. Auch bei der Vorhalle der Gebäude wurde reichlich Holz verwendet; so schreibt Prof. Dörpfeld[2]) über ein Haus der II. noch vorhomerischen Schicht von Troja in Bezug auf diesen Vorbau folgendes: »In der Vorhalle sind die Parastaden« bemerkenswert, mit denen die beiden Seitenmauern vorn endigen. Nicht nur ihre Basissteine, sondern auch verbrannte Reste ihrer hölzernen Pfosten wurden bei der Ausgrabung zu Tage gefördert. Auf dem östlichen Steine konnten wir sogar an den Holzkohlen noch das ehemalige Vorhandensein von sechs nebeneinanderstehenden senkrechten Holzpfosten von etwa 0,24 m Stärke, die einst die Stirnseite der 1,44 m dicken Mauer bedeckten und schützten konstatieren.« — »Die aufrechtstehenden Pfosten können, um einigen Halt zu gewinnen, nur mit den Längshölzern der Ziegelwand verbunden gewesen sein. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß sie, in Ermanglung einer festen Verbindung mit der Basis, noch durch Querhölzer unter sich und mit der Wand verbunden waren; solche Querhölzer sind an den Holzparastaden griechischer Ziegelbauten (vergl. Olympia Textband II, S. 32) tatsächlich festgestellt worden.« Und weiter unten: die Parastas oder Ante des dorischen Baustils ist nicht an dem Steinbau entstanden, sie ist vielmehr nur eine Nachahmung der aufrechtstehenden Holzpfosten der alten Ziegelbauten (vergl. unten XII, 2).

3. Die Mauer der vorgeschichtlichen Ziegelbauten in Troja II ist ebenfalls stark mit Hölzern durchsetzt, wie bei Dörpfeld »Troja und Ilion« S. 90 und 91 abgebildete Grundriß und Aufriß der Wandmauer des Megarons II A deutlich erkennen läßt. »In der untersten und weiter in jeder vierten Schicht waren an der Außenseite Holzbalken eingemauert, welche eine Breite von 0,30—0,35 m hatten.« — »die sämtlichen Hölzer bildeten auf diese Weise ein festes sich selbst tragendes Gerüst, dessen Hohlräume mit Ziegeln ausgefüllt waren. In

---

[1]) Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen, II. Aufl., S. 331.
[2]) Dörpfeld, Troja u. Ilion, S. 87 u. 88.

Wirklichkeit wurde aber nicht, wie es bei modernen Fachwänden geschieht, zuerst das Holzgerüst aufgebaut und dann die Zwischenräume der Hölzer mit Ziegeln ausgemauert, sondern Ziegel und Holz wurden zugleich verbaut.«

4. Daß Türumfassungen und Dächer noch in historischer Zeit aus Holz waren, lehrt Thucydides II, 14 und III, 68.

5. Darstellungen von zweistöckigen hölzernen Türmen finden sich auf einzelnen Gegenständen, die kürzlich in Kreta ausgegraben sind (vgl. die Abbildung in Drerup »Homer«).

6. Die nordisch-germanische Herkunft dieser Holzbautechnik (Zimmermannskunst) läßt sich auch aus den gebräuchlichsten Kunstausdrücken erweisen; von den Tungrus-Tencteri am Niederrhein, die in der Herstellung von Einbäumen und Flößen seit Urzeiten bewandert waren und sich selbst nach dem germanischen Donnergott Thunrusthundarus (s. oben S. 4) nannten, stammen

1. Thesauros (das unterirdische Verließ); siehe VIII, 10.

2. textura eigentl. Holzgeflecht (dann Weberei), tectum Bedachung (Tegyra, Tegea als Ortsnamen), tugurium Seite 160.

3. Aus *Tikrastangdra = Dachständer bildete sich Ta ikria-stauroi (Ta = T als Artikel fiel fort) d. h. die oben genannten Bezeichnungen, die Dr. Aßmann aus dem phönizischen Wort »kerutot« herleiten will (vgl. VI, 3, Anm. 5), obwohl die genannten homerischen Worte die steinzeitliche Wortform viel deutlicher erkennen lassen.

7. Dem Begriff »Holzscheit« schidia entspricht auch schedia, denn das Floß war ursprünglich nur ein Bündel von Baumästen (vgl. Seite 160, Anm. 2).

VI. Die Entstehung der hölzernen Vorhalle bei den vorgeschichtlichen Höhlenwohnungen.

1. Die Umzäunung der Cyklopenhöhle.

Wenn wir nun nach der hölzernen Vorhalle forschen, die uns am Giebel vieler germanischer Holzbauten entgegentritt[1]), die wir aber an den im vorigen Abschnitt besprochenen Pfahlhäusern meistens noch nicht finden, so bleibt uns, wenn wir dieses Rätsel ergründen wollen, weiter nichts übrig, als noch einmal mit der Betrachtung der Cyklopenhöhle und des an einer Felsenhöhle gelegenen Eumäusgehöftes zu beginnen, um aus Homers Andeutungen Rückschlüsse auf einen Holzbau wagen zu können, der sich allmählich in eine Türhalle verwandelt haben kann. In den oben (II, 7) angeführten Versen wird von einer Umzäunung der Cyklopenhöhle berichtet, die ohne irgendwelche Zimmermannskunst hergestellt ist und zu welcher der im Höhlendung hausende Unhold weder Beil noch Säge brauchte. Derselbe hat nämlich einfach die (von Natur) um seine Höhle herumstehenden hohen Baumstämme mit riesigen Steinblöcken, die er in die von Stämmen freigelassenen Zwischenräume steckte, zu einem hohen Gehege vereinigt, so daß ein Einbrechen in den von diesem Gehege umschlossenen Hofraum (aula) unmöglich ist, dessen Torverschluß freilich nicht ausdrücklich genannt wird, aber vorausgesetzt werden muß, da der Hof für die Nacht den Aufenthaltsort der Widder und Böcke bildete. Diese Hofmauer wird nicht von eingerammten Pfählen gebildet, sondern natürliche in der Erde wurzelnde Stämme dienen als Pallisaden und wie in der Gallischen Mauer Holz, Steine und Erdschutt (s. oben V, 3) so sind hier Holzstämme und Steinblöcke vereinigt. Diesem Gehege entspricht, wie wir sehen werden im Zeitalter des Trojanischen Krieges

---

[1]) Chr. Rank schreibt in seiner »Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses« (Leipzig, Teubner, 1907) unter Berufung auf Plinius Historia naturalis: »Ein hohes mit Rohr gedecktes Dach hatte das Haus, das Plinius sah und einen Vorraum, der uns an den Vorraum des norwegischen Bauernhauses und des griechischen templum in antis erinnert (S. 60).

genau die Umfassungsmauer um den Königshof des Odysseus, von der dieser selber mit Stolz sagt (Od. XVII, 266):

»Den Hof umschließet die schöne — zinnenbefestigte Mauer«

und um die späteren Tempel, welche man ebenfalls, um das Heiligtum vor Entwürdigung zu bewahren, mit einer hohen Mauer umzog. »Auch Burgen zum Schutz gegen feindlichen Angriff mit Wällen von Erde oder rohen Feldsteinen hat man gewiß schon in der Urzeit angelegt« (Ed. Meyer II, S. 80, § 51).

2. Der Torbau im Hofzaun.

Daß dieser Hofzaun auch ein Eingangstor gehabt haben müsse, haben wir eben schon als selbstverständlich bezeichnet;

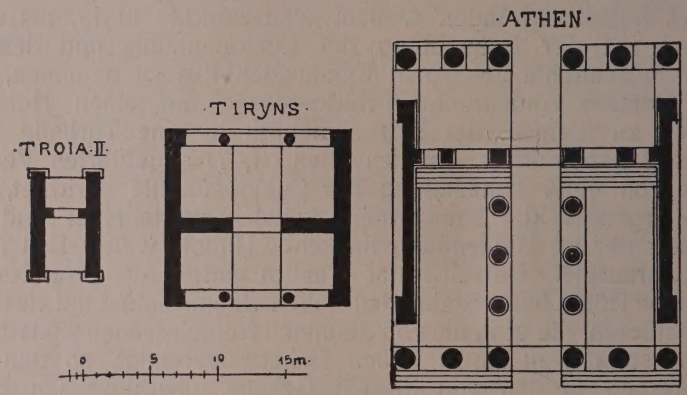

Abb. 27. Drei Torhallen im gleichen Maßstab.
Nach Luckenbach, Kunst und Geschichte, 1, S. 41.

als Odysseus mit seinen Genossen nach der Blendung des Polyphem flieht, heißt es bei Homer ausdrücklich:

Als wir uns von der Höhl' und dem Hof ein wenig entfernet.

Dieses Tor im Hofraum, das leider nicht beschrieben wird, kann nun aus nichts weiter bestanden haben als aus einer Öffnung zwischen zwei Bäumen, die Nachts irgend wie geschlossen wurde. Denn wenn die Pfähle des Zaunes natürliche Baumstämme waren, werden auch die Torpfosten nichts weiter gewesen sein. Nun gilt aber von allen diesen Hoftoren, die sich im Laufe der Jahrhunderte zu stattlichen Hallen (Abb. 27) erweiterten und vervollkommneten, der Satz, daß die Hoftorhalle

und die Türvorhalle des Hauses einander gleich oder wenigstens sehr ähnlich sind. Man kann diesen Satz am Gutshof des Odysseus erweisen, und zwar schon dadurch, daß an einzelnen Stellen der Erzählung die Erklärer nicht wissen, welche Halle gemeint sei; ebenso zeigt auch das Löwentor von Mykenä mit dem Eingang zum Schatzhaus des Atreus (s. S. 116, 119), zu dem man freilich nicht nach Durchschreiten des Löwentors gelangt, sondern das außerhalb des Burgfelsens, aber doch am Abhang des benachbarten Berges[1]) liegt, eine auffällige Ähnlichkeit, da ein ausgespartes Entlastungsdreieck sich an beiden über dem Türbau vorfindet und somit auch hier die Gleichung »Hoftor = Vorhallentor« ihre Bestätigung erhalten hat.

Wenn nun der Verschluß der Höhlentür durch einen gewaltigen Stein gebildet wurde, den der Cyklop vorschob, so wird es bei dem Hofzauntor ebenso gewesen sein; in derselben Weise aber, wie dieser Stein im Höhleneingang in eine Tür, noch nicht aus Holzbohlen sondern aus Geflecht von Zweigen, Rohr oder Schilf, sich verwandelte[2]), so wurde sicher in späterer Zeit der Hofzaunverschluß auch durch solch eine Platte von Holzgeflecht hergestellt. Diese brauchte aber auf der Rückseite als Stützpunkt einen Querbalken, sonst wäre sie schon beim ersten Stoß des anstürmenden Feindes eingerannt worden. Der wichtigste Fortschritt auf dem Gebiet dieser primitiven Tektonik war sicherlich der, daß man auch Baumäste (Rundhölzer von Fichten) quer herüber zu befestigen lernte. Ein solcher Querriegel[3]) findet sich erwähnt am Hoftor des Odysseus, von dem Odysseus zu Eumäus mit stolzem Selbstgefühl sagt:

— — »den Hof umschließet die schöne zinnenbefestigte
Mauer mit einem doppelten starken Flügeltor« —

ein Seil liegt in der Halle des Hoftors bereit, das im Notfall um den Riegel herumgewunden werden kann, damit ein gewaltsames Aufreißen unmöglich ist. Philötius, der kurz vor dem Freiermord aus dem Palaste sprang, verschloß die Pforte des wohlbefestigten Vorhofs (= Torhalle) und band mit dem Seile die Flügel zusammen. — Sobald also der Troglodyt die ersten

---

[1]) Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen, II. Aufl., S. 334. Plan der Burg von Mykenä.

[2]) Moritz Heyne, Das deutsche Wohnungswesen, S. 14 u. 15: gotisch haúrds (mhd. hurt) bedeutet Tür und Flechtwerk gleichmäßig.

[3]) Aus ihm ist bekanntlich das Türschloß entstanden. Hilfsbuch zu Homer S. 192.

Versuche auf dem Gebiet des Zimmerhandwerks unternahm, genügte es nicht, wenn er nach dem Vorbild der Bäume senkrecht die Pfähle einrammte, er brauchte auch Querbalken, die zu befestigen ihm gewiß zunächst viel Mühe machte.

3. Die eingerammten Eichenpfähle im Gehöft des Eumäus.

Wie also dieser Querriegel dem aus Eichenbohlen gefügten Hoftorflügeln Festigkeit und Widerstandskraft verlieh, so konnten auch die Füllstücke zwischen den festgewurzelten Baumstämmen nur Halt gewinnen, wenn Querhölzer eingefügt wurden; auch bei den sich aus der Erde erhebenden Wohngruben, welche an die Stelle der Felsenhöhlen getreten waren, wurde der Erd- bezw. Lehmwand durch ein Holzgeflecht Festigkeit gegeben, wie wir dies schon bei dem Schanzwerk von Lengyel[1]) sahen, und wie in der Gallischen Mauer[2]) von außen unsichtbar lange Balken, innenwärts verklammert, hindurch geführt wurden. Wie wichtig diese Erfindung der Querhölzer für den Mauerbau der mykenischen Zeit war; ergibt sich aus der oben (V, 15) angeführten Bauart der nördlichen Hofmauer des Palastes von Mykenä, die sich auch bei der Westmauer, sowie bei den Palastmauern von Troja und Tirnys angewendet findet (vgl. oben V, 15 unter c). Als Tsuntas 1886 und 1887 diese Mauern von Mykenä freilegte, war auch Prof. Dörpfeld in Hinsicht auf einen Bericht im Alten Testament geneigt die Tätigkeit phönikischer Baumeister und Werkleute anzunehmen. Nach seinem Vorgang schrieb ich auch deshalb in meinem Programm 1881[3]): »Bezeichnend für die weitgehende Abhängigkeit der mykenischen Baukunst von den orientalischen Vorbildern in einzelnen Fällen, ist die Konstruktion der neuerdings von Tsuntas aufgedeckten Hofmauer des Königspalastes zu Mykenä, welche abwechselnd aus Quadern und Längshölzern schichtweise zusammengefügt ist. Diese merkwürdige und kaum verständliche[4]) Mauerkonstruktion erinnert nach der Ansicht Dörpfelds lebhaft an die von den Phöniziern erbaute Mauer um den Hof des Salomonischen Tempels; denn diese war aus je drei Quader-

[1]) Vgl. V, 5 und V, 8, S. 155.
[2]) Cäsar, Gallischer Krieg VII, 23.
[3]) Zur Ethnologie griechischer Städtenamen, S. 3.
[4]) Was beim Quaderbau ganz sinnlos ist, hat aber doch beim Ziegelbau, der dem Quaderbau voraufging (vgl. Dörpfeld, Troja u. Ilion, S. 88), seine vernünftige Bedeutung; die Ziegel waren eine Vervollkommnung der Lehmpatzen.

schichten und einem Balken aus Zedernholz erbaut«. — Trotzdem[1]) stammt diese Bauart (Lehmwand mit Holz) aus Europa. Auf die Dauer konnte man nämlich beim primitivsten Holzbau mit feststehenden Bäumen (Odysseus verwendet den feststehenden Stamm eines Ölbaumes als Pfosten für sein Bett, wie er selbst[2]) erzählt) und abgebrochenen Ästen und Reisig nicht auskommen. Wenn auch die Mosynöker, die, wie man sagte, »auf Bäumen« lebten, zur Herstellung ihrer Holzgerüste (ikria), soweit es ihnen nutzbringend schien, wohl noch in historischer Zeit festgewurzelte Baumstämme benutzten, so konnten doch Ackerbau und Viehzucht treibende Volksstämme, die ja auch im Besitz brauchbarer Doppeläxte usw. waren, der zugespitzten Baumpfähle, die man nun unabhängig von der natürlichen Baumreihe an beliebigen Stellen in den Boden rammte, nicht entbehren. So erzählt nun die Odyssee, wie der tüchtige und geschickte Sauhirt Eumäus in der Nähe der gewölbten Höhle, in der er nach uralter Sitte noch seine Eber untergebracht hat und in deren Nachbarschaft er auch in den stürmischten Nächten noch getreulich Wache hält, sich selbst einen Hof für sich und seine Schweine erbaut hat. Zwar hat er auch große Felssteine (Odyssee XIV, 10) verwendet, das hauptsächlichste Material aber war Holz:

»Draußen hatt' er Pfähle von allen Seiten in Menge
Dicht aneinander gepflanzt, vom Kern der gespaltenen Eiche.«

Es ist nun sehr wichtig, daß Homer hier wieder für »Pfahl« den Ausdruck stauros (Ständer) gebraucht, den wir schon oben (V, 14) in dem Bericht Herodots (Buch V, 16) über die Pfahlbauten der Päonier im Strymonsee kennen gelernt haben und den Homer bei der Schilderung des Odysseusflosses durch das gleichwertige, von demselben Stamm sta abgeleitete Wort stamin ersetzt. Ein aus Eichenholz gezimmerter Verschlag dryphaktos (eigentlich dryphraktos)[3]) wird von Xenophon erwähnt[4]); er bildet die Schranken der athenischen Ratsversammlung. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß Eumäus, als er den Hof in der

[1]) Daß die Bezeichnung kerutot »Querbalken« nicht erst von den Phöniziern nach Europa gebracht ist, sondern als ein europäisches Wort (charaktēres) betrachtet werden muß, wird im folgenden bewiesen werden.

[2]) Odyssee XXIII, 147.

[3]) Durch Ausschleifung des r, das nach einer voraufgehenden Silbe mit r (δρυ) den Athenern barbarisch klang, ist δρύφρακτος »mit Eichenholz verzäunt« in δρύφακτος vereinfacht (vgl. mein Programm S, 14).

[4]) Xenophon Hellenika II, 3, 50 (Verurteilung des Theramenes durch Kritias).

Abwesenheit des Odysseus selbst erbaute, nicht sogleich alle Baulichkeiten mit einem Mal hergestellt hat, die 12 Köfen, die Hütte für sich selbst und die Wohnungen der dem Eumäus unterstellten Hirten[1]), den Zaun usw., sondern daß nach Bedarf Jahr für Jahr einzelne Anbauten nachträglich zugefügt worden sind. — In derselben Weise werden nun auch schon früh im Zeitalter der Höhlenwohnungen einzelne hüttenähnliche Anbauten von den Bewohnern angelehnt worden sein, so wie der Cyklop in seinem Hofraum auch Lämmer- und Ziegenställe sich gebaut hat. Wie weit der Hof des Eumäus von dem Felsen, der die Grotte für die Eber enthielt, entfernt war, wissen wir nicht, Prof. Dörpfelds Untersuchungen werden auch dies wohl noch klar stellen, jedenfalls standen beide, die Höhle und das Gehöft, in enger Verbindung, da jede Nacht die Pflicht den treuen Hirten dorthin rief. In der Zeit der Höhlenbewohner, die nicht mehr selber darin nächtigten, sondern nur ihr Vieh darin hielten (Höhlengewölbe des Augeias), müssen nun die ersten Holzhütten unmittelbar am Eingang der Höhle gelegen haben, ja wir dürfen wohl sicher annehmen, daß dem Höhleneingang selbst eine hallenähnliche Hütte zum Schutz vorgebaut war, besonders da ein Steinblock, oder wie wir es bei urgermanischen Häusern finden werden (IX, 8) eine Tür aus Flechtwerk (haurds) zur Verbarrikadierung des Eingangs gegen nächtliche Einbrüche mordlustiger Räuber nicht ausreichte und keinen genügenden Schutz gewährte.

4. Der Türvorbau vor dem Höhleneingang.

Legen wir uns nun die Frage vor, welches Aussehen wohl ein solcher Vorbau vor dem Höhleneingang gehabt haben mag, der dann noch in mykenischer Zeit das Vorbild für die säulenverzierte Eingangstür (hinter dem dromos) des Atreusgrabes abgegeben hat und in der Front der lykischen Felsgrabbauten (Abb. 52, X, 3) wiederkehrt, so dürfen wir nicht vergessen, daß derselbe

1. die Verbindung zwischen dem Höhleninnern und dem (vom Gehege umschlossenen) Hofraum bildete, auf dem sich im Sommer jede Tätigkeit, die Besorgung des Viehes, die Schlachtung desselben, die Zurichtung auf einem Feuerherd (s. unten VI, 5), die Vorbereitung zur Dungabfuhr usw. abspielte,

---

[1]) Vgl. Hilfsbuch zu Homer S. 187. Homer Odyssee XIV, 24.

2. dem oben geschilderten Hofzauntor gegenüber lag, dem er auch in der Form ganz auffällig ähnelte (s. oben VI, 2), da auch dieses durch Säulen in eine Halle verwandelt war. So gab diese Vorhalle also einen ausgezeichneten Beobachterposten ab, a) für den Tag, um das Getriebe des Hofes zu beobachten, darum heißt es von Odysseus und Eumäus:

»Sitzend fand er ihn jetzt in der Halle (prodomos) des Hauses,
im Hofe — —«

b) bei Nacht, um von dort aus den Hof und die Höhle gegen einbrechende Räuber und Landstreicher zu beschützen.

Eumäos rammte, wie wir oben sahen, Eichenpfähle (stauroi) in den Boden; diesen Ständern entsprechen, wie sich schon oben ergeben hat: 1. die stauroi der Päonier, 2. die stamines des Odysseusfloßes. Da nun seine Vorhalle (prodomes), unter welcher er saß, jedenfalls ein Verdeck brauchte, so muß dies denselben Namen geführt haben, wie der Bretterbotten auf dem Floß des Odysseus. Diesen bildeten die Querhölzer (ikria), die wagerecht über die Spitzen der Pfähle gelegt waren, welche ihrerseits zunächst noch mit den Ästen versehen waren[1]) und oben eine Gabel bildeten, dann aber, durch einen besonderen Architravbalken kunstgerecht verbunden, ein regelrechtes Auflager für die darübergeschütteten Rundhölzer (ikria) abgaben. Denn urzeitlich wurden diese Rundhölzer (Kiefernknüppel) wohl noch ganz regellos darüber geworfen, genau so, wie die germanischen Rheinvölker zur Herstellung eines Knüppeldammes (pontes bei Cäsar) Haufen von Ästen in einen Sumpf schütteten, später legte man sie regelmäßig, eins neben das andere, wie dies die (in Stein übertragenen) lykisch-phrygischen

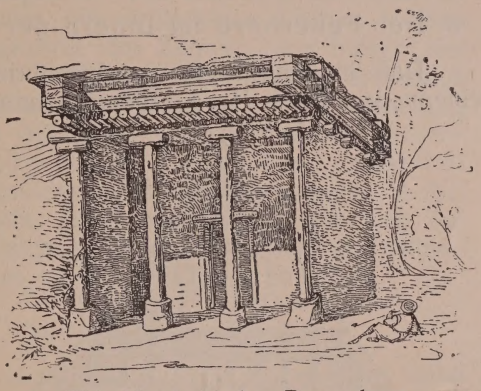

Abb. 28. Lykisches Bauernhaus (noch jetzt gebräuchlich). Urbild des griechischen Tempels (aus Durm, Baukunst d. Gr. u. R.) von J. C. Andrä, Lehrbuch der Geschichte, 1. Teil.

[1]) Unbehauene Holzpfähle zeigt die italische Hausurne, Abb. 45.

Felsgrabbauten zeigen (Abb. 28, 52). Die hinteren Enden dieser Rundhölzer lagen natürlich auf der Front der Höhlenwohnung, die durch den Vorbau geschützt werden sollte, auf; erst als man sich statt dieser Rundhölzer viereckiger Balken bediente, gingen sie als Deckbalken über die Wände der Lehmhütte hinweg, so daß Vorhalle und Halle (Männersaal) eine gemeinsame Decke erhielten. Wie nun die Germanen auf dieses Hausverdeck einfach Dung warfen (Stroh, Schilf), so bildete ein wüster Haufen von Stroh, an einem senkrechten Pfahl befestigt, das primitive Dach dieser mit einer Vorhalle versehenen Lehmhütte.

5. Der Feuerherd im Innern der Höhle und im Hofe.

Daß im Innern einer steinzeitlichen Höhle ein Feuer auf einem primitiven Herde loderte, haben wir schon oben besprochen. Schon in früher Steinzeit machte man Versuche, durch regelrecht gelegte Steine dem Feuer eine sichere Unterlage zu geben, damit die Vorrichtungen zur Aufhängung des Kessels usw. einen guten Stützpunkt fänden. Vielleicht lag dieser Herd dem Höhlenausgange so nahe, daß die wilden Tiere (Hyänen, Wölfe usw.) durch den weithin leuchtenden Glanz und den Rauch von dem Eindringen zurückgeschreckt wurden. Der abziehende Rauch suchte sich demgemäß durch den Türspalt einen Ausweg und, falls diese verschlossen war, hatte der Höhlenbewohner jedenfalls über dem Türverschluß (Stein, Zweiggeflecht) noch einen schmalen dreieckigen Raum freigelassen, damit der Rauch dort einen Abzug habe. Ich habe schon oben (IV, 7) bei der Besprechuug des ausgesparten Entlastungsdreiecks die Vermutung ausgesprochen, daß diese Spitze des künstlich nachgeahmten Höhlenspaltes, der von Natur sozusagen

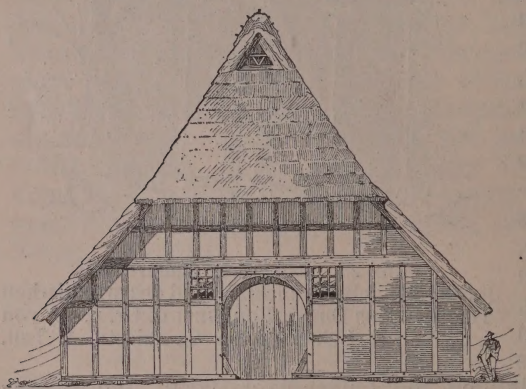

Abb. 29. Niederdeutsches Bauernhaus mit dreieckigem Giebelfenster (Eulenloch) nach Luckenbach, K. u. G. Teil II.

einen gotischen Spitzbogen bildet (wie die Felsgalerien von Tiryns) ursprünglich wohl zum Rauchabzug gedient haben wird, da sonst die Bewohner im Rauch erstickt oder das Feuer wegen Mangels an Sauerstoff schließlich erloschen wäre. Daß dann später, wie die Nachahmung, das Atreusgrab und der Tholos der Frau Schliemann, zeigt, auch bei den zum Vorbild dienenden Wohnhöhlen zeitweise dieses Dreieck über der Tür geschlossen werden konnte, hat seine Veranlassung in der Tatsache, daß der Hauptherd schon in sehr früher Zeit auf den Hof verlegt wurde (vgl. unten VII, 10, a—d) und dort nun alle Tätigkeit der Hauswirtschaft sich abspielte. Weil nun aber immerhin die Möglichkeit für die Öffnung des dreieckigen Loches bleiben mußte, da doch dem Tageslicht der Zugang zum Innern der Höhle freigemacht werden sollte, so hat dieses dreieckige Fenster, wie wir es nennen können, natürlich auf die Gestaltung des Daches, welches den hölzernen Vorbau und die Felsenhöhle (bezw. die aus Holzgeflecht[1]), Lehm, Rohr, Erdbewurf hergestellte künstliche Erdmulde) gemeinsam überschatten sollte, den größten Einfluß gehabt. Wir müssen dasselbe also bei der nun folgenden Untersuchung über die soviel umstrittene Gestalt des Daches und des Giebels im Auge behalten.

6. Das Dach.

Wie die Lehmwand einen Einbau von Holzgeflecht nötig machte, so gab man auch dem wüsten Strohhaufen (s. oben VI, 4) allmählich eine Unterlage von Stangenholz, doch haben die ältesten Dächer jedenfalls die Form eines Walm- oder Zeltdaches gehabt (kegelförmig oder vierseitige Pyramide); auch mußte für den Rauchabzug ein dreieckiges Loch freigelassen werden, das beim germanischen Hausbau in dem dreieckigen Giebelfenster (s. Abb. 29) noch erhalten ist und vielfach als Eulenloch bezeichnet wird. Ein solches »Eulenloch« zeigt auch die Abbildung: »Niedersächsisches Bauernhaus in Parkentin«, welche auf Tafel 4 dem »Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg« (1908, I. Abteilung) beigegeben ist; auch auf der 4. Römischen Hausurne (s. unten) ist es erkennbar. Das Weitere siehe VII, 10.

[1]) Vgl. V, 8.

VII. Die hölzerne Vorhalle und das Megaron (Männersaal).

1. Das homerische Haus.

Anstatt nun sofort dem Leser durch Vorführung des germanischen Hauses mit hölzerner Vorhalle den zu beweisenden Grundgedanken aufzudrängen, ziehe ich es vor, erst den Grundplan des homerischen Hauses, wie ihn die Gelehrten rekonstruiert haben, unbefangen zu betrachten. — So lesen wir bei Noack »Das homerische Haus«, S. 34, folgendes: »Das einfache, alleinstehende ‚Megaron' ist den vielräumigen Herrscherhäusern Griechenlands vorangegangen«. Dieser wichtige, scheinbar selbstverständliche Lehrsatz kann gar nicht genug betont werden, denn bald nach Aufdeckung der Burgen von Tiryns, besonders aber infolge der Entdeckungen auf Kreta, lag der Gedanke sehr nahe, in dieser Flucht von rechtwinkligen Sälen nebeneinander, einzelne sogar im Obergeschoß, sei der Grundplan des homerischen Hauses zu finden. Die Abweichung der Bauten auf Kreta erweist Noack im folgenden:

»Die kretischen Säle, denen die Herdstelle fehlt, stellen nach Evans einen südlicheren Typus dar. In dem griechischen Megaron ist der Herd in der Tat auch als Wärmequelle zu betrachten — das Klima wird ein halbes oder ganzes Jahrtausend früher nicht anders gewesen sein als es im 14. und 19. Buch der Odyssee[1]) erscheint, und es wäre daher (wenn auch mit allem Vorbehalt) die Frage aufzuwerfen, ob sich die Unterschiede der troisch-griechischen und der kretischen Säle (bezw. ihrer Urformen) etwa auf verschiedenes Klima zurückführen ließen.

Die Zweiteilung der Front ist jedenfalls ungewöhnlicher, einerlei, ob die eine Hälfte verschlossen und nur die andere als Eingang gedacht wurde, wie allein bei den Grabanlagen — wo es begreiflich ist: das Grab, das dauernd verschlossen werden sollte, hatte an einem Eingang genug — oder ob das einräumige Haus wirklich zwei Eingänge nebeneinander besaß,

[1]) XIV, 457, 476, 518, 529, 530; XIX, 64. v. Wilamowitz Homer. Untersuchungen 87, Seeck, Quellen der Odyssee 53).

wie bei der Hausanlage in Kreta. Will man dafür eine Erklärung versuchen, so wäre es etwa die, daß man da, wo der Herd nicht ständig war, der natürlichen Wärme um so weiter den Raum habe öffnen wollen. Bei dem einräumigen Hause, wie wir es aus den kretischen Palästen erschlossen haben, war das nur zu erreichen, indem man die Türöffnung möglichst breit machte und sie, vermutlich nur der besseren Abschlußmöglichkeit zuliebe, durch einen Mittelpfosten teilte.

Bei dem nördlicheren, troisch-griechischen Typus hätte man sich vorzustellen, daß die Tür, die die Kälte herein und die Wärme hinaus ließ, innerhalb eines unbedingt notwendigen Maßes gehalten worden wäre, wobei freilich immer noch unerklärt bliebe, weshalb man sie gerade an die Schmalseite gelegt habe. Wir müßten, um hier vielleicht zu einer Antwort, die befriedigte, zu gelangen, die Grenzen dieser Studie überschreiten. Nur soviel sei bemerkt, daß die angedeutete Möglichkeit, den einen der beiden hier unterschiedenen Haustypen aus einer nördlicheren Heimat herzuleiten, darin wohl eine Stütze finden dürfte, daß die neueste Forschung immer häufiger die Übereinstimmung zwischen alttroischer und jüngerer neolithischer Keramik der Balkan- und Donauländer beobachtet und im Sinne einer Kulturströmung in nordsüdlicher Richtung zu deuten geneigt ist. Und damit wäre zu verbinden, daß man in neuerer Zeit auch Beziehungen des nordischen, und zwar des ostgermanischen, im Hausbau Skandinaviens fortlebenden Haustypus zum altgriechischen Hause, und da gerade zur Form des »templum in antis«, also unseres nördlicheren troisch-griechischen Typus, hat finden wollen[1]). Das wichtige Problem kann in diesem Zusammenhang nicht weiter behandelt werden, es sei wenigstens zur Diskussion gestellt.« — Ein zustimmendes Urteil über diese Auffassung, welche die im vorliegenden Buche vertretene Ansicht von der Verwandtschaft des homerischen Hauses mit dem germanischen Gehöft klar und unumwunden ausspricht, findet sich auch in dem Buche von A. Meitzen[2]), doch kann ich leider nicht ausführlicher darauf eingehen.

---

[1]) Körte, Athenische Mitteilungen 24, 43 und Kretschmers, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache 385ff.; vgl. jetzt Zeitschrift f. Ethnologie 1901, S. 441 u. 1903, 453ff. (H. Schmidt), Archiv für Anthropologie 1902.

[2]) A. Meitzen, Wanderungen, Anbau und Agrarrecht der Völker Europas nördlich der Alpen III, 464f., 475f., 502f. und die dort genannte Literatur.

»Das spezifisch Mykenische«, schreibt Noack, »was die Paläste von Tiryns (Abb. 30) und Mykenä von den homerischen trennt, war im wesentlichen die durch die komplizierten Ansprüche der mykenischen und kretischen Kultur veranlaßte Raumvermehrung. Diejenigen Elemente, in dem sie sich mit dem homerischen Hause berühren, waren dagegen gerade auch die Bestandteile des älteren einfachen Hauses gewesen, die jene Kultur in Griechenland bereits vorgefunden hatte[3]). Darum kann z. B. der in Arne am reinsten verwendete einfache Haus-

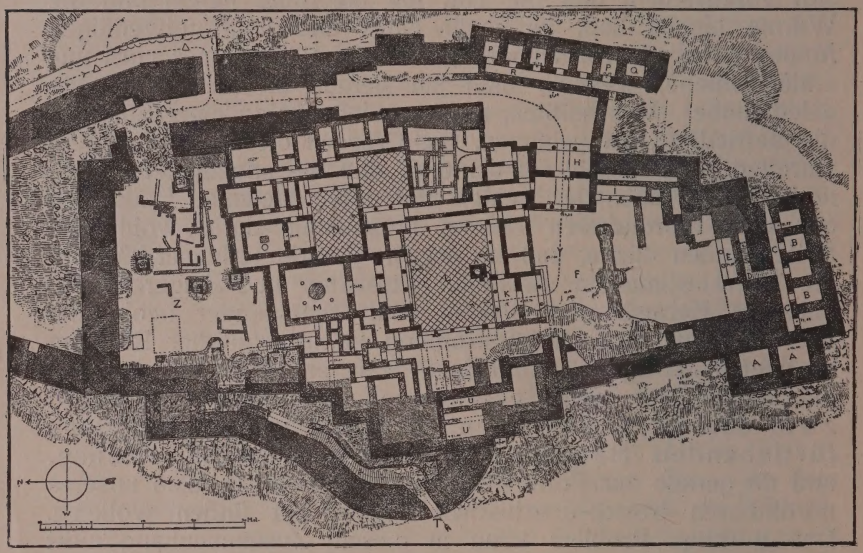

Abb. 30. Grundriß des Palastes von Tiryns, entworfen von W. Dörpfeld. Schliemann, Tiryns No. 125.

typus uns homerische Verhältnisse auffallend gut veranschaulichen, während ihnen der vielräumige Palast als Ganzes widerspricht. Diese Übereinstimmung wäre also nicht denkbar, wenn der Kulturkreis der homerischen Dichtung ein ausschließlich mykenischer wäre. Sie wäre ebensowenig denkbar, wenn es sich um jene einfacheren Hausanlagen handelt, von denen das ausgebildete jonische Epos bereits um die Jahrhundert lange

[3]) Noack folgt also auch der von mir nach Dörpfelds Vorgang vertretenen Auffassung, daß die ältesten achäischen Niederlassungen bereits vor dem Aufblühen der mykenischen Macht bestanden haben (vgl. oben S. 4, Anm. 4, und XIII, 1).

Dauer der mykenischen Kultur, der diese Anlagen vorangegangen waren, entfernt gewesen ist. Denn man kann sich nicht zu der Annahme versteigen, daß das Epos hierin vormykenische Zustände wiederspiegele[1]). Sonach bleibt nur der Schluß übrig, daß jene alte Heldensage mit einem Megaron am Hofe und den notwendigen Nebenräumen am Korridor als fester Typus die mykenische Zeit überdauert habe. Wie das einzelne, schon vormykenische Megaron im Tempel, so lebte das vormykenische Haus im »Hause der Zeit der homerischen Dichter« fort. — Jetzt wird der unleugbar innige Zusammenhang zwischen Tempel und Megaron noch verständlicher, wenn wir uns vorstellen dürfen, daß letzteres in dem damaligen Herrenhause noch existierte. — Die Verbindung des Propyläentores mit dem Megaron, seine Lage in der Hofmauer diesem gegenüber (vgl. oben VI, 2) ist ja uralt und über Tiryns hinaus durch Troja II auch als vormykenisch bezeugt, andrerseits als Vorbild für die späteren Tempelbezirke bekannt. Weniger bekannt dürfte sein, daß dasselbe Verhältnis auch für das Wohnhaus noch am Ende des 7. Jahrhunderts zu belegen ist: auf der Amphiaraosvase steht die Familie des Königs vor dem Hause, das — ebenso wie noch dasjenige des Peleus auf der Klitiasvase — sich in der richtigen Vorderansicht eines Megaron darstellt — das Gebäude davor kann nur das Propylon sein! — Wenn diese Anlage noch zur Zeit der ältesten Steintempel möglich war, darf es uns nicht wundern, daß sich das Megaron in der Tempelcella wiederholt.«

2. Das Mauerwerk des homerischen Hauses.

Vergegenwärtigen wir uns, was über die Entstehung der ältesten Erdhöhlenwände aus Holzgeflecht und Lehm gesagt ist (V, 7), so werden wir in der folgenden Darstellung von Joseph[2]) ein überraschendes Musterbeispiel systematischer Weiterentwicklung kennen lernen. Joseph schreibt: »Man kann nach den Überresten folgende Gruppen des Mauerbaus unterscheiden:

1. Luftziegelbau mit Holzriegelwerk.
2. Bruch- und Hausteinmauerwerk mit Holzverankerung.
3. Bruch- und Hausteinmauerwerk ohne Holzverankerung (Abb. 31 bis 33).

---

[1]) Daß wir dazu tatsächlich berechtigt sind, betont meines Erachtens mit Fug und Recht Cauer N. Jahrb. f. Klass. Alt. 1905, S. 7 (vgl. VI, 6, S. 197).

[2]) Joseph, Die Paläste des homerischen Epos, S. 52.

Der Luftziegel ist ein uraltes, internationales Eigentum, wir finden ihn vor allem in Ländern mit geringem Steinmaterial, daher auch die Schutthügel von Ninive[1]); nach der Natur des Materials litt der Luftziegel an Unbeständigkeit, und man wird schon früh auf Mittel gesonnen haben, dem getrockneten Lehmpatzen mehr Festigkeit zu geben. Einer von diesen Versuchen

Abb. 31. Mauerwerk aus mykenischer Zeit
nach Schuchhardt »Schliemanns Ausgrabungen«.

ist die Verwendung von Strohgemengsel, wie dies beim Formen der Luftziegel noch heute im Orient geschieht[2]); ein zweites Mittel aber, das wir im prähistorischen Troja, ferner in Tiryns und Mykenä verwendet finden, ist ein Gerippe von Holz, wodurch der mit Luftsteinen erbauten Wand die gewünschte Konsistenz verliehen wurde[3]). Diese Holzverankerung kann nur,

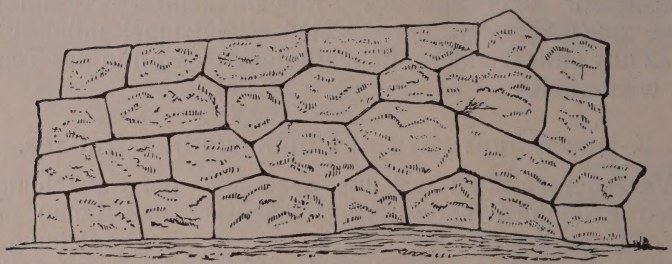

Abb. 32. Polygonales Mauerwerk aus mykenischer Zeit
nach Schuchhardt »Schliemanns Ausgrabungen«.

wie Dörpfeld nachgewiesen hat[4]), zugleich mit der Wand aus Lehm und in diese eingebunden aufgeführt seien, so daß an eine Art Fachwerksbau in unserem Sinne nicht zu denken ist.

[1]) Botta et Blandin, Monuments de Ninivé Paris 1849. Bayard in seinen mehrfachen Werken über Ninives Überreste.

[2]) Auch die Lehmwände deutscher Dorfscheunen zeigen Lehm und Strohgemengsel.

[3]) Durm, Baukunst der Griechen 1892, S. 28, Fig. 19.

[4]) Dörpfeld in Schliemanns Tiryns, S. 292ff.

Diese so beschaffene Wand setzte sich behufs Abwendung der Erdnässe, die das Material nicht vertragen konnte, auf einen 0,45—0,60 m hohen Sockel aus Bruchstein, dessen Fundament meist nicht einmal bis auf den gewachsenen Boden herunterging. Durm[1]) weist auf den noch heute üblichen Brauch im Peloponnes, so auch um Tiryns hin, wonach die Luftziegelsteine mit Holzankern sich auf einen Bruchsteinsockel setzen. Die Anten des Lehmmauerwerks wurden durch glatt gehobelte Hölzer verkleidet[2]), deren zugehörige Steinbasen sich in Tiryns noch erhalten haben, während Dörpfeld aus zu Holzkohle gewordenen Überresten der zweiten Schicht in Troja die Holzanten herleiten konnte, aber auch Tsuntas hat dieselbe Technik für Mykenä bestätigt gefunden[3]); die Vermutung, daß diese Parastaden mit Metallblech[4]) verkleidet waren, dürfte wohl die Wahrheit treffen. Bei Neben- und untergeordneten Räumen dürfte auch die Holzverankerung ganz oder teilweise gefehlt haben.«

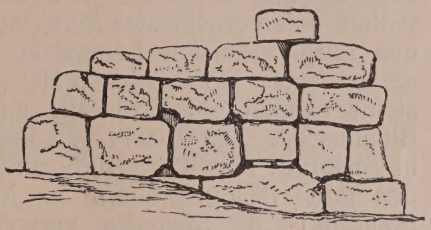

Abb. 33. Mauerwerk aus mykenischer Zeit nach Schuchhardt »Schliemanns Ausgrabungen«.

2. »Der Mangel an technischem Scharfblick im Verein mit gewohnheitsmäßiger Übung ließ dann diese Holzriegeltechnik selbst bei der Errichtung von Steinwänden zur Anwendung kommen[5]). Wenn man bei dem irregulären Bruchsteinmauerwerk deswegen noch einen Schimmer von Berechtigung zugestehen möchte, da hier tatsächlich, wenn auch nur für die kurze Zeit des Holzbestandes, ein besserer Zusammenhalt ersichtlich ist, so wirkt der Gebrauch der Holzplanken beim Haustein ganz sinnlos. Eine solche Mauer ist diejenige unter dem griechischen Tempel in der Aule von Mykenä, die sich noch in sechs Schichten 2,40 m erhebt[6]). Die Hölzer waren hier in Lehm und Bruchstein eingebettet, selbst einige Kohlenreste von Balken haben sich erhalten. Es scheint aber hier, abgesehen

[1]) Durm, Baukunst der Griechen, S. 31, Anm. 21.
[2]) Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen 1891, S. 331.
[3]) Vgl. oben S. 180, VI, 3.
[4]) Auch die Säulen des Salomonischen Tempels waren mit Goldblech bekleidet; Hiskia mußte bei der Tributzahlung diese abreißen.
[5]) Die schon mehrfach erwähnte gallische Mauer (ureuropäisch) zeigt Vereinigung von Stein und Holz.
[6]) *Πρακτικά* 1886, S. 64.

von der naheliegenden Reminiscenz an den Lehmziegelbau mit Holzriegelwerk, eine altorientalische Baugewohnheit vorzuliegen, wenn, worauf Dörpfeld schon hingewiesen hat[1]), man sich erinnert, daß auch der durch die Phönikier erbaute Tempel Salomos in Jerusalem eine Mauer hatte, bei der auf drei Quadersteinschichten stets ein Cedernholzbalken folgte[2]). Auch bestätigt diese Annahme noch der Umstand, daß sich in den doch noch weit älteren Überresten von Thera Bruchsteinmauerwerk mit ersichtlicher Langholzpraktik erhalten hat[3]) usw.« —

3. Das Bruch- und Hausteinmauerwerk ohne Holzverankerung, das nun weiterhin von Dr. Joseph besprochen wird, ist besonders durch die Aufdeckung der VI. Schicht von Troja den Forschern vor Augen geführt worden, zur großen Überraschung der beteiligten Kreise, hatte man sich doch gewöhnt, »als vornehmstes Material für den heroischen Palastbau den luftgetrockneten Lehmstein zu betrachten (unter Zuhilfenahme eines Bruchsteinsockels)«. »Die Bearbeitung des Hausteins geschah (in Troja VI) mit der Säge, welche Technik Blümner für eine Anzahl von Bauwerken auch anderer Länder in Anspruch nimmt[4]). Auch zur Bearbeitung des Hausteins bei den θόλοι (Kuppelgräbern) zu Mykenä und der mykenischen Mauern ist die Steinsäge verwendet worden. Die so hergestellte rauhe Fläche wurde, wo es angebracht erschien, noch mit Kalkputz versehen.«

3. Die Größenverhältnisse des Männersaals (Megaron).

Um nun die allmähliche Erweiterung der oben (Abschn. V und VI) geschilderten Lehmhäuser mit eingebautem Holzgerüst zu einem homerischen Megaron begreifen zu können, muß sich der Leser zunächst die Größenverhältnisse eines solchen Megaron klar machen, die wir tatsächlich aus den Ausgrabungen von Troja, Tiryns und Mykenä entnehmen können und die von verschiedenen Forschern, z. B. Dr. D. Joseph bereits übersichtlich zusammengestellt sind[5]). Da zeigt es sich denn tatsächlich, daß das kleinste in Troja II B aufgedeckte Megaron nicht größer ist, als zwei mittelgroße Wohnzimmer zusammen, d. h. etwa

[1]) Athenische Mitteilungen XIV, 125.
[2]) 1. Buch der Könige, 7, 12. Vgl. VI, 3, Anm. 5 kerutot.
[3]) Bursian, Geographie von Griechenland II, 523 und Virchow, Zeitschrift f. Ethnologie 1890, S. 341.
[4]) Blümner, Technologie bei Griechen und Römern II, 216.
[5]) Dr. D. Joseph, »Die Paläste des homerischen Epos mit Rücksicht auf die Ausgrabungen Heinrich Schliemanns.« Berlin, Siemens 1895, S. 49.

genau so groß, wie wir uns ein mitteleuropäisches Wohnhaus der vorgeschichtlichen Zeit zu denken haben, mit dessen Größe wohl auch die meisten Tagelöhnerhäuser auf dem Lande, deren Mittelpunkt die Küche bildet, ungefähr übereinstimmen. Dieses kleinste Megaron, das nur 40,72 qm Flächeninhalt aufweist, verhält sich zu dem größten, welches Schliemann und Dörpfeld gefunden haben wie 1 : 5; man ersieht also daraus, daß, sobald die uralte Bauart, backofenförmige Hütten herzustellen, einmal verlassen war, man nun auch bald zur Herstellung von Königshäusern von beträchtlicher, imponierender Größe fortschritt[3]). Dieses größte Megaron

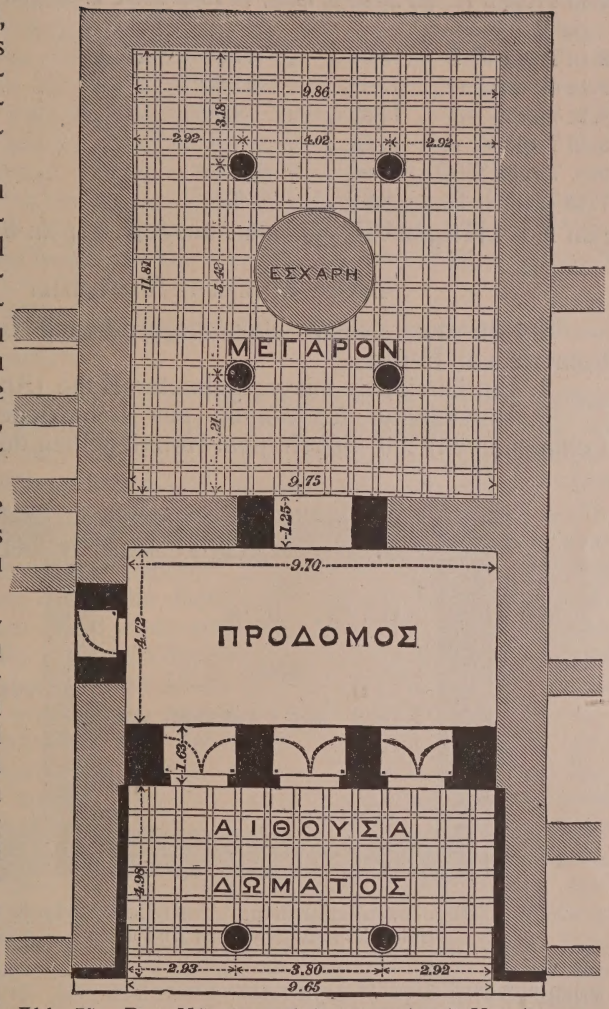

Abb. 34. Der Männersaal (megaron) mit Vorzimmer (prodomos) und Halle (aithousa) im Palast zu Tiryns. Schliemann, Tiryns No. 113.

[3]) Nach Henkes Berechnung, der ich in meinem Hilfsbuch zu Homer, S. 192 gefolgt bin, muß der Saal des Odysseus, damit sich 108 Freier mit ihren Gästen, Dienern usw. frei bewegen konnten, etwa 149 qm

1. in Troja II A ist 20,00 m lang, 10,15 m breit, u. enthält 203,00 qm Fläche
dann folgen:
2. in Troja VI B „ 15,00 „ „ 11,85 „ „ „ „ 175,00 „ „
3. in Mykenä O „ 12,92 „ „ 11,50 „ „ „ „ 148,60 „ „
4. in Tiryns VII „ 11,81 „ „ 9,80 „ „ „ „ 115,75 „ „
5. in Troja VI A „ 11,55 „ „ 9,10 „ „ „ „ 105,00 „ „
6. „ Tiryns XVIII „ 7,60 „ „ 5,64 „ „ „ „ 42,90 „ „
7. in Troja II B „ 8,95 „ „ 4,55 „ „ „ „ 40,72 „ „

(Zu No. 4 [Tiryns VII] vgl. man die Abb. 34; zu 5: Abb. 35.)

4. Die hölzerne Vorhalle.

Da in den beiden eben besprochenen Grundzügen des homerischen Hauses:

1. Einräumigkeit mit vorgebauter Halle (Abb. 35),
2. Herstellung der Wände aus Lehmziegeln (urspr. nur Lehmklumpen) mit eingefügtem Holzriegelbau der Urtypus einer

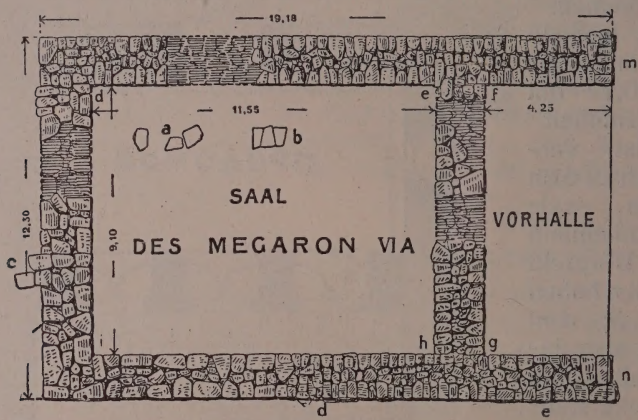

Abb. 35. Megaron mit Vorhalle aus Troja (VI A)
nach Dörpfeld »Troia und Ilion«, S. 151.

vorgeschichtlichen Lehmhütte enthalten ist, erinnern wir uns lebhaft an die im V. Abschnitt besprochenen Wohnungen von Lengyel, die — noch halb im Boden steckend — dem eingebauten Holzgeflecht die Festigkeit ihrer über die Erdbodenfläche hinausragenden Wände verdankten. Schon die noch ganz im Erdboden steckenden Wohnhöhlen hatten — wie

Flächeninhalt besessen haben, wie wir dies unter No. 3 im Megaron von Mykenä tatsächlich angegeben finden.

Wosinsky ausdrücklich betont — ein schirmartiges Strohdach über der Zenitöffnung, durch welche die Bewohner einstiegen; hob sich nun die Wohnhöhle über die Erde, so lag das Dach d. h. ein wüster Haufen von Stroh, Schilf nnd Dung auf dem Gipfel dieser bienenkorbförmigen Erdhöhle. Sollte nun für den Anführer der in den Erdhöhlen hausenden Horde eine Behausung hergestellt werden, so mußte der Hörige, dem der Schutz des Herrn anvertraut war, zweifellos vor dem backofenförmigen Hause eine Unterkunft finden zur Sicherung der Tür, so wie noch im Schlafgemach der Nausikaa zwei Dienerinnen[1]) schliefen — —

»Neben den Pfosten, und dicht war die glänzende Pforte verschlossen«.

Wie nun (s. oben VI, 3) Eumäus angelehnt an den Felsen für das Vieh Verschläge aus Eichenholzpfählen herstellt, so mußte nun für den Türwächter ein solcher Verschlag aus eingerammten Pfählen hergestellt werden, der in frühster Zeit zunächst mit dem eigentlichen Lehmhause noch keine architektonische Einheit bildete, sondern erst später, indem die statt der Rundhölzer angewendeten Holzbalken so lang gewählt wurden, daß sie über die Decke des Megarons weggezogen werden konnten. Bald aber erkannte man, daß diese Vorhalle, d. h. vier Pfähle mit quer darüber gelegten Rundhölzern (siehe unten VII, 5), deren eines Ende an die Wandung des Lehmhauses stieß, vortrefflich geeignet war, dem oben daraufgepackten Strohhaufen, der das Dach vorstellen sollte, die gewünschte Festigkeit zu geben. Denn sobald man damit begonnen hatte, anstatt der von der Natur selbst gebotenen Rundstämme, wie sie noch Odysseus in Ermanglung einer Säge verwendete und wie wir sie noch bei unseren Flößen finden, vierkantige Balken zu verarbeiten, beleidigte auch das unordentliche Strohdach das Auge und nun wurde mit Hilfe eines Holzgeflechts, das die Form einer vierseitigen Pyramide aufwies, da es sich an einen Pfahl auf der Spitze der bienenkorbförmigen Erdhütte anlehnte, ein Walm- oder Zeltdach hergestellt, das nach vier Seiten eine Traufe bildete. Erst als die Vorderseite dieses Daches, um die schon besprochene für den Rauchabzug erforderliche dreieckige Öffnung über der Tür bezw. der Vorhalle frei zu halten, senkrecht aufgerichtet wurde, entstand der an den griechischen Tempeln bekannte dreieckige Giebel, der später ein Vorrecht dieser Heiligtümer war.

[1]) Homer, Odyssee VI, 19.

5. Die Stützbalken der Vorhalle.

Schon in den Abschnitten V, 11—14 ist ausführlich davon die Rede gewesen, daß die älteste Zimmermannstechnik darin bestand, über die Ständer (stauroi, stamines) eine Schicht von Rundhölzern zu legen (ikria), die einen Bretterboden bilden. Steinerne Nachbildungen dieser Zusammenfügung sind nun tatsächlich erhalten und geben ein unwiderlegliches Zeugnis, und zwar: erstens die Säule des Löwentors, zweitens die Säulen des Atreusgrabes, drittens eine Säule aus Kreta (Abb. 36).

1. Ich setze noch einmal die Worte Schuchhardts hierher, der den Oberteil der Säule des Löwentor-Reliefs von Mykenä folgendermaßen beschreibt[1]): »In der Platte über dem Wulst des Kapitäls wird der Architravbalken zu erkennen sein, der von einer Säule zur andern reichte. Hierüber folgen vier runde Scheiben und als oberster Abschluß wieder eine abakusähnliche Platte. Die Scheiben sind offenbar als Balkenköpfe aufzufassen und verraten uns, daß hier im Stein die tatsächlichen Verhältnisse der Holzkonstruktion nachgeahmt sind. Auf dem Architrav ruhte also eine Balkendecke in roher Blockkonstruktion, überdeckt von Bohlen, die wieder parallel mit dem Architrav gelegt sind und den Fußboden des oberen Geschosses bilden.« Den Beweis für diese Behauptung liefern die in Lübke-Semrau gegebenen Abbildungen der lykisch-phrygischen Felsgrabbauten; an diesen sieht man die Stützbalken, die Architrave und die darüber liegende Schicht der mit den Kopfenden hervorstehenden Rundhölzer, so daß man in Stein umgewandelte Blockhäuser vor sich zu haben meint. (Vgl. oben Abb. 28 und 52.)

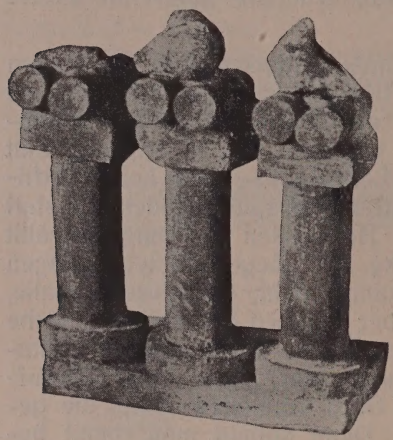

Abb. 36. Bemalte Terrakotta-Säulen aus Kreta; aus Drerup »Homer«, S. 94.

2. Die Säule des Atreusgrabes, die in Bruchstücken erhalten und nun künstlerisch ergänzt ist, zeigt in ihrer Rekonstruktion (vgl. die Abbildung bei Schuchhardt, II. Aufl., S. 177) eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Kapitell der Löwentor-

[1]) Lübke-Semrau, Die Kunst des Altertums, S. 83.

säule; ihr Schaft verdickt sich nach oben. In dem Kuppelgrab der Frau Schliemann, welches wir zur Ergänzung des Atreusgrabes heranziehen müssen, finden wir nun ebenfalls wie beim Löwentorrelief eine Andeutung des obenbesprochenen Rundhölzerbodens. Schuchhardt[1]) berichtet von diesen Säulen: Die Halbsäulen sind aus dunkelgrauem Alabaster und dorisch gefurcht; wie die Einritzungen in der Wand zeigen, verdickten sie sich nach oben[2]). Kapitelle sind leider noch nicht gefunden. Sie trugen eine hervorragende Platte von blaugrauem Marmor, auf welcher runde Scheiben in Relief hervortreten. Diese können, wie schon beim Löwentorrelief bemerkt wurde, nichts anderes bedeuten als die Köpfe von runden Holzbalken, die nach innen gehend die Decke bildeten. So sehen wir schon hier die Bauglieder der Holzkonstruktion zum reinen Ornament geworden.«

3. Die drei Säulen aus Knosos mit den Tauben (aus Terrakotta mit Bemalung)[3]) zeigen nun noch deutlicher als selbst das Löwenrelief, daß derartige Pfeiler immer nur den Zweck hatten, einen Rundhölzerboden zu tragen.

6. Die vielseitige Verwendung des Männersaals und der Vorhalle.

Wir werden uns nun nicht eher ein klares Bild von dem Wesen, der Ausdehnnng und der Gestalt der Vorhalle (Abb. 37) machen können, als bis uns die Anlage und Größe des dahinter liegenden Männersaals, der natürlich als Eigentum eines Stammesfürsten gedacht werden muß, verständlich geworden ist. Alles, was in dem Megaron nicht vorgenommen werden kann, mußte in die Vorhalle verlegt werden. Im Anfang dieses Abschnittes waren wir uns darüber klar geworden, daß die Anschauung Noacks: »das älteste homerische Fürstenhaus hat nur einen Raum (Megaron)«, als die richtige anzusehen sei, und es ist nur zu bedauern, daß Noack[4]) aus Furcht, sich zu weit von der historischen Zeit zu entfernen, dieses Haus nicht ein frühmykenisches, sondern nachmykenisches nennt. P. Cauer[5]) schreibt dazu: »Schon die Paläste der mykenischen Blütezeit — in Arne, Mykenae, Tiryns — gehen über diesen ursprünglichsten

---

[1]) Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen, II. Aufl., S. 181.
[2]) Von dieser Verdickung (?) wird noch weiter die Rede sein.
[3]) Drerup »Homer«, S. 94.
[4]) Noack, Das homerische Haus. Eine Studie zu den Denkmälern und zum Epos 1903. (Vgl. oben VII, 1.)
[5]) P. Cauer, Erfundenes und Überliefertes bei Homer. Neue Jahrb. für Klass. Alt. 1905, S. 7.

Typus hinaus, indem sie ihn vervielfacht zeigen. Daraus ergibt sich klar und unzweifelhaft: Die Zeit, welche den epischen Stil geschaffen hat, steht sogar noch am Anfang derjenigen Periode, die wir die mykenische nennen. Daß Noack selbst dieses von ihm gewonnene wichtige Resultat zum Schluß (S. 71) mit seltsamer Willkür wieder ausstreicht, aus dem vormykenischen (warum nicht »frühmykenischen«?) Hause durch die unvermittelte Annahme, es habe »als fester Typus die mykenische Zeit überdauert«, ein nachmykenisches macht und nun »homerisch« mit »nachmykenisch« gleichsetzt: das muß man lesen, um es zu glauben. Der Dank für das Gefundene soll ihm darum nicht verkürzt werden«. Dieser einzige Raum des Megaron mußte nun zu den verschiedensten Tätigkeiten hinreichen.

1. In ihm spielte sich das ganze Leben des Tages ab, a) die Frau saß mit den Mägden bei der Arbeit, b) der Hausherr putzte seine Waffen (Ilias VI, 321).

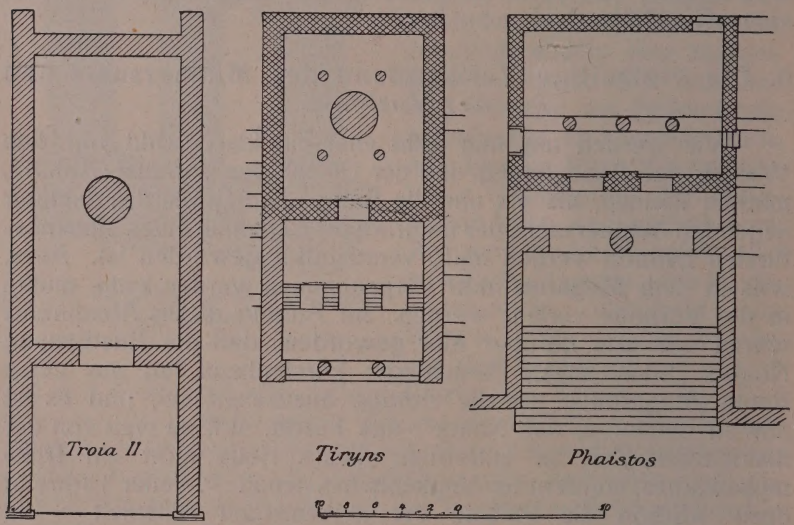

Abb. 37. Megaron mit Vorhalle in Troia (II), Tiryns und Phaistos aus Noack »Das Homerische Haus«.

2. Die geladenen Gäste wurden bewirtet.

3. Im innersten Teile eben dieses Raumes (*μυχῷ δόμου ὑψηλοῖο*) hatte das Ehepaar sein Lager (Cauer ebendaselbst, S. 7.)

Aus den meisten Büchern der Odyssee, worin das Treiben der Freier gekennzeichnet wird, erkennen wir, daß die Ab-

haltung der Gastmähler im Hause des Königs einen bedeutenden Raum des Megaron voraussetzte. Denn, mag auch das Treiben der Freier in der Abwesenheit des Königs durchaus gesetzlos erscheinen, das dürfen wir nicht vergessen, daß auch in gesetzlichen Zeitverhältnissen der Adel des Landes das Recht hatte, sich im Königshause zu versammeln, und zwar zum Zweck der Rechtsprechung, welche der König allein nicht ausüben konnte.

»Welchen Umfang,« so schreibt G. Finsler[1]), »die Gesellschaft hatte, die zu solchen Mahlzeiten zusammenkam, können wir nicht wissen. Es muß jedoch ein fester Verband gewesen sein, den aufrechte, zum Gericht berechtigte Männer miteinander bildeten. In der Stelle Ilias XXII, 492, worin Andromache die Stellung eines verwaisten Fürstenkindes im Kreise der »Genossen des Vaters« in den trostlosesten Worten beschreibt, sowie auch an anderen Stellen heißen diese Teilnehmer »Genossen oder Kameraden des Fürsten« (ἑταῖροι). Daß diese Adelsverbände aus uralter Zeit stammen, geht daraus hervor, daß sie sich bei den verschiedensten Völkern Europas finden; man vergleiche hierüber das Werk von H. Schurtz.[2])

7. Die Vorhalle als Schlafgemach der Fremden.

So mußte denn mancher Vorgang aus dem Männersaal in die Vorhalle verlegt werden. Bei Besprechung des Zwecks dieser Vorhalle schreibt J. Reimers[3]): »Dieses eigentliche Haus, Vorhof mit Halle, ist sowohl der Hauptteil des Fürstenpalastes, wie es auch die Wohnung des unbegüterten Mannes bildet. Der zurückkehrende Odysseus findet den Sauhirten Eumäos in der Vorhalle sitzend (Od. 14, 5) und wird von diesem dann in das Innere der Hütte geführt. Homer unterscheidet also auch hier prodomos und den eigentlichen Wohn- und Schlafraum, welcher hier klisie (κλισίη) heißt[4]). In gleicher Weise finden wir die Unterscheidung bei dem Anaktenhause (Herrscherhause). Im Palaste des Menelaos läßt Helena dem Telemach von den Mägden unter der Halle das Lager bereiten, die hier einmal die aithousa und gleich darauf wieder prodomos genannt wird

[1]) G. Finsler, Das homerische Königtum. Neue Jahrb. für Klass. Alt. 1906, S. 314.

[2]) H. Schurtz, Altersklassen und Männerbünde (1902).

[3]) J. Reimers, Zur Entwicklung des dorischen Tempels, Berlin 1884, Weidmann, S. 8 u. 9.

[4]) κλισίη hängt zusammen mit κλίνη Bett, wovon das bekannte Wort »Klinik« abgeleitet ist.

(Od. 4, 296—305). Auch hier also wird unterschieden das Vorhaus und der Saal. Aus dem Megaron, in welchem bis dahin alle versammelt waren, fährt der Herold Telemach und den Sohn des Nestor in die Vorhalle, wo ihnen das Lager bereitet ist, während Menelaos an der Seite seiner Gemahlin im mychos, dem innersten Winkel des Megaron, ruht. In gleicher Weise wird uns der Palast des Phaiakenbeherrschers Alkinoos beschrieben (Od. 7, 344—347), auch hier wird dem Gaste das Lager unter der Halle bereitet, während der Herrscher im mychos der Ruhe pflegt. So auch ruht Achill an der Seite der Briseis im Megaron, während Priamos in der Halle gebettet ist (Il. XXIV, 673—675):

Also schliefen sie dort in der vorderen Halle der Wohnung
Priamos selbst und der Herold, des Rats allkundige Greise,
Aber Achilleus ruht im innersten Raum des Gezeltes (= Hütte)
Und ihm zur Seite des Brises rosige Tochter.

Freilich war dem Dichter des (sehr spät entstandenen) XXIV. Buches der eigentliche Grund dieser Unterbringung der Fremden in der Vorhalle schon völlig unbekannt, deswegen läßt er den Achill folgende Worte zur Begründung anfügen:

Draußen lagre dich nun, o lieber Greis; denn es möcht hier
Etwa ein Fürst herkommen der Danaer, welche gewöhnlich
Rat mit mir zu halten, in meinem Gezelt sich versammeln.
Sähe dich einer davon in der Nacht schnellfliehendem Dunkel,
Bald verkündigte der's dem Hirten des Volks Agamemnon usw.

Der mit den Sitten der alten Zeit wenig vertraute Nachdichter übersieht in seinem Eifer, alles motivieren zu wollen, ganz und gar, daß ein zu Achilles ins Zelt kommender Achäer ihn beim Durchschreiten der Tür in der Vorhalle ebensogut und noch früher bemerkt haben würde als im Zelt selber[1]). Der wirkliche Grund ist ein ganz anderer: Da es in den einfachen Anaktenhäusern einen besonderen Thalamos für das fürstliche Paar nicht gab, sondern dieser mit dem Megaron identisch war, so blieb bei Anbruch der Nacht für den Gast eben gar kein anderer Unterkunftsort übrig als die Vorhalle«. Diese über allen Zweifel erhabene Tatsache hat Fr. Noack in seiner Schrift »Das homerische Haus«[2]) für die Lösung der Thalamos-Frage in geschickter Weise verwertet (siehe VII, 1).

---

[1]) Ilias XXIV, 650—652.
[2]) Noack, Das homerische Haus.

8. Die Ähnlichkeit dieser Vorhalle mit dem Vorbau (pronaos) des Antentempels.

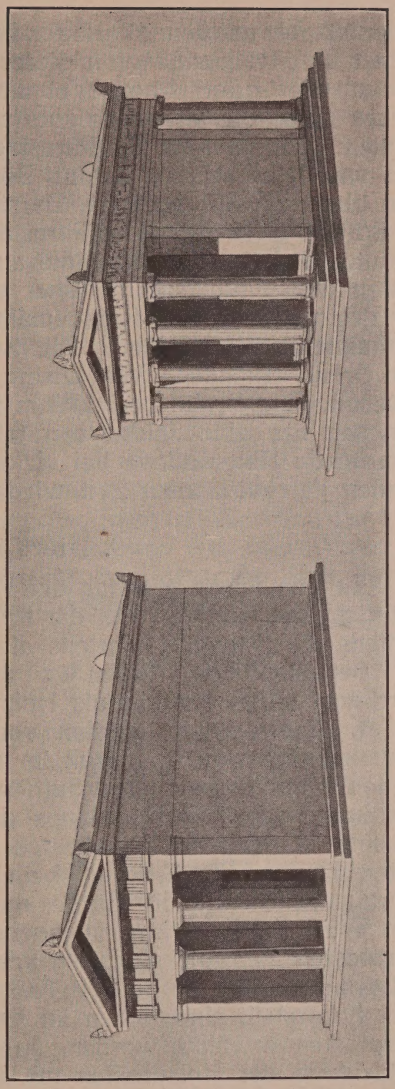

Abb. 38. Antentempel und Amphiprostylos. Nach Luckenbach »Kunst und Geschichte« I, S. 19.

Nun hat allerdings diese meine ganze Beweisführung nur dann Wert, wenn meine Leser, unbeeinflußt durch die Behauptung Durms, »daß der auf allen Seiten von Säulen umgebene Peripteraltempel das Urbild der griechischen Tempel sei«, an der alten Auffassung »homerisches Haus = Antentempel« festhalten (Abb. 38). In überaus klarer, überzeugender Weise stellt J. Reimers[3]) diesen Zusammenhang dar, nachdem er vorher den Unterschied zwischen Vorhalle und Männersaal noch scharf gekennzeichnet: »Im Gegensatz zu dem lichtdurchströmten prodomos wird das megaron das schattige (*σκιόεν*) genannt, weil es ohne eigentliche Fenster nur durch die Öffnungen zwischen den Balkenköpfen erleuchtet wurde.« — »Genau diese Raumeinteilung zeigt der Antentempel, der *ναὸς ἐν παραστάσι*. Dem Prodomos entspricht der Pronaos, dem Megaron der Naos. Wie beim Wohnhause die Vorhalle, so ist beim Antentempel der Pronaos weit geöffnet und von Säulen getragen und dem Herde im Megaron entspricht der Altar im Naos (vgl. VII, 10). Die außerordentliche Übereinstimmung des Paras-

[3]) J. Reimers, Zur Entwicklung des dorischen Tempels, S. 10.

tadentempels mit dem altgriechischen Wohnhause läßt doch wohl keinen Zweifel zu, daß wir in dieser Tempelform die direkte Nachbildung des griechischen Wohnhauses sehen dürfen, und daß dieses somit die älteste Anlage ist.« — Daß nicht nur die zwei Säulen, sondern auch die Parastaden rechts und links ursprünglich von Holz waren, betont Dörpfeld[1]) im weiteren Verlauf der oben (V, 15) zitierten Darstellung aus Troja und Ilion, II. Schicht, Seite 88: »Die Parastas (oder Ante) der griechischen Architektur hat eine Form, die aus dem Steinbau nicht zu erklären war. Man suchte früher vergeblich nach einem Grunde für den zwischen den Breitenmaßen ihrer verschiedenen Seiten vorhandenen Unterschied. Die trojanischen Funde lehren uns den Grund erkennen. Wie unsere hölzerne Parastas, von vorne gesehen, eine Breite von 1,44 m hatte, von der Seite gesehen dagegen nur eine solche von 0,24 m, so kehren ganz entsprechende Unterschiede bei vielen Parastaden an griechischen Bauten der klassischen Zeit wieder.«

9. Die Türen.

An den Türen, die aus der Vorhalle zum Megaron führen, unterscheidet man: erstens die Pfosten, zweitens den Türsturz, drittens die Schwelle, viertens die Türflügel.

Bei allen diesen Teilen war das ursprüngliche Material fast durchweg nichts anderes als Holz.

1. Die Pfosten werden von Homer mehrfach erwähnt, doch befindet sich Dr. Joseph im Irrtum[2]), wenn er meint, daß in den sämtlichen von ihm aufgeführten 24 Stellen der Odyssee das homerische Wort stathmos den Türpfosten bezeichne, im 16. und 17. Buch besonders, wo von der Wohnung des Sauhirten Eumäos die Rede ist, bedeutet das Wort (besonders im Plural) das Gehöft, die Hürde, den Viehstall, wie dies auch in den Wörterbüchern klar angegeben ist. Da, wo wirklich die Türpfosten gemeint sind, ist kein Zweifel, daß Homer von hölzernen spricht, so in XVII, 340, wo dieselben aus Cypressenholz hergestellt sind; wenn im Palast des Alkinoos »silberne« Türpfosten erwähnt werden, so deutet dieses Wort auf die Bekleidung der Holzpfosten mit Metallblech. Dörpfeld hat in Schliemanns Tiryns[3]) den ausführlichen Beweis geliefert, daß nur hölzerne Pfosten verwendet wurden.

---

[1]) Dörpfeld, Troja und Ilion, S. 88. Anta = altnordisch ond (Henning S. 2).
[2]) Dr. Joseph, Die Paläste des homerischen Epos, S. 106.
[3]) Seite 317.

2. Der Türsturz war ebenfalls von Holz; jedenfalls hat sich keine Spur von einem steinernen gefunden.

3. Die Schwellen waren allerdings zum größeren Teil aus Stein, doch wurden in der frühesten Zeit zweifellos nur hölzerne verwendet; in der Odyssee werden neben den steinernen auch eichene, eschene und eherne, d. h. hölzerne mit Erzüberzug erwähnt und auch in den durch die Ausgrabungen aufgedeckten Palästen begnügte man sich bei Räumen untergeordneter Art immer noch nach alter Weise der Holzschwellen. »Hölzerne Schwellen in situ konnten schon wegen des leicht zerstörbaren Materials nirgends gefunden werden, aber nach Dörpfeld[1]) sind Reste derselben in Gestalt von Holzkohlen auf uns gekommen.«[2])

4. Die Türflügel, aus Füllungen fest verbunden, sind poliert (Od. II, 344, XXI, 127) in reichen Palästen mit Goldblech und Elfenbein ausgelegt (Od. VII, 83, 88; XIX, 563) und drehten sich mittels Zapfen in den Vertiefungen der Schwelle und des Türsturzes[3]). Freilich bemerkt Dr. Joseph[4]) hierzu: »Bei alledem bleibt uns noch immer dunkel, wie das obere Ende des Zapfens in dem Türsturz befestigt war, worüber auch Vermutungen nichts Befriedigendes zu bieten vermögen.

10. Der Herd des Hauses als Opferstätte für die Götter.

Daß schon zur Höhlenbewohnerzeit im Innern der Wohnhöhle ein Feuer loderte, ist oben (VI, 5) besprochen worden. Sobald die Höhle zum Haus geworden war, blieb der Herd im Mittelpunkt des Männersaals (im Schnittpunkt der Diagonalen) als Förderer der gesamten Lebensinteressen sowohl der irdischen, wie der geistlich-religiösen. Schon in der Höhlenbewohnerzeit wurden den Geistern Opfer und Spenden gebracht, die Reste haben sich in historischer Zeit noch erhalten: »Der Gottheit, die in Hainen und Höhlen oder auf Felskuppen mit Vorliebe verweilend gedacht wird, werden die Opfergaben an diesen ihren bevorzugten Aufenthalt gebracht. Speisen, die sonst rasch der Verwesung anheimfallen würden, werden auf dem Boden verbrannt, andere Gaben auf eine in der Nähe sich darbietende Erhöhung, einen Felsblock oder Erdhügel ge-

---

[1]) Dörpfeld in Schliemanns Tiryns, S. 315.
[2]) Joseph, S. 105.
[3]) Vgl. mein Hilfsbuch zu Homer, S. 191 u. 192.
[4]) Ebendaselbst S. 106.

stellt, daneben werden Trankspenden ausgegossen. Es ergab sich natürlich, daß man alle regelmäßigen Opfer immer wieder an derselben Stätte ausrichtete, die aus praktischen oder religiösen Rücksichten einmal dafür passend erschienen war.«[1]) So ist es denn nicht zu verwundern, daß in den aus den Erdhöhlen schließlich entstandenen Wohnhäusern der erstens zur Bereitung der Speisen, zweitens zur Erwärmung des Zimmers[2]) bestimmte Feuerherd auch drittens den Opferaltar darstellte und daß bei jeder Mahlzeit dort auch in ältester Zeit ein Opfer — wenn auch in geringem Maßstabe — vollzogen wurde.

a) Die Verpflichtung des Hausherrn und Fürsten zur Darbringung des Opfers.

Obwohl Aristoteles als Befugnisse der heroischen Könige: erstens die Führung des Heeres, zweitens das Gericht, drittens die Abhaltung der Opfer angibt, ist doch — wie G. Finsler[3]) scharf betont — nur der dritte Punkt richtig, da in der Odyssee der König von Amts wegen weder Richter noch Polemarch ist. Dagegen blieb noch nach 510 der Titel *βασιλεὺς* (König) dem einen der neun Archonten so lange, als er die Opfer für die Gemeinde brachte; so war es schon in der heroischen Zeit. Achilleus, der König der Myrmidonen, gebietet, nachdem er selbst das Fleisch (Ziege, Schaf, Mastschwein) an die ihn in seiner Hütte besuchenden Helden verteilt hatte, seinem Freunde Patroklus in seinem Namen zu opfern (Ilias IX, 220):

— — — Dieser gehorcht', und warf die Erstling ins Feuer.

Ebenso opfert Agamemnon (Ilias II, 404) einen Stier, als er die Geronten bei sich zu Gast hat.

b) Der Herd im Hause als Altar.

Nun scheint aber meine Beweisführung ganz in die Irre zu gehen, da ich den Zielpunkt, die Gleichsetzung des Fürstenhauses mit dem Antentempel, gewissermaßen aus den Augen verloren habe. Was soll — so wird man mich fragen — der Hinweis auf den Altar in der Mitte des Megaron, da doch — wie jeder Sextaner aus dem alten Testament weiß — der

---

[1]) Pauly-Wissowa, Reallexikon, Artikel »Altar«.

[2]) Davon wird später die Rede sein; in dem südlicher gelegenen Kreta fehlt der Herd im Megaron, auf Ithaka war in der Behausung des Eumaeus bei dem kalten Klima (Odyssee XIV, 457) eine solche Wärmequelle unerläßlich.

[3]) G. Finsler, Das homerische Königtum. Neue Jahrb. f. d. klass. Altertum 1906, S. 328.

Brandopferaltar außerhalb des Tempels im Tempelhofe stand? — Dies war, so antworte ich, in der ältesten Zeit nicht der Fall, und berufe mich hierbei auf die Zeugnisse des Altertums[1]): »Altäre im Tempel sind vielfach literarisch bezeugt, in einzelnen Fällen z. B. in einem Tempel zu Selinunt, im Serapistempel auf Delos auch heute nachweisbar. In den meisten Tempeln aber findet sich keine Spur eines Altars, was nicht allein daraus, daß sie der Zerstörung besonders ausgesetzt waren, wird erklärt werden können; vielmehr wird häufig statt eines festgegründeten Altars in der Cella bloß eine τράπεζα (Opfertisch) oder ein bewegliches Feuerbecken — das ebenfalls ἐσχάρα (Herd) genannt wird — oder ein Weihrauchständer gestanden haben, wie in den ägyptisch-semitischen Tempeln.« Daß in allen diesen Fällen in früheren Zeiten der Herd dem Opfertisch vorangegangen sei, ist nicht zweifelhaft.

c) Der Altar im Hause (Männersaal).

»Die Gottheit, die man im Hause wirksam dachte, ließ man an der eigenen Mahlzeit teilhaben; doch mußte die Scheu vor dem anders gearteten Wesen früh dazu führen, es an abgesonderter Stelle zu bedienen.«[2]) — »Der Herd im Hauptraume des Hauses (homerisch ἐσχάρη [eschara] in der Schwurformel Od. XIV, 159; XVII, 155; XIX, 303 ἰστίη), der in ärmlichen Verhältnissen auch Küche ist, wird in der Hütte des Eumaios (Od. XIV, 420) als Opferstätte verwendet; in vornehmen Wohnungen, in denen der Nutzherd in die (seitlich gelegene) Küche verwiesen ist, verbleibt doch eine ἑστία im Wohnsaal (»in der Mitte des Hauses«, Hom. Hymn. auf Venus v. 30), die nun im erhöhten Grade religiösen Charakter hat[3]), dem Kult des Zeus ephestios, oder hestiuchos dient (Od. XXII, 335), auch bestimmte unblutige Opfer empfängt, ohne doch schlechthin als Altar bezeichnet werden zu können.«[4])

d) Der Altar im Hofe.

Von den Gründen, die eine Verlegung der Opferhandlung von dem Herde des Megarons (Männersaales) auf den Altar im Hofe veranlaßten, nennt Escher[5]) folgende:

---

[1]) Artikel »Altar« ebendas.
[2]) Escher, Artikel »Altar« in Pauly-Wissowa Reallexikon, S. 164.
[3]) Preuner in Roschers Lexikon der Mythologie I, 2627f.
[4]) Artikel »Altar«, S. 1647.
[5]) Artikel »Altar«, S. 1641.

1. »War man einmal zu der Anschauung gelangt, daß die Speise der Gottheit durch Feuer und Rauch zugeführt werde, so war im Hofe hierfür der gegebene Platz.

2. Ob bei dieser Wahl auch der Umstand in Betracht kam, daß hier in einer früheren Zeit der Begräbnisplatz des Familienhauptes war, oder ob

3. der Grund maßgebend war, daß man hier die für den Hausbedarf nötigen Tiere zu schlachten pflegte, können wir bei unserer geringen Kenntnis urgriechischer Religionsvorstellungen nicht entscheiden.«

Ich glaube, hier ist gar keine Entscheidung nötig, es sind eben alle drei Gründe gleichmäßig gewesen, welche die besprochene Verlegung notwendig machten: erstens die Schlachtung der Tiere war besonders, wo es sich um Stiere usw. handelte, in dem Megaron gar nicht durchzuführen, wo schon die Zerlegung großen Unrat verursachte (man denke an die im Megaron des Odysseus herumliegenden Kuhfüße); zweitens das bei der Schlachtung in Menge zur Erde rinnende Blut sollte zugleich den im Hofraum beerdigten Ahnen zugute kommen (S. 124).

11. Die Deckenbalken und das Dach.

Wir kommen jetzt zu der allerschwierigsten Frage, über deren Beantwortung die maßgebenden Autoritäten sich noch nicht haben einigen können. Die Streitfrage lautet: Hat das homerische Herrscherhaus ein flaches oder ein schräges Dach besessen?

1. Fast alle Forscher, die sich nach Homers Angaben eine Vorstellung gebildet haben (auf keinem Ausgrabungsgebiet ist ein Megarondach erhalten!), vor allen Dörpfeld[1]), sind der Überzeugung, daß das Dach über dem Megaron des Herrscherhauses (Anaktenhauses) flach war, aber genau in der Mitte eine (sogenannte) Überhöhung besaß; der zwischen beiden Dächern befindliche Zwischenraum diente als Abzug für den Rauch des Herdes.

2. Fr. v. Reber, dessen bahnbrechende Schrift über die phrygisch-lykischen Felsgrabbauten im Abschnitt X, 3 eingehend gewürdigt werden wird, hat auf Grund dieser epochemachenden Entdeckungen, welche eine Reihe von Giebelhäusern zutage förderten, das Wagnis unternommen, schon den mykenischen Palästen den bekannten Giebel, wie er den späteren Tempeln eigen war, zuzuschreiben. Seine Rekonstruktion, die

[1]) Troja und Ilion, S. 41 u. öfter.

sonst mit der von Ch. Chipiez[1]) in den meisten Stücken übereinstimmt (Abb. 39), unterscheidet sich also wesentlich durch die von ihm angenommene Form des Daches (Abh. der bayr. Akad.

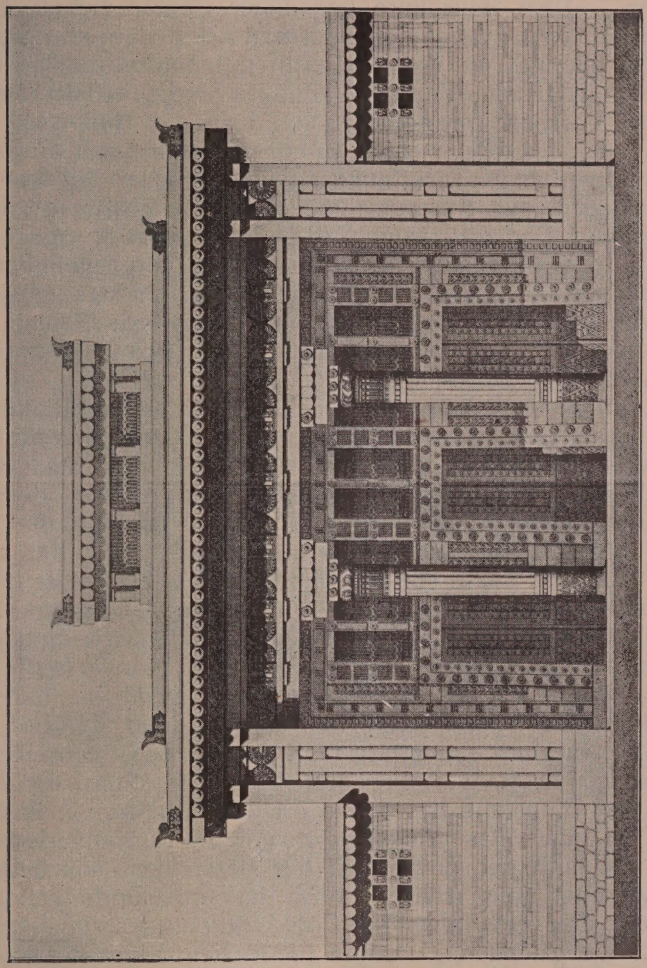

Abb. 39. Der Palast von Mykenä, rekonstruiert von Chipiez. Aus Drerup »Homer«.

der Wissensch., XXI, S. 506). Wollen wir uns über diese Meinungsverschiedenheit ein Urteil bilden, so ist es wohl das einfachste, zunächst die erstgenannte Auffassung in kurzer Dar-

[1]) Abgebildet in Drerup »Homer«, S. 18.

stellung zu skizzieren. Eine solche ist enthalten in Drerup »Homer« (S. 62); der Leser mag nach der Abbildung 34 (Männersaal des Palastes zu Tiryns)[1]) zunächst den Grundriß näher betrachten. »Dem Hausaltare gegenüber öffnete sich in einer Vorhalle mit zwei Holzsäulen zwischen Eckpfeilern (Anten) die Herrscherwohnung, zu der drei Stufen hinaufführten[2]). Drei Türen verbanden die Vorhalle (aithousa = die hellstrahlende) mit einem Vorsaale (prodomos), von dem der Hauptsaal, die Wohnung des fürstlichen Herrn (Megaron), nur durch eine einzige teppichverhängte Türöffnung zugänglich war. In dem mit Wandmalereien auf Kalkputz und einem Kyanosfriese[3]) reich ausgestatteten Gemache trugen vier im Rechteck gestellte Holzsäulen ein überhöhtes Balkendach (von Rundhölzern), das wohl mit Öffnungen für den Einlaß des Lichtes und den Abzug des Rauchs versehen war; zwischen den Säulen (im Schnittpunkt der Diagonalen)[4]) lag der kreisrunde gemauerte Herd mit 3,30 im Durchmesser.

Besonders Prof. Dörpfeld spricht in »Troja und Ilion« oft von diesen schweren Erddächern, welche eben, da sie den Regen nicht durchlassen und ein Umherwandeln auf demselben ermöglichen sollten, eine bedeutende Dichte und deshalb ein Gewicht besitzen mußten. 1. So urteilt er über die Bedachung eines Torgebäudes (das natürlich — wie bei allen anderen — nicht mehr vorhanden ist) in der Schicht II (FM), S. 72, folgendermaßen: Über den Aufriß des Tores sind wir sehr schlecht unterrichtet, es fehlen uns sogar alle Grundlagen, um auch nur eine Skizze seiner Gestalt zu entwerfen. Nur das eine glaube ich als sicher bezeichnen zu dürfen, daß die Überdeckung des Tores aus Holz bestand und darüber ein horizontales Erddach angebracht war. Die Vorhalle hatte jedoch schwerlich ein Dach, weil ein solches den Angreifern die Zerstörung und Einnahme des Tores erleichtert hätte. 2. Ähnlich berichtet er über das Megaron A der II. (vorhomerischen!) Schicht: »Je nach der Entfernung der Deckbalken voneinander haben wir über ihnen stärkere oder dünnere Querbalken zum Tragen der das Dach bildenden Erdschicht und des zugehörigen Schilfrohres anzunehmen. Lagen die Balken sehr dicht nebeneinander, so konnten die Querhölzer vielleicht ganz fehlen, und

[1]) Schliemann, Tiryns No. 113; Hilfsbuch zu Homer, S. 183.
[2]) Dieser Unterbau entspricht dem Rundhölzerboden, auf welchem die Pfahlhütten der Päonier standen (vgl. Abb. 26, S. 172).
[3]) Hilfsbuch zu Homer, S. 191 (vgl. Odyssee VII, 87).
[4]) Hilfsbuch S. 181 u. 190.

es genügte eine Lage Schilfrohr[1]). Daß letzteres sicher bei unserem Bau verwendet war, und daß überhaupt ohne jedes Bedenken ein horizontales Erddach angenommen werden darf, wurde schon in dem allgemeinen Abschnitte (S. 41) dargelegt[2]). Außer dem Schilfrohr und der Erde der Decke sind im Innern der Vorhalle große Stücke verbrannter Holzbalken und dazu auch mehrere mächtige Kupfernägel gefunden worden, die gewiß zur Verbindung der ersteren gedient haben (s. »Troja« 1882, S. 98). Einer dieser Nägel wog mehr als ein Kilogramm. Zu dem Dache, und zwar zur Herstellung des Gesimses, sind vielleicht eine Anzahl Schieferplatten benutzt gewesen, deren Fragmente besonders in dem Hofe zwischen II A und II C in größerer Anzahl gefunden wurden; sie als Fußbodenplatten zu erklären (vgl. »Troja« 1882, S. 97) scheint mir nicht zulässig. — Zur Unterstützung der starken Deckbalken und des schweren Erddaches waren dicke und feste Mauern erforderlich, und solche besitzt auch unser Bau in der Tat usw. Weitere Beispiele heranzuziehen erscheint unnötig.

Auch Dr. Joseph entscheidet sich in seinem Buche über die Paläste des homerischen Epos für ein flaches (horizontales) Dach mit viereckiger Überhöhung und gibt am Schluß eine »Schematische Darstellung der Beleuchtung des Megaron«. Er schreibt S. 75: »Dieses flache Dach hat sich zu allen Zeiten des Altertums erhalten und besteht selbst jetzt noch im Orient. Es hat seine Wiege wohl in Ägypten, wo wir auch die Tempel flach eingedeckt finden. Von hier aus scheint das flache Dach seinen Weg nach Vorderasien genommen zu haben, und auch die Hebräer[3]) kannten solches, was aus der Stelle[4]) hervorgeht, wo es heißt, daß der Erbauer eines Hauses eine Abgrenzung am Dache machen solle, damit niemand herunterfalle«. Auf derselben Seite (75) führt er auch die (seit Jahrhunderten zum Beweis für das flache Dach verwendete) Stelle Odyssee X, 556 an: »Aber auch im Epos selbst ist uns ein flaches Dach gegeben. Daß Dach des Palastes der Zauberin Kirke war so flach, daß Elpenor seinen Aufenthalt auf dem Dache vergißt: er stürzt von demselben hinunter, indem er seinen davongehenden Gefährten nacheilen will. Das Dach kann wohl im besten Fall eine kaum merkliche Neigung gehabt haben, wenn

[1]) Vgl. unten IX, 6, Das germanische Strohdach.
[2]) Ich komme in c auf diese Stelle zurück.
[3]) David wandelt, als er Bathseba belauscht, auf dem Dach seines Hauses.
[4]) 5. Moses XXII, 8.

Elpenor in dem Wahn war, er befände sich auf ebener Erde.« Natürlich kann hier nur von einem Typus die Rede sein, den der Dichter in Wirklichkeit gesehen hat.

a) Das schräge Giebeldach.

So ist denn überaus wenig Hoffnung vorhanden, daß die Ansicht Fr. v. Rebers (vgl. Dörpfeld »Troja und Ilion«, S. 41) von dem schrägen Giebeldach der homerischen Paläste nach Art der späteren Tempel sich Geltung und Ansehen bei den Gelehrten verschaffen wird. Zwar meint auch Lange[1]), daß die ursprüngliche Dachform beim griechischen Hause die schräge sei und gibt auch dem Palaste des Odysseus diese Form des Daches. Er begründet seine Ansicht durch den Homervers Odyssee XXII, 239, wonach Athena sich in Gestalt einer Schwalbe auf einen Balken des Dachstuhls setzt. Aber mit dieser Beweisführung kann er diejenigen Gelehrten, welche an ihrer Auffassung von dem horizontalen Erddach mit Überhöhung festzuhalten gewillt sind, nicht umstimmen. So erwidert Joseph[2]) darauf: »Nehmen wir ein flaches Dach an, wie es Dörpfeld[3]) mit Recht für Tiryns in Anspruch nimmt, weshalb soll bei unserer Dachkonstruktion sich nicht auch Athene auf einen Balken haben setzen können? Es werden gewiß die Balken, welche von der Umfassungsmauer bis zu den Trägern, die auf den vier Säulen lagen, über die Träger hinausgestreckt worden sein, so daß die Balkenköpfe frei in den Raum herausragten, der überhöht wurde. Somit müssen wir wohl also die Meinung, das homerische Herrscherhaus habe wie die späteren Tempel ein Giebeldach gehabt, endgiltig aufgeben; dagegen scheint mir die Auffassung von J. Reimers, der für die ältesten dorischen Tempel ein Walmdach mit vier Traufen[4]) annimmt, auch auf die Bauverhältnisse des homerischen Zeitalters in gewissem Maße schon zuzutreffen.

b) Das Walmdach mit vier Traufen.

Zunächst läßt sich das Vorhandensein schrägliegender Dachsparren im Homer nicht wegleugnen. »Daß neben der natürlichen (horizontalen) Dachform«, so fährt Joseph[5]) in seiner Beweisführung fort, »auch eine schräge vorhanden gewesen

---

[1]) Lange, Haus und Halle, S. 49.
[2]) Seite 74 u. 75.
[3]) Dörpfeld in Schliemanns Tiryns, S. 311.
[4]) Siehe das Genauere hierüber XI, 7, a—c.
[5]) Seite 76.

sein muß, geht aus Ilias XXIII, 710, hervor. Dort umfassen sich im Ringkampf Odysseus und Ajax so, wie Dachsparren sich gegeneinander stemmen. Hier muß dem Dichter ein wahrer Sachverhalt vorgeschwebt haben, was auch die Ausgrabungen zu bestätigen scheinen. Auf sehr hohes Alter machen zwei in Kreta gefundene Hüttenkisten[1]) Anspruch, deren Deckel die Nachahmung eines Walmdaches, die eine mehr, die andre weniger, bilden und ohne weiteres den Beweis liefern, daß im heroischen Zeitalter ein spitzes Dach gekannt war.« — Ich habe keinen Anstoß genommen, bei Besprechung der germanischen Hausurnen (IX, 5) einen solchen kretensischen Terrakottasarkophag mit walmdachartigem Deckel (Abb. 40) mit diesen Abbildern urgermanischer Häuser auf eine Stufe zu stellen. Eine Erfindung, die im ersten Jahrtausend vor Chr. den barbarischen Völkern des Nordens bereits geläufig war, wird doch wohl dem durch die Berührung mit dem »lichtbringenden« Orient so hochentwickelten Südosten Europas nicht ganz ferngeblieben sein. »Aber auch die neusten Ausgrabungen Trojas beleuchten diese Frage,« so fährt Dr. Joseph fort, »in befriedigender Weise. Dörpfeld hat nämlich in der sechsten Schicht ein Gebäude VI. C freigelegt[2]), welches zwar in der allgemeinen Grundrißgestaltung mit den anderen als Wohnhäuser angenommenen Baulichkeiten übereinstimmt, jedoch eine weniger tiefe Vorhalle besitzt und in der Längsmittellinie eine Säulenstellung aufweist, wie Dörpfeld richtig rekonstruiert hat.

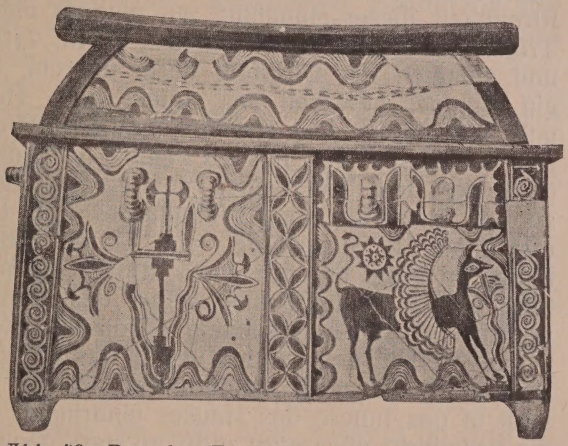

Abb. 40. Bemalter Terrakottasarkophag aus Kreta, nach Drerup »Homer«.

[1]) P. Orsi, Urne funebri cretensi in Monum. antich. pubblicati per cura della R. Accademia dei Lincei t. I, 1890, p. 11 f., p. 27 ff., Tav. II, Figur 2.

[2]) Dörpfeld, Troja 1893, S. 23, Fig. 3 und Troja u. Ilion 1902, S. 171.

Analoga bieten die sogenannte Basilika in Pästum[1]) sowie der Alte und diesem folgend der Neue Tempel zu Lokri[2]), vor allem aber der von Koldewey aufgedeckte und für die Geschichte des jonischen Baustils so hochwichtige Tempel bei Tschigri[3]), dem alten Neandria (51. Programm zum Winckelmannsfest d. Arch. Ges. Berlin, S. 23). Dieses dem 7. Jahrhundert angehörige Bauwerk hat Koldewey unschwer als Tempel erkannt und demselben in Anlehnung an altphrygische Gräber (Journal of Hellenic Studies, IX, 1888, S. 355) eine beiderseits schräge, zugleich das Dach bildende Decke zugeschrieben (Koldewey, Neandria, a. a. O., S. 44, Fig. 65). Wir geben die Richtigkeit dieser Annahme zu, machen einen Rückschluß auf Troja, wobei uns die Stelle Ilias XXIII, 710—713, unterstützt, und stimmen mit Dörpfeld darin überein, daß der Bau VI C ein Tempel gewesen sei, zumal auch Homer (Ilias V, 188 und 446) deren zwei erwähnt usw.« — Wenn nun auch Dörpfeld bei diesem von ihm als Tempel gekennzeichneten Gebäude trotz der drei Stützbalken auf der Mittellinie des Megaron zu der Annahme eines Walmdaches (das Giebeldach hat sich erst später herausgebildet; vgl. XI, 7c) sich noch nicht bereit findet, so redet er doch einer sanften Neigung der Dachseiten (von der Überhöhung aus) selbst das Wort, indem er in der wichtigen Auseinandersetzung »Troja und Ilion«, S. 41, schreibt: »Ohne Gefälle des Daches würde das Wasser nicht nur in die Erdschicht einsinken, sondern bei größerer Dauer des Regens auch in das Innere des Hauses eindringen. Andererseits darf die Erdschicht aber auch nicht zu stark geneigt sein, weil sonst die Erde vom Regenwasser mit fortgerissen würde. Ein angemessenes Gefälle ist bei 0,30 m Erhöhung der Mitte vorhanden.«[4]) — Über die Schilfrohrdächer siehe IX, 6.

---

[1]) v. Duhn in Durms Geschichte, Die Baukunst der Griechen 1892, S. 380.

[2]) A. a. O., S. 377.

[3]) J. G. v. Hahn, Die Ausgrabungen auf der homerischen Pergamos, Leipzig 1865, S. 15.

[4]) Der Saal des Gebäudes VI C ist 8,40 m breit und 15,50 m lang (Troja u. Ilion S. 171).

VIII. Die Tholosbauten der Mykenier und Achäer.

1. Mykenier und Achäer.

Im letzten Jahrzehnt ist die Frage, ob wir die Mykenier und die Achäer Homers als ein und dasselbe Volk zu betrachten haben, der Gegenstand lebhaftester Erörterung gewesen. Schuchhardt, der 1890 das bekannte Buch »Schliemanns Ausgrabungen« schrieb, stellte den Grundsatz auf: »Die Übereinstimmung zwischen den aufgefundenen Denkmälern und den epischen Schilderungen reicht hin, um zu beweisen, daß Homer mit seinen Achäern die Träger der mykenischen Kultur gemeint hat,« doch trotz dieser Übereinstimmung gesteht er offen zu, daß das Gebiet, welches die mykenische Kultur beherrscht, sich allerdings keineswegs mit dem deckt, welches bei Homer die Achäer innehaben. So läßt sich denn tatsächlich bei aller Verwandtschaft der Mykenier mit den ihnen zur Heeresfolge verpflichteten Achäern eine Reihe von Unterschieden nicht wegleugnen. Am einfachsten erklärt sich diese Verschiedenheit der Mykenier durch ihren Zusammenhang mit den asiatischen Karern[1]), welche große Schätze an Gold besaßen[2]). »Herodot[3]) nennt das Volk der Karer als unter allen Völkern im größten Ansehen stehend, und die Gründung der Städte Tiryns und Mykenä wird ihnen zugeschrieben als Etappen ihres Vordringens von Kleinasien herüber nach dem Golf von Argolis und Korinth. Die zyklopischen Mauerreste von Tiryns werden auf sie zurückgeführt, sowie die des jüngeren Mykenä. Eisen fehlt in Tiryns; ungleich stattlicher und reicher erscheint schon Mykenä mit seinen Kuppelgräbern. Die beträchtlich jüngeren (sogenannten) Volksgräber enthielten Gegenstände aus dem Ende der mykenischen Kultur, nämlich Eisen, aber nur als Schmuck.«[4]) »Das Erscheinen dieses Metalls erinnert« (nach Hörnes), »an das Eindringen des Eisens als Schmuckmetall in

---

[1]) Schon bei Homer Ilias II, 872 werden sie die »mit Gold geschmückten« genannt.
[2]) Herodot I, 171.
[3]) Driesmans, »Der Mensch der Urzeit«, S. 123.
[4]) Vgl. Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen, II. Aufl., S. 345.

die Pfahlbauten der jüngeren Schweizer Bronzezeit. Ähnlich wird es sich in Mykenä verhalten haben, und wir glauben zu ahnen, welches Volk damals schon aus dem Norden nach der Halbinsel vorgedrungen sein und Eisen und Fibeln mitgebracht haben wird. Dieses Volk werden die Griechen[1]) gewesen sein. — Mykenä bietet im ganzen weder Analogien mit der reinen Bronzeperiode von Mittel- und Nordeuropa, noch einen breiteren Zusammenhang mit der ersten Eisenzeit unseres Kontinents. Während sich Hissarlik-Troja ganz entschieden an die Seite einer langen Reihe europäischer Fundplätze stellt, bleiben die Schachtgräber Mykenäs durchaus fremdartig. — Diese verschwenderische mykenische Kultur (Gold, Gold und immer wieder Gold!) hat die ägyptische[2]) und chaldäische zur Voraussetzung, aber auch sie gehört noch der reinen Bronzezeit an, da sich keine Spur von Eisen in den Gräbern findet. Erst die in ihren Ursprüngen auf einer ungleich tieferen Kulturstufe stehenden Griechen haben das Eisen des Nordens dahin gebracht.« — Während nun diese Darstellung Driesmans', wenn sie auch den Gegensatz der Mykenier und Achäer klar hervortreten läßt, immer noch die zeitlichen Verhältnisse so auffaßt, daß die Achäer verhältnismäßig spät in das Gebiet der Mykenier eingebrochen sind, ist jetzt Dörpfeld durch die zahlreichen Funde auf achäischem Gebiet, westliche Küste des Peloponnes, Mittelgriechenland bis Südthessalien (Achaia), welche eine einfarbige (monochrome) Topfware im Gegensatz zu den reichverzierten Scherben mykenischer Herkunft aufweisen, zu dem Ergebnis geführt worden, daß dieses Auftreten der Achäer viele Jahrhunderte früher angesetzt werden müsse und daß auch die Hallstadtperiode fast 1000 Jahre hinaufzurücken sei[3]). Die mitteleuropäische Herkunft der Achäer betont Driesmans[4]): »In der alten Nekropole vor dem Dipylon (Doppeltor) vor Athen (Nordwest) haben sich die ersten Eisenschwerter gefunden, und man spricht danach von einer »Dipylon-Kultur« als der ältesten griechischen, oder genauer achäischen oder gemeingriechischen, die der späteren Wanderung und Verschiebung der Stämme auf hellenischem Boden vorausging. Der Dipylonstil ist (nach Hörnes) etwas Fertiges und Vollendetes, und erweist sich im

---

[1]) Daß Driesmans hiermit nicht die späteren Hellenen, sondern die Achäer meint, wird aus der Darstellung der folgenden Seite sich ergeben.

[2]) Hilfsbuch zu Homer, S. 55.

[3]) Dörpfeld, briefliche Mitteilung an mich; auch mehrfach in seinen Briefen aus Leukas angedeutet. Die Ithakesier heißen Achaioi (Od. II).

[4]) Driesmans, »Der Mensch der Urzeit«, S. 124.

Ornament der Vasen als nordeuropäischen Ursprungs. In das Ornament sind figurale Darstellungen von Menschen und Tieren eingewoben, wie sie der ganze Orient nicht kannte, und erinnern lebhaft an die in der skandinavischen Bronzezeit erwähnten Hälleristningar[1]) oder Felsenzeichnungen. Diese sind zwar noch etwas plumper und schwerfälliger als die schwarzfigurigen Dipylonvasenszenen, aber Geist und Charakter der Darstellungen ist der gleiche. Wir erkennen da wiederum See- und Wagenfahrten, Seeschlachten, Aufzüge von bewaffneten Männern und Frauen, Szenen aus dem täglichen Leben. Die Herkunft der Hellenen aus dem Norden ist nur von Aristoteles[2]) anerkannt worden. Um Dodona in Epirus läßt er in der Urzeit die Stämme wohnen, welche damals »Graikoi«, später erst Hellenes hießen. Auf einem Felsen bei Ekensberg im Östergötland ist ein über meterlanges Schwertbild eingehauen, das mit flachem Knauf, kurzem Griff, Greifnieten und breiter, spitzer blattförmiger Klinge dieselbe Form darstellt, wie sie im athenischen Gräberfelde Dipylon aus Eisen gefunden wurde. Das Erscheinen der Männer mit dem Schwerte, wie wir's auf den Vasenbildern erkennen, mit den typischen Beinschienen, Reigentänze von Jünglingen und Mädchen, Totenbestattungen, Wagenrennen und Dreifüße, das ist kennzeichnend für homerisch-griechische oder achäische Art; nicht aber Löwenjagden, Panther, Greife und Mischwesen, wie die asiatische Bildkunst sie zeigt. Diese fehlen auf den Dipylonbildern, wofür Pferde, Rinder, Hirsche, Rehe, Gänse und Enten erscheinen. Das dekorative Prinzip der Vasenmalerei im Dipylonstil wurzelt nicht in der Tongefäßverzierung, sondern in der Flecht- und Webetechnik, wie es in der Ilias heißt, daß Helena in das Purpurgewand Szenen aus dem Kampf der Achäer vor Troja einstickt (Hörnes). Dümmler nimmt an, daß die Griechen vor ihrem Erscheinen in Hellas bei den Thrakern das Eisenschmieden erlernt hätten und hält das Vorkommen eiserner Waffen für das sicherste Erkennungszeichen griechischer Gräber. Die besseren Waffen, sagt er, werden den abgehärteten Horden, welche aus Epirus einbrachen, im offenen Felde zum raschen Siege über die verweichlichten Vertreter der mykenischen Kultur verholfen haben.« — »Die eigentlichen Träger und Verbreiter dieser ersten Eisenkultur aber waren die Illyrier[3]). Die bedeu-

[1]) Derartige Felsenbilder sind schon oben Abschn. I, 8 c (Abb. 5) erwähnt worden.

[2]) Aristoteles, meteor. I, 14, 22.

[3]) Von den Volksstämmen der Illyrer wird am Ende des XII. Abschnittes bei den Übersichtstabellen noch viel die Rede sein; die Namensverwandtschaft der Dassaretai, Dardaniatai u. a. wird erwiesen werden.

tendsten Überreste der Hallstattkultur (der ersten Eisenkultur) finden wir in den Wohnsitzen der illyrischen Veneter, die Wanderungen dieser Illyrier haben der Hallstattkultur eine ungeheure Verbreitung gegeben, ebenso wie später um 500 v. Chr. die Ausbreitung der keltischen Stämme die zweite Eisenkultur oder La-Tène-Kultur überall hintrug.« —

So viel geht also aus diesen Erörterungen hervor, daß zu der Zeit, wo die Kuppelgrabbauten der Mykenier entstanden und von diesen mit ihrem reichen Goldschmuck angefüllt wurden, die achäische Keramik und die Herstellung von Eisengeräten bereits in allen Ländern der Westküste und in Mittelgriechenland heimisch war. Wahrscheinlich war diese achäische Kultur sogar älter, doch ist diese Frage für die vorliegende Untersuchung nicht von Belang, da unter allen Umständen

1. die Mykenier zu ihrer Macht und ihrem vielgepriesenen Reichtum nur durch die Oberlehnsherrschaft über die gleichzeitig in Blüte stehenden Achäerstaaten gelangen konnten

2. die Verschiedenheit des prunkvollen, reich ornamentierten mykenischen Stils sich aus der Handelsverbindung mit dem über reichen Goldbesitz verfügenden Karervolk, nicht aus der Untertanenschaft unter demselben, wie Driesmanns meint, erklären läßt. Die Mykenier bilden also meines Erachtens einen schon früh der Sucht nach orientalischem Luxus und Geschmack (Löwen usw. s. oben) anheimgefallenen Achäerstamm, der lange Zeit, gestützt auf seine Verbindung mit den Karern, ohne eigene kriegerische Tüchtigkeit (Agamemnon) über die kräftigen Achäerstämme (Achilles) eine Tyrannis behauptete, bis er an eigener Schwäche verfiel und schließlich eine Beute der Dorer wurde[1]).

Das Verhältnis der achäischen und mykenischen Kultur wird durch Dörpfelds Grabungen auf Leukas und Olympia in helles Licht gestellt. Seine Briefe aus Leukas geben darüber den erwünschten Aufschluß: »Die durchforschte Schicht der Ebene von Nidri[2]), welche ihrerseits durch eine höhere Humusschicht mit griechischen Vasenscherben des 5. und 6. Jahrhunderts von der jetzigen Oberfläche getrennt wird, enthält zwar hauptsächlich eine monochrome einfarbige Topfware, die gewöhnlich als prähistorische bezeichnet wird, aber es kommen darunter auch ein paar mykenische und einige alte geometrische bemalte Scherben vor; außerdem gleicht die monochrome Topfware sehr den

---

[1]) Man denke an die Selbstentwürdigung der Rheinbundstaaten, die lieber Franzosen als Deutsche sein wollten.

[2]) Dörpfeld, Dritter Brief über Leukas Ithaka, S. 5.

dunklen Villanova-Vasen Italiens und dem Hallstadt-Geschirr des mittleren Europa, also einer Topfware, die man gewöhnlich sogar für jünger als die mykenische hält. Dieselbe monochrome Topfware ist auch in Olympia unter dem Heraion gefunden worden, also in einer Schicht, die ich in Übereinstimmung mit der Tradition des Altertums stets derselben vordorischen achäischen Bevölkerung zugewiesen habe.« — In Olympia[1]) fanden wir bei Durchforschung des uralten Baues, über welchen das Heraion (um 1000 v. Chr.)[2]) errichtet wurde, neben monochromen Vasenscherben der leukadischen Art schon in der untersten Schicht unmittelbar über dem Felsen Stücke der bekannten Figuren aus Ton, einzelne Gegenstände aus Bronze und Eisen und auch mehrere feine Vasenscherben mit braunschwarzem Firnis und darunter ein paar Stücke, bei denen geometrische Ornamente in Deckweiß auf den Firnis aufgemalt sind. Diese Scherben sind am nächsten verwandt mit den bekannten Kamares-Vasen Kretas und vielleicht auch mit den in Orchomenos gefnndenen vormykenischen Firnis-Vasen. Chr. Tsuntas, ein berufener Kenner, zweifelt nicht mehr an dem prähistorischen Charakter dieser Topfware.« An diesen wichtigen Bericht, in welchem die Achäer-Keramik, die Mykenische Technik und die Hallstadt-Kultur dicht zusammengestellt sind, schließe ich die Darstellung von Driesmans an: »Schon in der Steinzeit dürfte ganz Nordeuropa[3]) von Stämmen arischer Rasse bewohnt gewesen sein und es erscheint nach Ranke »jetzt zweifellos, daß in der Bronzeperiode in unseren Nordlanden schon Germanen angesiedelt waren.« Da indessen der Übergang vom Stein- zum Bronzealter als ein ganz allmählicher anzusehen ist, so hat es eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß wir schon die nordische neolithische Steinzeit als von germanischem Blute oder wenigstens mit den Germanen verwandt anzusehen haben.« Die Kulturbeziehungen der letzteren reichten im Bronzealter nicht so sehr nach Süden und Westen als nach Osten, nach Sibirien und nach Zentral-Asien, von woher sie die charakteristische Celtform des Bronzebeiles empfangen zu haben scheinen. Auch Einflüsse der Hallstadtkultur nach dem Norden lassen sich erweisen, allein diese konnte,

---

[1]) Dörpfeld, »Tiryns, Olympia, Pylos« (1907), S. V.

[2]) Die Ansicht Furtwänglers, der das Heraion der nachmykenischen Zeit zuweist, ist hiermit widerlegt.

[3]) Driesmans, ebendas. S. 147. Man vergleiche über dieses hohe Alter der Germanen in Nordeuropa die Bemerkungen auf Seite 29, 30 und 240 (unten).

obwohl sie gewiß schon früher das Eisen den Germanen brachte, diesem doch noch nicht die richtige Würdigung bei dieser Rasse verschaffen.« — (Dies geschah erst vollständig durch die La Tène-Kultur.)

2. Die Tholosbauten in Pylos.

Da es also durchaus möglich ist, daß sich die Mykenier als ein durch seine Vorliebe für das Orientalische völlig entarteter Achäerstamm bei genauerer Prüfung herausstellen wird, so haben wir keinen Grund, zwischen den Tholosbauten der achäischen Fürsten und denen der goldreichen Mykenierkönige einen anderen Unterschied zu statuieren, als den, welcher zwischen einem noch unkünstlerischen, halbbarbarischen Bauwerk und einer vollendeten Kunstleistung ersten Ranges, das durch Aufbietung ungezählter Arbeitskräfte hergestellt, obwaltet. Um uns zu überzeugen, daß es auch auf dem Gebiet der achäischen Stämme an der Westküste des Peloponnes Kuppelgräber gegeben hat, die den homerischen Sängern bekannt waren, hören wir jetzt den Bericht[1]), den Prof. Dörpfeld von seinen Entdeckungen in Pylos[2]) gibt:

1. Das größte der Kuppelgräber hat einen inneren Durchmesser von 12,00—12,10 m und ist aus kleinen flachen Kalksteinen erbaut. Der 2,30 m breite Eingang hat eine Länge von 4,83 m und besteht aus größeren Kalksteinen, deren Fugen vielfach mit kleinen Steinchen ausgezwickt sind. Der Dromos hatte keine Seitenmauer (vgl. zum Gegensatz Abb. 15), sondern ist aus dem Felsen herausgearbeitet, der hier aus Tertiärgebilden, weichem Sandstein und Mergel, besteht. Seine Breite nimmt nach außen von 3,00 m bis 2,50 m ab, seine Länge beträgt nur etwa 8 m. Wie hoch die Kuppel gewesen ist, läßt sich leider nicht mehr genau bestimmen. Schon im Altertum ist sie eingestürzt, die Mauern, noch etwa 5 m hoch, sind leider, da die harten Kalksteine ein gesuchtes Baumaterial bildeten, in der Gegenwart teilweise zerstört worden. Nach der Neigung der noch erhaltenen Stücke und nach Analogie anderer Kuppelgräber dürfen wir die ursprüngliche Höhe der Kuppel zu etwa 12 m annehmen. — »Die ehemalige Höhe der Tür darf nach Analogie der Gräber von Mykenä und Menidi zu etwa 5 m angenommen

---

[1]) W. Dörpfeld, »Tiryns, Olympia, Pylos« (1907), S. X u. XI.

[2]) Pylos ist nach Strabo bei der triphylischen Stadt Samikon (weder in Messenien noch in Elis) zu suchen, dort hat Dörpfeld tatsächlich 1907 drei Kuppelgräber aufgedeckt.

werden. Nach der Bestattung des Toten war die Tür mit einer fast 3 m dicken Mauer aus kleinen Steinen geschlossen worden, die aber bis auf 1 m hohes Stück schon im Altertum wieder entfernt worden ist.« — Im Innern des Kuppelraumes war der Boden ursprünglich mit einer Lehmschicht von 2—6 cm Stärke überzogen, die namentlich in der westlichen Hälfte des Kreises noch erhalten war. In der Mitte der anderen Hälfte wurde eine etwa 2 m lange und wahrscheinlich einst 0,70 m breite Grube von fast 1 m Tiefe gefunden, die vermutlich als Schachtgrab den Leichnam des Königs enthielt, aber später beraubt und zerstört worden ist. Die Beraubung des Grabes und der Einsturz der Kuppel ist, da drei römische Gräber dicht unter der jetzigen Oberfläche entdeckt wurden, schon in vorrömischer Zeit erfolgt. Die mit Firnis bemalten Vasenscherben[1]) (große dreihenkelige Amphoren) zeigen z. T. sehr reiche mykenische Dekoration, z. B. Seelandschaft, Epheuranke, große Lilien, Gruppen von zwei konzentrischen Kreisen auf gepunktetem Grund.

Die geringen Reste von Gold neben Stückchen von Silberdraht- und -Blech lassen auf einstigen Reichtum des Grabes schließen. »Obenan steht eine flache, aber lebendig modellierte Kröte (Länge: 2,3; Breite: 2,0 cm), wohl die erste aus mykenischer Zeit. Eine Drahtöse auf der glatten Unterseite diente zum Anhängen. Durch kleine aufgesetzte Goldkörner sind die Warzen der Haut wiedergegeben.« Dieses merkwürdige Weihgeschenk verleugnet, wie ich hier einschalten will, seinen mitteleuropäischen Ursprung nicht, es wird noch heutzutage in Süddeutschland verwendet. »Unter den Opfergaben«, so schreibt G. Thilenius[2]), »welche heute die süddeutschen Frauen vom Elsaß bis an die ungarische Grenze, jedoch mit Ausschluß von Südtirol, in Kindesnöten und bei Frauenkrankheiten darbringen, erscheint die Kröte, aus Eisen oder Wachs, seltener aus Silber geformt« (R. Andree, 1904). Unter Heranziehung einiger wichtiger Stellen aus Plinius weist Thilenius auf die abergläubischen Vorstellungen hin, die schon im Altertum, auch bei den Griechen, über die Kröte im Schwange waren. »Wir haben also die Votivkröte als ein Relikt aufzufassen und sehen eine lokale Frage der süddeutschen Volkskunde in das weite Gebiet der Länder verbindenden Völkerkunde ausmünden.« Weitere Funde sind:

[1]) Den Bericht über die Fundstücke hat Kurt Müller geliefert.

[2]) G. Thilenius (Hamburg) »Kröte und Gebärmutter« im Globus LXXXVII, No. 7, S. 105 mit guten Abbildungen.

2. Goldplättchen usw.
3. Teile von Bronzedolchen.
4. Amethystperlen.
5. Feuersteinpfeilspitzen.
6. Bernstein.

»Alle Fundstücke«, so schließt Kurt Müller seinen Fundbericht, »tragen durchaus mykenischen Charakter; ein großer Teil von ihnen hat direkte Analogien in den Grabfunden der Argolis und Attikas. Wenn man eine nähere Datierung wagen darf, so ist das Grab zu der älteren, den Schachtgräbern noch näherstehenden Gruppe der Kuppelgräber zu rechnen.«

Somit wäre allerdings dieser Tholosbau kein Beweis dafür, daß wir hier die Grabanlage eines Achäerfürsten vor uns haben, wenn nicht die in der Nähe derselben ebenfalls aufgedeckten Reste eines Königshauses uns das Vorhandensein eines achäischen Herrschersitzes nach Art der Behausung des Odysseus außer Zweifel stellte. »Die Mauerreste usw. zeigen, daß das Haus viel einfacher gebaut war als die Paläste von Tiryns und Mykenä. — — Trotz der einfachen Ausstattung des Baues, die uns an die Gebäude von Troja erinnert, ist eine solide und sorgfältige Bauart nicht zu verkennen. Zu einem Königshause paßt es auch, daß unter dem Lehmfußboden des größten Raumes ein plattengedeckter Kanal[1]) wie in Troja und Tiryns gefunden wurde.« — Der Hauptbeweis für die achäische, und nicht mykenische Herkunft dieses Fürstenhauses sind die aufgefundenen Vasenscherben: »Es befinden sich darunter sechs mykenische von der Art, wie sie im Kuppelgrab gefunden wurden. — Alles übrige ist monochrome Topfware, rote, hellgraue und schwarze Scherben von ganz derselben Art, wie sie von mir in großer Menge auf der Insel Leukas an derjenigen Stelle, wo ich die Stadt Ithaka des Odysseus ansetze, und in der ältesten Schicht von Olympia gefunden sind.«

3. Die Bedeutung des Tholos (Rundbau) im Gutshof des Odysseus.

Auch nach der Auffindung der Grundmauern der Königspaläste von Tiryns und Mykenä, deren Grundrisse uns in die Anlage fürstlicher Niederlassungen der Mykenierzeit einen Einblick gewährten, ist über die Bedeutung und Lage einzelner Teile des Odysseushofes in Ithaka noch immer nicht die gewünschte Klarheit geschaffen, so daß die Rekonstruktions-

[1]) Vgl. die Anm. auf Seite 100 u. 168.

versuche bei den verschiedenen Forschern noch recht verschieden ausfallen. Unter den Gebäuden, die noch recht viel Kopfzerbrechen verursacht haben, nimmt wohl der Tholos (Rundbau) im Hofe die erste Stelle ein[1]). Homer erwähnt ihn nur an einer Stelle, und zwar bei dem Bericht über die Erhängung der ungetreuen Mägde; Telemach ruft entrüstet den Hirten zu (XXII, 462):

»Wahrlich, den reinen Tod des Schwertes sollen die Weiber
Mir nicht sterben, die mich und meine Mutter so lange
Schmäheten, und mit den Freiern so schändliche Greuel verübten!«
Sprach's; da band er ein Seil des blaugeschnäbelten Schiffes
An den ragenden Pfeiler, und knüpft es hoch am Gewölbe
Fest, daß die Hangenden nicht mit den Füßen die Erde berührten.

1. Voß, dessen Übertragung hier angeführt ist, gebraucht v. 459 den Ausdruck »Küchengewölbe«, und Lange[2]) stimmt dieser Auffassung bei.

2. Als Aufbewahrungsort für Wirtschaftsgeräte, besonders solche, die zur Mahlzeit gehören, sieht Rumpff[3]) den Tholosbau an, einer Glosse des Eustathios folgend.

3. Als Begräbnisraum betrachtet ihn Gardner[4]), während einige andere Forscher ihn

4. für ein Schatzhaus halten, eine Auffassung, die natürlich nach der Auffindung der sechs unberührten Leichen im Kuppelgrab von Menidi[5]) und der Erkenntnis, daß die Bezeichnung »Schatzhaus des Atreus« fehlerhaft sei, zugunsten der 3. Ansicht (Begräbnisraum) hat zurücktreten müssen.

---

[1]) So lesen wir bei Ed. Meyer (G. d. Alt. II, S. 79, § 51) über die Bedeutung der Tholosbauten: »Der Wohnsitz des freien Mannes ist ein Hof von einem Zaun (ἕρκος) umgeben. Auf ihm liegt das Wohnhaus, das wie in Italien oft die Gestalt einer runden Hütte gehabt zu haben scheint, in der Mitte unter freiem Himmel, so daß der Rauch durch die Dachöffnung aufsteigen kann, der Herd (Εστία). Auf das Alter der Rundbauten weisen wohl die θόλος der Prytanen in Athen, d. h. ursprünglich die Hütte um den Herd, und die zahlreichen andern Rundbauten des späteren Griechenlands hin. Freilich war das Prytaneion in Athen kein Rundbau. Odyssee XXII, 442, 446 liegt das Rundhaus mit der (hölzernen) Säule außerhalb des Männersaals nahe dem Hofzaun; nach den Scholien dient sie zur Bewahrung von Speisen und Getränken.

[2]) Lange, Haus und Halle, S. 36.

[3]) Rumpf, »de aede homerica« I, p. 26.

[4]) Gardner, Journal of Hellen. Studies III, p. 267.

[5]) Das Kuppelgrab von Menidi, herausgegeben vom Deutsch. Archäologischen Institut in Athen 1880, S. 51. Durm, Griechische Baukunst, S. 37.

5. Als einen Aufbewahrungsort für Dung und Unrat sieht Dr. Joseph[1]), dessen obengenannter Schrift ich die Angaben 1—4 verdanke, den Tholosbau (nach dem vielbespöttelten Vorschlage von Hirt[2]) an.

Obwohl die ebengenannte Ansicht meiner Darstellung, daß man solche Gewölbe (natürliche und künstlich durch Steinbau hergestellte) seit uralter Zeit zur Aufbewahrung des für den Ackerbau so wichtigen Düngers verwendet habe, durchaus entspricht, zumal ja dicht daneben der Dunghaufen liegt, den die Knechte auf den Acker fahren sollen, so halte ich es doch nicht für angemessen, mich für diese letzte Ansicht zu entscheiden, da ich fest überzeugt bin, daß solche Tholosbauten oft mehrere Zwecke zu erfüllen hatten. Wenn nämlich entsprechend meinen Bemerkungen über den Opferaltar im Hofe (VII, 10) der Rundbau als Küche zur Schlachtung des Viehes benutzt wurde, so kann sehr wohl der Abfall für die benachbarte Unratstätte, das fließende Blut aber zum Opferguß in die dort vorhandenen Gräber verwendet worden sein.

4. Das Tullianum in Rom (Brunnenhaus).

Ein treffendes Beispiel für meine soeben ausgesprochene Behauptung, daß derartige Tholosbauten in uralter Zeit oft mehrere Zwecke zu erfüllen hatten, bietet der bekannte Carcer Mamertinus oder Tullianus in Rom. Er besteht aus zwei Teilen, d. h. Geschossen, unten das Tullianum, später ist das Gelaß des Carcer darüber gebaut, in dem man das Tullianum, welches nach Art der mykenischen kuppelförmig überdeckt war, zu diesem Zweck in halber Höhe kappte. Der untere Gewölbebau, der schon durch seine Bauart die Übereinstimmung mit den mykenischen Kuppelgräbern zeigt, da er mit vorgekragten Horizontalschichten überdeckt ist (vgl. die Abb. 41), wird nun — was seinen Zweck anbetrifft — von den Gelehrten verschieden bezeichnet. Dr. Luckenbach, der Verfasser des empfehlenswerten Bilderatlas »Kunst und Geschichte«[3]), setzt als Unterschrift unter die Abbildung die Worte: »Das Tullianum war wohl ein uraltes Grab«. Dagegen ist das Tullianum in Lübke-Semrau, die »Kunst des Altertums«[4]), als uralter Quellbehälter bezeichnet. Wir werden also hier wieder auf die von mir in Teil III und IV

---

[1]) Joseph, Die Paläste des homerischen Epos, S. 24—27.
[2]) Hirt, Baukunst der Alten I, S. 212.
[3]) Seite 86.
[4]) Seite 300.

behauptete Verwandtschaft der Quellgrotten mit den Kulthöhlen der Erdgottheit, welcher die Toten in Obhut gegeben werden, geführt.

Wie nun noch in heutigen Dorfkirchen die Familie des Kirchenpatrons, d. h. des adligen Gutsherrn, ihr Erbbegräbnis (Familiengruft) oft in einem unterirdischen Teile derselben besitzt, so wird schon in uralter Zeit a) entweder eine solche geheiligte Quellgrotte von einem Fürsten als Ruhestätte erwählt

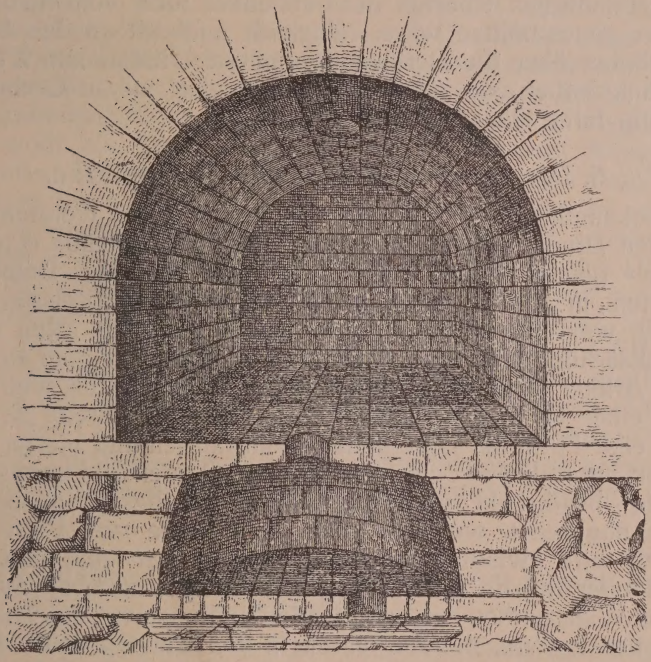

Abb. 41. Das Tullianum in Rom mit dem darübergebauten Gelaß des Carcer. Nach Luckenbach »Kunst und Geschichte« I (Fig. 168).

worden sein oder b) es wird sich allmählich in solchen alten Tholosgräbern durch Hindurchsickern des Wassers eine Quelle gebildet haben[1]); jedenfalls ließ sich solche alte Erdgrube als Cisterne verwenden.

Als das obere Gewölbe von den Etruskern, die es bereits verstanden, aus keilförmig gearbeiteten Steinen gebildete Rund-

[1]) Nach der christlichen Legende entstand sie erst durch ein Wunder bei der Einkerkerung der ersten Märtyrer.

bogen an Stelle des überkragenden Horizontalschichtenbaus anzuwenden, über dem unteren aufgeführt war, aber mit diesem durch eine Öffnung im Zusammenhang blieb (vgl. die Abbildung), hat man sicherlich das im Unterraum rinnende Quellwasser für den Carcer irgendwie verwendet[1]). Hielt man es doch auch für nötig, daß unter den meisten von Fürsten bewohnten Ziegelhäusern direkt unter dem Lehmfußboden ein mit Platten bedeckter Kanal hindurchgeführt würde[2]), damit nötigenfalls bei einem feindlichen Überfall der Fürstenhof nicht vom fließenden Wasser abgeschnitten wäre. Zugleich muß ich an den Bericht des Plinius über die Germanen erinnern (Histor. nat. XVI, 1): »Getränk haben sie nur vom Regen, den sie in Gruben im Vorraum ihres Hauses aufbewahren«[3]).

5. Die Omphalosähnlichen Grabbauten.

Bekanntlich wird der Stein in Delphi unter welchem man sich den Drachen Python begraben dachte, Omphalos eigentlich »Nabel» genauer »Nabel der Erde« genannt. Das Delphische Heiligtum, in dem ursprünglich die Erdgöttin Gaea Weissagungen erteilte, war also in diesem Sinne selbst ein Grab. Nun finden sich tatsächlich unter den Altarformen, welche in dem ausführlichen Artikel »Altar« besprochen werden, auch solche, welche die Form eines Omphalos haben. Prof. Escher[4]) schreibt darüber: »Nur eine Form der Opferstätte ist im fünften und vierten Jahrhundert ausschließlich auf den Kult der Heroen und heroisierten »Toten« beschränkt (von Opfergruben (scrobes) muß hier natürlich abgesehen werden). Auf einer Reihe von Votivreliefs nämlich wird zwischen den Adoranten (Betern) eine halbrunde, halbei- oder omphalosförmige Erhöhung sichtbar, die zweifellos das Wahrzeichen des betreffenden Kultus ist, vgl. das Theseusrelief des Louvre, die Heroenreliefs von Theben usw. Dieser Altar entspricht in seiner Gestalt vollkommen einer altattischen Grabform — dem tymbos (lat. tumulus) — die aus zahlreichen schwarzfigurigen Vasenbildern bekannt, bei den athenischen Ausgrabungen in einigen Beispielen neuerdings zu Tage getreten ist. Nun werden tatsächlich im Heroenkult die Opfer an dem Grabe selbst dargebracht; zweifellos ist also jene

[1]) »Wie kühl ist euer Badegemach« rief der eingekerkerte Jugurtha. Mommsen, R. Gesch. II, 148.

[2]) Vgl. VII, 2 Dörpfelds Bericht über das Fürstenhaus in Pylos. Siehe oben die Anmerkung Seite 100 u. 168; desgl. VIII, 2.

[3]) Chr. Ranck, »Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses«, S. 6.

[4]) Artikel »Altar« in Pauly-Wissowa Reallexikon.

Omphalosartige Erhöhung auf den Reliefs entweder das Grab selbst oder eine symbolische Nachbildung des Grabhügels. Diese Erklärung kann dadurch nicht umgestoßen werden, daß auf einer schwarzfigurigen Vase der »tyrrhenischen« Gattung der Altar der thymbräischen Apollon eine solche Omphalosform hat); dem Maler hat hierbei wohl die Erinnerung an den Omphalos des Apollon zu Delphi die Hand geführt, dessen Form ebenfalls mit jener tymbos-Form in Verbindung gebracht werden kann. Auf der Münchener Vase ist dem mit einem Netz von Punkten und Kreuzen überzogenen »Omphalos« das Wort βωμός (bomos-Altar eigentlich Trittstein) beigeschrieben, womit er allgemein als Opferstätte bezeichnet werden sollte. Auch jene grabhügelartigen Erhebungen auf Votivreliefs könnte man recht wohl als Altäre (natürlich nicht in unserem Sinne) bezeichnen.« Da nun also der Grabhügel erstens dem Omphalosstein und somit auch zweitens dem Altar verwandt ist, aber in größerer Ausdehnung drittens zum Tholosbau wird, so erkennen wir, daß in der Urzeit: Grab, Opferstätte, Quellgrotte, Orakelstätte (d. h. Tempel), Schlachtplatz d. h. Küche mit einander engverwandt waren. Über die Bedeutung des Wortes Omphalos (germanisch: nabal) = Nabel wird am Ende des XII. Abschnitts gesprochen werden. Der Ausdruck »Nabel der Erde« darf, da er sich auf die Gaea als Erdgöttin bezieht, nicht als »Nabel des Landes« gedeutet werden, wie dies Aßmann[1]) tut, der zwei Parallelstellen aus dem Alten Testament heranzieht, wo von »Anhöhen des Landes» die Rede ist (Richter 9, 37; Ezechiel 38, 12).

6. Die unterirdische Schatzkammer im Hause des Odysseus.

Im Abschnitt X, 7 wird das Vorhandensein unterirdischer Thesauren ausführlich besprochen werden; natürlich waren die Tholosbauten, wie das »Schatzhaus des Atreus« zunächst nur Grabmäler für die dort bestatteten Fürsten der Mykenier, insofern aber, als die herrlichsten Schmuckstücke, Prunkwaffen (dieselben waren für die Schlacht untauglich,[2]) wie Schuchhardt überzeugend darlegt) Goldene Masken, Diademe dort niedergelegt waren, könnte man es wohl auch ein Schatzhaus etwa im Sinne unserer Museen nennen. Auch von den Weihgeschenken in den Heiligtümern mußte im Fall einer Niederlage oft der

[1]) Aßmann, »Floß der Odyssee«, S. 16.
[2]) Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen, S. 280, II. Aufl. vgl. S. 69.

König Goldsachen zur Tributzahlung verwenden, wie dies Hiskia[1]) mit dem Goldbelag der Tempelsäulen tat. Lag nun dieses »Schatzhaus des Atreus« auch nicht im eigentlichen Bezirk, so daß Schuchhardts Frage: »Welcher König hätte wohl jemals seine Schätze außerhalb seiner Burg aufbewahrt?« durchaus berechtigt ist, so sind wir bei der Schatzkammer des Odysseus dieses Zweifels überhoben, da diese innerhalb der Ringmauer sich befand. Freilich die Hauptsache, ihre von Homer berichtete unterirdische Lage, wird in letzter Zeit heftig bestritten; auch ich habe in meinem Hilfsbuch die Frage unentschieden gelassen, ob der Ausdruck Odyssee II, 338:

Aber Telemachos stieg ins hohe weite Gewölbe
Seines Vaters hinab, wo Gold und Kupfer gehäuft lag.

auf ein unterirdisches Gemach deutet. Dr. Joseph spricht sich über diese Streitfrage folgendermaßen aus[2]): An mehreren Stellen[3]) wird vom Dichter *κατεβήσετο* (= stieg abwärts) angewendet, was Winkler[4]) verleitet hat, an ein unterirdisches Gemach zu denken. Doch ist dieses *κατά* nur auf das Hinabsteigen von der höher gelegenen Schwelle an der Tür zu beziehen. Außerdem ist schwer zu glauben, daß Priamus (Ilias VI, 288, XXIV, 191.) eine solche Kammer aus Cedernholz unter der Erde erbaut hätte, wo doch ob kurz oder lang Nässe eingezogen wäre. Wenn früher zum Vergleich auf die sogenannten Schatzhäuser von Mykenä und Orchomenos hingewiesen wurde, so wird jetzt, da diese Häuser als Gräber erkannt sind, ein Hinweis nicht den erhofften Erfolg haben.« — Wenn ich nun trotzdem in Hinsicht

1. auf die X, 7 besprochenen unterirdischen Thesauren,
2. auf die unterirdischen Adyta einzelner Tempel X, 8,
3. auf die bisher besprochene Entstehung der Häuser aus Wohngruben, die Möglichkeit, daß diese Schatzkammer in einem Kellerraum gelegen habe, ausdrücklich betone, bestreite ich Dr. Josephs Behauptung, daß in Tiryns ein oberirdisches Gemach dazu gedient haben wird, in keiner Weise.[5])

---

[1]) 2 Könige 18, 16.
[2]) Die Paläste des homerischen Epos, S. 99.
[3]) Odyssee II, 337 u. XV, 99.
[4]) Winckler, Die Wohnhäuser der Hellenen, S. 54.
[5]) Da in Tiryns (vgl. oben den Grundriß, Abb. 29) das Burgplateau genügend Raum für solche nebeneinander liegenden Zimmer bot, so war eine Veranlassung, den Thesaurus in die Erde zu verlegen, dort nicht vorhanden.

7. Die Waffenkammer mit der Säule als Stütze.

Wie nämlich Fr. Noack in der oben VII, 1 angeführten Schrift ausdrücklich hervorhebt, muß man bei der Nebeneinanderstellung des Odysseushauses mit dem Palast von Tiryns, dessen reiche Fülle von Zimmern uns der Grundriß zeigt, genau zwischen dem einfachen achäischen Königshause und dem vielgegliederten Palastbau, wie er besonders in Kreta (Labyrinth von Knossos) vorliegt, unterscheiden. Wie schon der VIII, 3 behandelte Rundbau (tholos) im Hofe bei den Viehställen und die wahrscheinlich (?) unterirdische Schatzkammer zeigt, waren diese Nebenbauten durchaus nicht alle in rechtwinkligem Grundriß angelegt und so auch nicht, wie dies in Tiryns der Fall ist, Wand an Wand nebeneinandergerückt; die Waffenkammer (*θάλαμος ὅπλων*), sowie der Ehethalamos des Odysseus sind jedenfalls nach einer besonderen Bauart angelegt, die zu dem geräumigen viereckigen Männersaal mit seinen vier Säulen[1]) (im Schnittpunkt der Diagonalen befindet sich der Herd) nicht genau passen will, denn die Waffenkammer hat eine Stütze in der Mitte, die bis an die Dachbalken reicht. Der Ehethalamos ist um einen Ölbaum herum gebaut, der dann wohl ebenfalls mit seinem der Äste beraubten Stamm die Decke trug. — Es ist nun meine feste Überzeugung, daß die bei diesen beiden Kammern angewandte Bauart eine viel altertümlichere Technik erkennen läßt als die Architektur des Megarons, welches dem prächtigen Palastsaal von Tiryns[2]) nahe verwandt ist. Leider hat Dr. Joseph sich über die Art der Herstellung des Ehethalamos und die nicht ganz klare Erzählung des Odysseus XXIII, 190—201 gar nicht ausgesprochen, doch hoffe ich, auch ohne sein fachmännisches Urteil zu kennen, im folgenden wenigstens ungefähr das Richtige zu treffen. Schon bei Besprechung des ausgesparten Entlastungsdreiecks am Löwentor äußerte ich die Vermutung, daß zur Erleichterung dieses überaus schwierigen Aufbaues der »überkragenden Horizontalschichten«[3]) der Baumeister eine dreieckige Schablone[4]) als Stützpunkt so lange unterstellen ließ, bis die Aufschichtung sicher gelungen war. Auch bei den Tholosbauten muß jedenfalls ein Gerüst vorhanden gewesen sein, welches

[1]) Hilfsbuch zu Homer, S. 183. Die 4 Säulen zusammen mit den 2 im Prodomos = 6 halten einige Forscher noch nicht für ausreichend; C. Lange zählt sogar 18.

[2]) Schliemann, Tiryns No. 113.

[3]) Vgl. auch VIII, 4, Abb. 41, unterer Teil.

[4]) Wie sie unsere Maurer verwenden; das Löwenrelief wäre dann eine Schablone. Über den angeblichen babylonischen Ursprung vgl. S. 112.

den Bauleuten, die die oberen Schichten so genau abpaßten, einen festen Stützpunkt gab, nach Fertigstellung des Baues aber entfernt wurde. Besonders wird dies der Fall gewesen sein bei dem »Schatzhaus des Minyas«, von dem Pausanias[1]) berichtet: »Es ist ein runder Bau aus Stein, der sich oben etwas stumpf zuspitzt; man sagt, daß der oberste Stein das ganze Gebäude zusammenhält.« So hat also der Ölbaum mit seinen Ästen dem Erbauer Odysseus als Leitergerüst bei der Auftürmung der Steine gedient, als der Schlußstein oben darauf gesetzt war, diente der Stamm als Stütze und wurde nun seiner Äste beraubt.

8. Die runden Vorratsscheuern auf der Siegessäule des Mark Aurel.

Ein solches Nebeneinander von viereckigen langgestreckten Gebäuden (Megaron, Frauengemach) und Rundbauten,

1. Tholos im Hofe,
2. Waffenkammer mit einer Säule,
3. Ehethalamos um den Ölbaumstamm,

muß nun jedenfalls — wenn wir damit die rechtwinkligen Gebäude der Burg von Tiryns vergleichen — Zweifel an der Richtigkeit unserer Auffassung in uns erwecken, und doch glaube ich, wenn wir eben von dem Gedanken ausgehen, daß die achäische Kultur etwas viel Urwüchsigeres, weniger von dem Orient Beeinflußtes darstellt, wird uns die Vorstellung von dem Mangel einer einheitlichen Bauart nicht anstößig erscheinen. Waren doch die ältesten mitteleuropäischen Wohnmulden[2]) so angelegt, daß sie einen elliptischen Grundriß zeigten, und, wie nun die Ellipse das Mittelglied zwischen Rechteck und Kreis bildet, so entstand bei fortschreitendem Schönheitssinn

1. Der Rundbau mit einem Kreis als Grundriß bei kleineren Behausungen,

2. der rechteckige langgestreckte Bau bei größeren Sälen, welche mit einer Vorhalle vereinigt waren, die naturgemäß wegen des geraden Architravbalkens eine kreisförmige Krümmung nicht zuließ. Im Atreusgrab ist noch der rechtwinklige Dromos mit dem runden Tholosbau zu einem Grundriß vereinigt, doch zog man, sobald man diese Bauten nicht mehr in den Schutt des Berges einhüllte, sondern frei stehen lassen wollte, die Übertragung der rechtwinkligen Form vom

[1]) Pausanias IX, 38.
[2]) Vgl. IX, 4: Der Grundriß des Hauses ist stets ein Oval.

Prodomos auf das Megaron vor; im Römischen Pantheon[1]) ist noch der rechtwinklige Portikus mit dem runden Hauptbau verbunden. Dagegen vervollkommnete sich der ovale[2]) Höhlenbau, dem die Vorhalle fehlte, ohne weiteres in die schönere Form des Rundbaus: Tholos, Omphalos, Thalamos usw., und so finden wir denn auch bei den Germanenstämmen in historischer Zeit, als diese längst viereckige Häuser mit laubenartigem Vorbau hatten, die Vorratsscheuern in rundem Grundriß aufgeführt. Diese werden von Moriz Heyne im § 2 seines Werkes »Das deutsche Wohnungswesen«[3]) besprochen: »Unter diesem Gesichtspunkte (d. h. bei Entscheidung der Frage nach dem Alter der Rundbauten) gewinnen auch die auf der Siegessäule Marc Aurels dargestellten germanischen Hütten, die als älteste Bilder germanischer Häuslichkeit gelten (die der Trajanssäule entbehren der sicheren Bezüge auf germanisches Wesen), ihre gebührende Würdigung. Wir werden sie anzusprechen haben als Hütten oder Vorratshäuser (ohne Luftöffnungen) germanischer Höriger oder kleiner freier Leute.«

9. Der mykenische Tholosbau und der Thalamos in seinen Beziehungen zum Orient.

Daß die Mykenier in ihrem Streben, ihre Oberherrschaft (Hegemonie) über die Achäerfürsten auf eine sichere Grundlage, d. h. in Ermanglung kriegerischer Kraft auf den Besitz des Goldes zu begründen, enge Verbindung mit den »goldstrotzenden Karern«, mit dem Orient und Ägypten suchten, ist schon VIII, 1 offen zugestanden worden. Deshalb sind sie aber doch niemals Orientalen gewesen, sondern nichts weiter als entartete Achäer. Entartet, wie jene Rheinbundfürsten, die — in dem Gefühl, es dem kriegerischen Preußen nicht gleichtun zu können — sich unter das Protektorat des fremden Imperators stellten, 1813 aber ihre Schande erkannten. So war es auch der mykenische Oberfeldherr Agamenmon, der von Achilleus, dem Achäer, die Worte mit anhören mußte (Ilias I, 121):

»Atreus Sohn, Ruhmvoller, du habbegierigster Aller!«[4])

und von Diomedes (Ilias IX, 39):

---

[1]) »Die Front des Rundtempels bezeichnete ursprünglich nur ein Vorbau mit Nischen, abgeschlossen durch einen Giebel mit Statuen und Dedikationsinschrift am Architrav« (Lübke-Semrau, S. 324).

[2]) Auch der Altar in Mykenä war oval (5 : $5^1/_4$).

[3]) Seite 22—24.

[4]) Hilfsbuch zu Homer, S. 142.

— — — Ehre gab dir der Kronide
Aber nicht Mut, den Spender der Kraft! — —[1])

und sein Vorfahr in der argivischen Herrschaft Eurystheus wurde in allen Geschichten von den Arbeiten des Herakles als verachtungswürdiger Feigling, der sich eine unrechtmäßige Macht über den Helden angemaßt hatte, gebrandmarkt. So hatten denn auch die Dorer, als sie die Königsburgen von Argos zerstörten, die Absicht, ihre verhaßte Herrschaft einer ewigen Vergessenheit zu weihen. Wie also der Löwe am Portal von Mykenä auf ein Fürstengeschlecht hindeutet, das sich vornehm dünkte, wenn es mit den Königen Asiens und Ägyptens in engerer Verbindung stand als mit blutsverwandten Achäern, so ist denn nun auch bei den Gelehrten vielfach die Meinung entstanden, bei den Mykeniern sei eigentlich alles, jedenfalls das Wertvollste, Orientalisch-semitisch. Einige Forscher erklären das Aufkommen dieser orientalisierenden Epoche, in der besonders neben den echt achäischen Gottheiten der Kultus der Aphrodite, d. h. der babylonischen Astarte (Istar) in den Vordergrund trat, durch das Vordringen der Phönizier[2]), doch mit Unrecht; denn in den Jahrhunderten, in welchen dieses Seefahrervolk an den Küsten ihre Handelsniederlassungen gründete — man setzt die Kolonie Tarschisch (Tartessus, Südspanien) ins Jahr 1100 v. Chr. — waren bereits 300 Jahre vergangen seit der Blütezeit Mykenäs, wie die dort aufgefundenen Kartuschen (Ziertäfelchen) des Ägypterkönigs Amenhoteps III. (1400—1365 oder 1440—1400?) und seiner Gemahlin, Fayencebruchstücke und Skarabäen (Käfer), deutlich erkennen lassen.[3])

Da es nun unter den Nachfolgern von Movers, von denen Ohlshausen eine Reihe treffender Namensableitungen veröffentlicht hat, in letzter Zeit Dr. Ernst Aßmann auch Gattungsnamen wie thalamos (*θάλαμος*), thesauros (*θησαυρος*) in den Bereich seiner semitischen Sprachforschung gezogen. Angeregt durch die auffällige Tatsache, daß das Odysseusfloß in dem Floß des persischen Meerbusens ein Gegenstück besitzt, hat der kenntnisreiche Forscher eine ganze Reihe von homerischen Vokabeln aus dem Gebiet der Nautik usw. mit hebräisch-phönizischen

[1]) Hilfsbuch zu Homer, S. 139.

[2]) Seit dem Erscheinen des Werkes von Movers »Die Phönizier« haben eine Reihe von Forschern solche Kolonien nachzuweisen gesucht; Ed. Meyer warnt vor Movers unkritischen Wortableitungen; ebenso urteilt auch Drerup, Homer S. 56 u. 57.

[3]) Hilfsbuch zu Homer S. 55.

Wortwurzeln zusammengestellt, und so auch für die bei der vorliegenden Untersuchung so wichtigen Bezeichnungen für die Wohnungen der Achäer eine semitische Wortableitung vorgeschlagen. Es ist klar, daß ich, wenn seine Darlegungen als widerspruchslos richtig bezeichnet werden müssen, mit meiner Behauptung von dem »nordisch-germanischen« Ursprung der ältesten Achäer-Behausungen arg ins Gedränge gerate. Prüfen wir daher vorurteilsfrei seine Etymologien![1])

10. Die angeblich semitische Herkunft der Worte Thalamos, thesauros, megaron.

1. Thalamos: »Das eheliche Gemach, die Brautkammer, das Zimmer der Hausfrau hieß seit Homer θάλαμος, und hier wiederholt sich das gleiche Schauspiel (d. h. die Unfähigkeit das Wort aus einer indogermanischen Wurzel zu erklären): Curtius schweigt, auch die Semitisten schweigen, und doch läßt sich alles wünschenswerte leicht beschaffen mittels der hebräischen Worte tha = Gemach, Zimmer, und alam = verbergen, verheimlichen, verhüllen; θάλαμος ist das geheime Gemach ehelicher Heimlichkeiten wie θαλάμη (Od. 5, 432) der verborgene Schlupfwinkel eines Tieres.«

2. Thesauros: »Jenes tha steckt auch in dem für Curtius und Vaniceck unerklärbaren θησαυρός. Dieses Wort entstand aus tha ha osar d. i. Zimmer des Schatzes (hebr. beth ha osar = Schatzhaus.)

3. Megaron: Dieses (von Aßmann nicht aufgeführte) Wort ist schon seit Movers mit magūr Aufenthalt, Genesis 17, 8. 36, 7 und öfter) zusammengestellt worden. Es ist klar, daß diese Etymologien, besonders die zweite, welche drei (!) Worte zur Erklärung heranziehen muß, allen Wert verlieren, wenn es mir gelingt, ein indogermanisches Wort aufzuweisen, welches aus einem Begriff (Wurzel + Suffix) bestehend eine solche Zusammenflickung dreier Worte unnötig macht. Dieses ist das bekannte lateinische Wort tenebrae (das Dunkel) welches urzeitlich *tensrae oder *temsrae[2]) lautete und das geheimnisvolle Dunkel der Erdhöhlengöttin darstellt, zu welcher der düstere Donnergott »tonitru« (thundr) in Liebe entbrannt hinabfährt;

---

[1]) Das Floß der Odyssee, S. 17.

[2]) Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie, führt aus den verwandten Sprachen viele entsprechende Worte (tamisá) auf; das Suffix sra wird zu sfra, dann zu sbra und bra; vgl. Handbuch der klass. Altertumswissenschaft II, 152 u. 187. Angermann, Griech. geogr. Namen, S. 16.

*thunthuru aber ist ein Wort der Steinzeit, so alt wie das Menschengeschlecht, und ahmt den Ton des Donners nach. In den letzten Paragraphen des XII. Abschnitts werden in der vergleichenden Tabelle Hunderte von Völkernamen und Ortsbezeichnungen erscheinen, die allesamt von dem Schreckenruf der Steinzeitmenschen thunthuru thunthura (verg. Vergil: taratantara) herstammen (vgl. oben S. 4).

11. Der Zusammenhang der ältesten Ansiedler Mesopotamiens mit den Skythenstämmen Europas.

Es ist nun jedenfalls vorschnell geurteilt, wenn man einzelne auffällige Übereinstimmungen zwischen den von Homer geschilderten Achäern und der mykenischen Kunst einerseits mit der assyrisch-babylonischen Kultur und Sitte andererseits sofort als eine Einwirkung des Orients auf das vorgeschichtliche Griechenland bezeichnet. Ist doch auch diese assyrisch-babylonische Kultur erst wieder von Völkern abhängig, die mit Europa in Beziehung standen. »Wir haben,« so schreibt Driesmans[1]), »die Sumero-Akkader, die Urbewohner Mesopotamiens, als Erfinder der Bronze kennen gelernt. Unter der assyrisch-babylonischen Kulturschicht hat man eine ältere entdeckt, deren Sprache in späteren Keilschrifttexten als »akkadische« bezeichnet wird und zu welcher in den Palästen Ninives förmliche Glossarien gefunden wurden. »Akkad« heißt der südöstliche Teil Mesopotamiens, während der nordwestlich »Sumir« genannt wird. Erst im 9. Jahrhundert erscheint daneben Mat-Chaldu (Land der Chaldäer), welche junge Provinz später den Namen für das ganze Land lieferte.« — Zur Beurteilung dieser ältesten Besiedler des Euphrat-Tigris-Landes ist nun eine in den letzten Jahren in den Vordergrund gerückte Tatsache von außerordentlicher Bedeutung, nämlich die nördlich vom Schwarzen Meer seit Urzeiten vorhanden gewesene Verbindung der europäischen und asiatischen Skythen mit den Bewohnern des Kaukasus, Mesopotamiens und Irans. Ein wichtiger Stamm der Skythen, die Saken, wird jetzt geradezu als das Mittelglied zwischen Mitteleuropa und Iran bezeichnet; so schreibt G. Hüsing[2]): »Die Sprache der Saken, die bisher einfach zum Iranischen zugerechnet worden war, zeigt nun doch sowohl im Wortschatze wie auch in den Lautgesetzen ganz

[1]) Driesmans, S. 114 u. 115.

[2]) G. Hüsing, »Miscellen« in der Orientalischen Literatur-Zeitung 1907, No. 1, S. 23.

charakteristische Besonderheiten, die uns zwingen, das Sakische zwischen das eigentlich Iranische und das Germanische zu setzen.« — Von den Ostgrenzen der Germanen mit ihrer halb-sakischen Ragnars-saga bis nach Indien hinein geht jetzt ein Aufleuchten durch die dunklen Massen des für uns bisher tot daliegenden Namen- und Sprachgutes und verrät die ungeheure Bedeutung, die die sakischen Völker in der Weltgeschichte gehabt haben.« Diese Skythenstämme, die Nachbarn der Germanen, bespricht Driesmans[1]) folgendermaßen: »Die Hellenen hielten die Sumero-Akkader für Skythen, und der römische Geschichtsschreiber Justinus schreibt[2]), daß Vorder-Asien 1500 Jahre lang unter skythischer Herrschaft gestanden, welche erst durch Ninus von Assyrien um 1200 v. Chr. überwunden wurde[3]). Um die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. erstarkte der Stamm der Chaldäer im südlichen Mesopotamien derart, daß seine Hauptstadt Bâb-ilu (Tor Gottes-Babylon) der uralten Stadt Uru (Stadt) den Rang abgewann, die als die älteste in Mesopotamien bezeichnet wird. In der Nekropole dieser Stadt der Sumero-Akkader fand man in Tonsärgen neben Werkzeugen aus Bronze und geschliffenem Stein Schmucksachen aus Gold und auch schon Eisen und Blei, so daß die Sumero-Akkader, wie sie die ersten Bronzeverarbeiter waren, auch die ersten gewesen zu sein scheinen, die das Eisen gekannt haben. Das Alter der Stadt Uru wird um das dritte Jahrtausend gesetzt.« — Die großartigen kriegerischen Erfolge der assyrischen und babylonischen Könige beruhen also auf dem Besitz der chaldäischen Eisenschwerter, mit denen sie die unkriegerisch gesinnten Stämme Vorderasiens unterjochten, da nun aber gleichzeitig in Südosteuropa die Thraker (nach Homers Aussagen) ebenfalls berühmt durch ihre Eisenschwerter waren (vgl. II, 12) und diese ihrerseits von uralter Zeit an durch ihre Stammesverwandten, die blonden Phryger mit den Chalybern (d. h. den Chaldaiern) am Südufer des Pontus (des Schwarzen Meeres) in Berührung standen, so haben die Achäer jedenfalls ihre Schwerter und ihre Kriegskunst von den Thrakern, und nicht von den Assyrern überkommen erhalten. Wenn auch die als Weihgaben in den mykenischen Gräbern niedergelegten Prunkschwerter (Dolche) aus Bronze sind, so haben daneben doch

[1]) Driesmans, ebendaselbst S. 115.
[2]) Justinus, II. Buch, Cap. 3, Ende.
[3]) In letzter Zeit hat man die Sprache der Indoskythen — sie wird auch die »tocharische« genannt — genauer untersucht, es hat sich ergeben, daß sie zu den indogermanischen Sprachen zu rechnen ist.

für den Kriegsbedarf Eisenschwerter bestanden, wie ich dies (nach Hostmann) schon oben Seite 70 erwiesen habe. Driesmans berichtet weiter: »Im Lande Assur (Assyrien) oberhalb der babylonischen Ebene am Tirynsufer, auf das die Kultur der Sumero-Akkader von den Babyloniern überging, findet sich in dem Muschelsandstein Silber, Kupfer und Blei, auch Eisen anstehend, und die Trümmerstätte der Hauptstadt Ninua (Ninive) ist eine wahre Fundgrube von Bildwerken und Werkzeugen aus den angeführten Stoffen. Ein besonderes Charakteristikum dieser babylonisch-assyrischen Kultur, zumal gegenüber der ägyptischen ist die frühzeitige Verwendung des Eisens neben der Bronze. Das Eisen wurde anfangs nur als Schmuckmetall zu Armbändern und Ringen verwendet, dieselbe Gepflogenheit, die wir auch bei den nordeuropäischen Völkern fanden.« Bei Besprechung der bronzezeitlichen Pfahlbauten[1]) bemerkt nämlich Driesmans folgendes: »— — wo das Eisen zum erstenmal auftaucht, wird es zuerst als Schmuckmetall zur Verzierung der Bronzeschwerter verwendet«, ebenso Seite 123: Eisen fehlt in Tiryns, wie wir es auch in Hissarlik vermißt haben[2]). Zu der Schilderung des Reichtums an Eisengeräten übergehend, schreibt Driesmans weiter: V. Place entdeckte ein ganzes Eisenmagazin in einer Kammer des Palastes von Chorsabad mit Enterhaken und Ankern, Ringen, Schiffsketten, Pickeln, Schaufeln, Hämmern, Pflugscharen. Das Eisen erwies sich als so vorzüglich, daß man es gleich nach dem persischen taxierte, und der Arbeiter, der es ausgegraben, es gleich wieder umschmieden konnte.

[1]) Ebendaselbst S. 94.

[2]) Vgl. Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen, S. 142, 345, 348, 369. Dörpfeld, Troja u. Ilion, S. 369: »Eiserne Segenstände, die man mit Sicherheit der VI. Schicht zuschreiben könnte, sind nicht bekannt.« Vgl. meine Prolegomena-Übersetzung, Einl. S. 46.

IX. Die nordisch-germanischen Pfahlbauten und Blockhäuser.

1. Die Höhlenburgen in Mitteldeutschland.

Nach der in Abschnitt II, III und IV von mir gegebenen Darstellung boten den ursprünglichsten Unterschlupf für den Aufenthalt der Urbewohner Europas in der Nacht und im Winter die natürlichen Höhlen und, wo es irgend möglich war, schuf er sich selbst künstliche Höhlen im Erdboden und im weichen Felsgestein, wozu ihn die religiöse Vorstellung vom Wirken der Erdgöttin noch besonders antrieb. So darf es uns denn nicht wundern, wenn wir noch im jetzigen Deutschland burgähnliche Ansiedlungen antreffen, die direkt in dem Felsen angelegt sind. Am bekanntesten ist unter den Höhlenburgen der deutschen Mittelgebirge wohl der durch seine Erzählung vom Raubgrafen (vgl. Julius Wolf, »Der Raubgraf«) berühmt gewordene Regenstein (Reinstein) bei Ballenstedt im Unterharz. Das bekannte Reisehandbuch von Meyer »Der Harz« (1897) beschreibt[1]) diese interessante Anlage folgendermaßen: »Die Ruine Regenstein ist eine der merkwürdigsten natürlichen Befestigungen des frühesten Mittelalters. Die sagenhaften Gründer benutzten entweder vorhandene Höhlungen an den hohen Felsen, oder ließen solche ausmeißeln, so daß ein großer Teil der Räume unzerstörbar war.« — Wie unregelmäßig diese Ausmeißelungen ausgefallen sind, davon kann sich jeder Besucher dieser Ruine überzeugen; an diese Felshöhlen lehnten sich dann die eigentlichen Burgbauten an, so wie Eumäus seine Koben bei den Felshöhlen des Koraxberges erbaut. Auch auf der Nordseite unter dem Felsen hat man an dem steil abfallenden Abhange Spuren gefunden, die auf den Aufenthalt vorgeschichtlicher oder frühgeschichtlicher Höhlenbewohner schließen lassen.

2. Die Überbauung der Keller, d. h. Höhlen und Gruben.

Schon auf Seite 48 (II, 4) sind die germanischen Erdhöhlen im Zusammenhang mit denen der Volksstämme in Osteuropa

[1]) Seite 63.

und Vorderasien besprochen und der Bericht des Tacitus angeführt worden. Dort blieb aber der Zusammenhang dieser Erdhöhlen mit den späteren Bauernhäusern noch unklar, um so erfreulicher ist es mir, die Auffassung Wilhelm Arnolds, des verdienstvollen Verfassers des Buches »Die deutsche Urzeit«[1]) aus seinem Aufsatz: »Das Haus der alten Germanen«[2]) hier für mich zum Beweise anführen zu können, daß alle eigentlichen germanischen Hausbauten aus solchen überbauten Kellern hervorgegangen sind, die also gewissermaßen die Hauptsache waren: »Je weniger künstlich der Hausbau war, desto größere Sorgfalt verwandte man auf die Keller. Keller oder Gruben, trichterförmig und von ziemlicher Tiefe, kamen auch für sich allein, abgesondert von den Häusern vor. Die obere Abteilung diente namentlich im Winter zum wohnen, im Sommer umgekehrt der Kühle wegen zur Arbeit, besonders für die Frauen zum Weben, die untere zur Aufbewahrung der Vorräte und Früchte; also Höhlen, wenn man es so nennen will, nur kunstgerecht ausgeführt und dem rauhen Klima sehr angemessen; meist aber standen wohl kleine einstöckige Häuser darüber, in späterer Zeit ganz gewiß. Ohne allen Überbau empfehlen sie sich besonders zum Bergen der Vorräte bei feindlichen Überfällen, da sie von außen leicht unkenntlich gemacht werden konnten«. Wer erinnerte sich bei dieser Schilderung nicht an die Erdgruben von Lengyel, über deren Eingang Dächer gesetzt waren, so wie an das unterirdische Adyton vieler griechischer Tempel (vgl. X, 5)?

3. Die ältesten Holzhäuser der Germanen.

Unmittelbar vor dem eben angeführten Abschnitt schreibt W. Arnold folgendes:

»Der Steinbau war den alten Germanen unbekannt, er ist erst von Italien aus mit den Kirchen und Klöstern zu uns gelangt. Anfangs waren selbst die Kirchen, Pfalzen, Burgen und Festungsmauern noch von Holz; Pfahlbürger hießen die Bürger, die außerhalb der Ringmauer wohnten, weil die ältesten Mauern aus Pfahlwerken bestanden; noch im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert bildeten in den Städten die sogenannten Baumhäuser, d. h. die ganz aus Holz gebauten, die Regel,

[1]) Er führt auch dort die von Ludwig Steub gesammelten Namen aus dem Gebiet der vorgeschichtlichen Rhaeter an, z. B. Sirancanusa = Sargans in der Schweiz; vgl. mein Osterprogramm 1891, S. 13.

[2]) Abgedruckt in dem Lesebuch von Bellermann und Immelmann, 4. Teil, S. 111.

ebenso wie sich das Andenken an den Holzbau der älteren Burgen in dem Namen Baum- oder Boineburg erhalten hat. Noch viel weniger konnte man in der Urzeit auf den Gedanken geraten, Steinbauten zu versuchen, wo der Wald in möglichster Nähe das prächtigste Holz lieferte, so wenig wie man heutzutage in den amerikanischen Wäldern daran denkt. Die Bäume wurden indes nicht nach Art der amerikanischen Blockhäuser der Länge nach übereingeschichtet, sondern Pfahl an Pfahl nebeneinander gestellt, wie das Wort Stockwerk anzeigt.

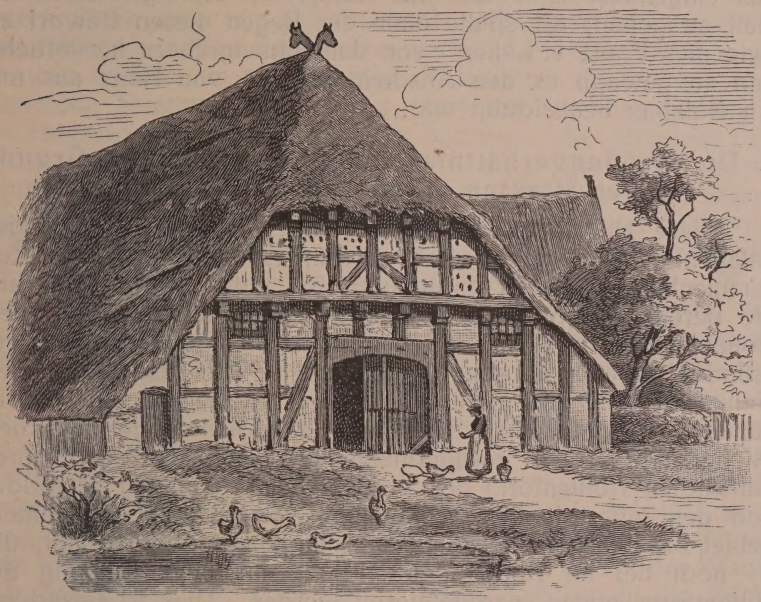

Abb. 42. Niedersächsisches Bauernhaus aus J. C. Andrä, Deutsche Geschichte (Voigtländer).

Oder man ließ Zwischenräume und füllte sie, wie es auf dem Lande noch jetzt geschieht, mit Lehm, Erde oder Geflecht aus; denn der sogenannte Fach- oder Riegelbau, aus Balken und Mauerwerk gemischt, ist erst viel jüngeren Ursprungs. Ohne Zweifel hatten alle Häuser ursprünglich nur ein einziges Stockwerk, wie es in manchen Gegenden gleichfalls noch heute der Fall ist; nur die königlichen oder fürstlichen erhielten schon früh ein zweites. — — Übrigens gab man trotz des rohen und unförmlichen Stoffes, womit man baute, auch in der ältesten

Zeit etwas auf freundliches Aussehen. Tacitus erzählt in der Schrift, die er über Land und Leben der alten Germanen verfaßt hat, daß einzelne Stellen der Wände mit einer glänzenden Farbe getüncht wurden, so daß es fast wie Malerei und Linienzeichnung aussah; es werden Zwischenräume zwischen den Balken gewesen sein, die man, wie der Bauer noch heutzutage tut, mit einer weißen Lehmfarbe anstrich und vermutlich mit allerlei Figuren zierte[1].« (Abb. 42.) Auf diesen Bewurf oder Putz ist das Hauptgewicht zu legen, denn eigentlich war das eingebaute Holz nur das Mittel, der lehmigen Erdwand Halt zu geben; oft spülte dann der Regen diesen Bewurf ab (wie dies Franz v. Löher[2]) von den Hünengräbern hervorhebt) und so gewann es den Anschein, als ob von Haus aus nur ein Holzbau beabsichtigt war.

4. Die Größenverhältnisse, die Form und der Grundriß der ältesten germanischen Wohnungen.

Diese Holzhäuser gehen nun auf viel ältere Wohnungsanlagen in neolithischer Zeit zurück, versuchen wir den Zusammenhang, so weit es möglich ist, unter Bezugnahme auf die bereits besprochenen Erdhäuser und Pfahlbauten in den Donauländern und dem vorgeschichtlichen Griechenland zu ergründen! Wenn die oben in Abschnitt I—VIII ausgesprochenen Gedanken nicht als leere Phantasterei erscheinen sollen, muß ein deutlich sichtbarer Zusammenhang zwischen der germanischen Wohnmulde in der nordgermanischen Tiefebene, die in ihrer künstlichen Höhlenform den großen Steingrabbauten entspricht, und den unterirdischen Wohnungen von Lengyel im Donaugebiet bis hinab zu den ältesten Heiligtümern der Achäer, die — noch tief im Boden steckend — nur beim Eingang die Hüttenform zeigen, nachgewiesen werden. Dies ist tatsächlich möglich, solche urgermanischen Wohnungen sind entdeckt. Der hierüber im Anhang des »Daheim«[3]) erstattete Bericht »Hausreste aus neolithischer Zeit« besagt folgendes: »Als bei Aufdeckung des neolithischen Hauses bei Plön[4]) (Abbildung

[1]) Vgl. hierzu die Abbildung des Vierländer Bauernhauses (X, 12) in Westermanns Monatsheften, und Abb. 48. M. Heyne, Wohnungswesen, S. 48.

[2]) Franz von Löher über Dolmenbauten, Sitzungsber. d. kgl. bayr. Ak. d. W. München 1888, I, S. 216.

[3]) Daheim, 43. Jahrgang 1907, No. 37, S. 22.

[4]) Beim Dorfe Klein-Meinsdorf; verschiedene Quellen vereinigen sich bei Klein-Mühlen (dicht beim Fundort) in dem Mühlenteich und fließen von hier in den Heidensee. »Die Vorliebe unserer Vorfahren für Wassernähe hat diesen Platz wohl als günstig für eine Siedelung erscheinen lassen.«

siehe ebendaselbst) durch den Kustos des Museums der vaterländischen Altertümer in Kiel, Herrn Dr. Knorr, die obere Erdschicht entfernt war, stieß man auf eine harte Schicht, die aus Lehm und geschlagenem Flint gebildet war und eine Breite von etwa 1 m und von $^1/_2$ m Höhe aufwies. Man legte nun, dieser Schicht immer folgend, ein nach Nordosten offenes Oval frei, Ausdehnung von $5 : 5^1/_2$ m. Die Ränder zeigten sich mit größeren und kleineren Steinen eingefaßt. Verschiedene Stellen wiesen starke Kohlereste auf, einige, die wohl Herdanlagen gebildet haben, waren mit Steinen umstellt. — Der innere Raum war mit gelbem Sand gefüllt, der weiter unten mit kalziniertem Flint durchsetzt war; mit der Tiefe nahm dieser zu und bildete am Grunde eine an manchen Stellen fast ungemischte Schicht. Unter dieser fand sich eine sorgfältige Pflasterung von gespaltenen Steinen, die auf dem Urboden in einer Tiefe von etwa 40 cm vom Rande der Lehmschicht lag. (Fundstücke: Breitmeißel, Gefäßscherben des Steinalter-Typus.) In der Nähe der Öffnung stieg die Pflasterung bis an den oberen Rand und bildete einen nach innen geschweiften Bogen, der den Abschluß herstellte. Etwas außerhalb der Einfassung zeigten sich etliche aufgesetzte Steine, die ebenfalls einen ehemaligen Feuerherd gebildet haben mögen. Über eine erhöhte Schwelle trat man in das tiefe Innere des Hauses. — Die Lehmschicht selbst darf wohl unbedingt als Fundament bezeichnet werden. Was den Zweck des geschlagenen Flints anbelangt, so dürfte er wohl ein leichteres Abfließen des Wassers begünstigt haben und zu diesem Zweck verwandt sein; andernfalls mag er auch das Eindringen von Nagetieren usw. erschwert haben (die Abwehrung der Ratten war auch für die Pfahlbauten wichtig)[1]). Die Breite der Wand läßt den Schluß zu, daß sie mit einem Teil frei in die Hütte ragte, was durch die Feuerstätten, die am inneren Teil des Fundaments sind, bewiesen sein dürfte. Vermutlich haben Stämme oder dickere Zweige, mit Flechtwerk[2]) verbunden, den Oberbau gebildet; mit Bestimmtheit läßt sich dies nicht feststellen, da keine Pfostenreste oder Löcher vor-

[1]) P. Sarasin betont in seinem Vortrage mit Recht die Übereinstimmung der an den Celebensischen Pfahlbauten befindlichen Rattenschutzscheiben mit dem runden Teil des dorischen Säulenkapitells, dem sogenannten Echinus; »solche Scheiben sieht man noch heutzutage an Fruchtspeichern angebracht, die auf kurzen Pfeilern stehen.«

[2]) Flechtwerk zum Dichtmachen der Zäune, damit das Weidevieh nicht ausbreche, vgl. bei Timm Kröger »Um den Wegzoll«.

gefunden wurden. Bei einigen der freigelegten Häuser war im Inneren, ziemlich der Mitte zu, eine Steinsetzung, die, nach ihrer Höhe zu urteilen, vielleicht als Tisch gedient haben könnte. Bei zwei Grabungen gelang es, im ganzen vier Hüttenfundamente nachzuweisen, so daß zweifellos eine größere Ansiedlung vorhanden war[1]). — Bei den bisher aufgedeckten Ansiedlungen dieser Art (Elsaß, Neckarland, Bosnien, Italien, Nordseite der Alpen) ist der Grundriß des Hauses stets ein Oval oder ringförmig, nur in Süddeutschland hat man auch viereckige Anlagen freigelegt, namentlich bei Großgartach, wo auch Wandbewurf und an einer Stelle eine Art Malerei erkennbar war. — Bemerkenswert scheint noch, daß die Häuser nicht regelmäßig und in bestimmter Entfernung, sondern willkürlich durcheinander gelegen haben; ob Nebengebäude vorhanden waren, dürfte erst durch weitere Forschungen, die geplant sind, erwiesen werden. Gräber der Steinzeit, die wohl zur Siedelung gehört haben könnten, ließen sich nicht nachweisen. Auf demselben Felde fand sich jedoch ein Grab der Bronzezeit, das ausgezeichnet erhalten war.« — Dieser letzte Satz, der uns zeigt, daß die ebenbeschriebenen Hausanlagen bis in die Bronzezeit und in die jüngere Steinzeit zurückreichen, ruft mir einen Bericht in die Erinnerung, den Hans Müller-Brauel im Globus[2]) über »Die Besiedelung der Gegend zwischen Elbe und Weser in vorgeschichtlicher Zeit« veröffentlicht hat. Nach einem Überblick über die verschiedenen Gräberperioden:

1. Steingräberzeit; etwa 184 Bülzenbetten sind gezählt worden,

2. Hügelgräberzeit; 3500 sind gezählt, doch ist die Zahl 10000 noch zu verdreifachen,

3. Urnenfriedhofszeit a) La-Tène-Friedhöfe, b) sächsische Friedhöfe (in Zeven bei Hannover sind jetzt 30 Urnenfriedhöfe bekannt),

kommt er zu dem wichtigen Ergebnis: „Wir bilden seit der Steinzeit eine erbeingesessene Bevölkerung; dasselbe Volk muß in allen Zeitperioden hier gewohnt haben, die Bevölkerungsdichtigkeit muß gleich gewesen sein, und die Dorfanlagen sind viel älter[3]), als man bisher angenommen hat.“

---

[1]) Ptolemäus überliefert eine große Anzahl Dorfnamen; Kiepert freilich, der an das hohe Alter der Dörfer nicht glaubt, hält die Versuche, diese Namen wieder finden zu wollen, für ganz aussichtslos.

[2]) Globus XC, No. 10, 13. Sept. 1906. P. Zimmermann, Jahrbuch 1907.

[3]) Vgl. Anmerkung 2; dazu S. 29 und den Schluß des Abschnitts XII.

5. Die Hausurnen.

a) Germanische Hausurnen.

In dem eben zitierten Aufsatz von Hans Müller-Brauel findet sich auch der Satz: „Das niedersächsische Bauernhaus ist sich zwei Jahrtausende gleich geblieben." So reicht also die Entstehung der uns allen bekannten Hausform bis in das erste vorchristliche Jahrtausend, wenn nicht noch weiter zurück. Ein deutlicher Beweis hierfür sind die aufgefundenen Hausurnen, die ihren Namen davon haben, daß sie, »so weit das die Urnenform gestattet, die ungefähre Gestalt eines Hauses wiedergeben, und so deutlich den Gedanken ausdrücken, daß der Tote in seinem Hause wohnen solle.«[1]) Sie sind auf semnonischen Boden gefunden; die bei Heyne[2]) abgebildete (jetzt in Dessau) ist in Hoym ausgegraben.

1. Sie zeigt einen ovalen Grundriß; gleichwohl ist Heyne überzeugt, daß für die ovale oder runde Form der damaligen Häuser (man setzt ihre Entstehungszeit in das siebente bis vierte Jahrhundert vor Christo) »durch solche Gefäße nichts bewiesen wird, weil in ihnen die Urnenform nicht verlassen werden durfte.» Ich glaube nicht, daß dieser Grund als zwingend betrachtet werden muß, und halte es durchaus für möglich, daß diese ältesten Hausurnen wirklich die ursprünglichste Form der Wohnmulden, die nach dem Bericht IX, 9 tatsächlich meist ovale (elliptische) Form hatten, getreulich wiederspiegeln und zwar aus dem Grunde, weil die Empfindung für die Schönheit des rechten Winkels den allerältesten Bewohnern Mitteleuropas jedenfalls noch fremd war; erst später, wo man nicht mehr krumme Äste zum Flechtwerk nahm, sondern gerade Tannenstämme zu verarbeiten pflegte, waren die Architrave über den Ständern gerade und somit auch der Grundriß rechtwinklig. Daß sehr wohl ein Tongefäß dem fortgeschrittenen Hausbau entsprechend rechtwinklige Seitenwände aufweisen könne, ist aus der Form eines in Kreta (Palaiokastro) gefundenen Terrakottasarkophags[3]) ersichtlich, der über einer viereckigen kastenförmigen Lade einen dachförmigen Deckel mit Firstbalken zeigt. Somit halte ich denn auch die in dem Buche von Chr. Ranck[4]) abgebildete Hausurne, welche schon deutlich rechtwinklige

---

[1]) Moritz Heyne, »Das deutsche Wohnungswesen«, S. 23.
[2]) Ebendaselbst S. 24 (Figur 3).
[3]) Drerup »Homer«, S. 133 und Joseph »Die Paläste des homerischen Epos«, S. 76; siehe oben VII, 11b, (Abb. 40).
[4]) Chr. Ranck, »Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses«, S. 5.

Wände mit runden Ecken erkennen läßt, für entsprechend jünger, auch sie ist wie die erstgenannte im Stammlande der Sueven (bei Aschersleben) gefunden worden.

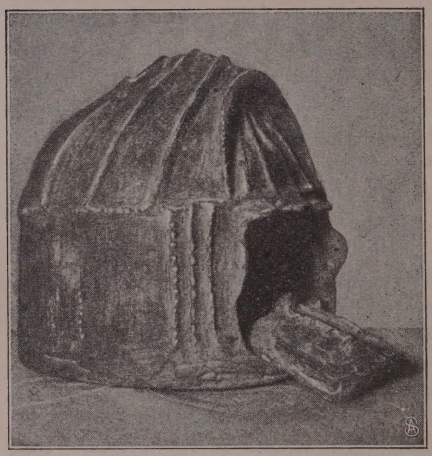

Abb. 43. Römische Hausurne aus »Gartenlaube« 1908, No. 6.

2. Weiterhin ist an beiden germanischen Hausurnen das hohe Strohdach von größter Wichtigkeit; a) die Gestalt — es ist ein Walmdach, kein Giebeldach — b) die Höhe und steile Form, c) das Material soll in IX, 6 besprochen werden.

b) Römische Hausurnen.

Mit diesen germanischen Hausurnen, die in dem Gebiet der Sueven gefunden sind, stimmen nun auffällig die abgebildeten vier römischen Hausurnen (Abb. 43 bis 46) zusammen, die kürzlich aus den vorgesch. Schichten der ewigen Stadt zutage gefördert worden sind:[1]) »Die neuesten Forschungen, namentlich die sehr ergiebigen Ausgrabungen, die in der jüngsten Zeit auf dem Gebiete der »Ewigen Stadt« gemacht werden, verbreiten immer klareres Licht über die Urgeschichte der einstigen Weltbeherrscherin und tragen wesentlich dazu bei, das Bild des antiken Rom vor dem geistigen Auge unserer Zeit wiedererstehen zu lassen. — Die »Gründung Roms« ist die Vereinigung der beiden Gemeinden auf dem Palatinus und Quirinalis, die um die Mitte des achten vorchristlichen Jahrhunderts erfolgte. Die Ausgrabungen geben uns aber Kunde von noch ferner zurückliegenden Zeiten, die über zwei Jahr-

Abb. 44. Römische Hausurne aus »Gartenlaube« 1908, No. 6.

[1]) »Die Gartenlaube« 1908, No. 6, S. 127. Leipzig, Ernst Keils Nachf. (August Scherl).

tausende vor Christi Geburt hinreichen. Damals haben schon Ansiedler mit einer keineswegs gering zu schätzenden Kultur besessen. Besonders interessant sind die Funde aus dem zwölften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Die kalzinierten Knochen der verbrannten Leichen (vgl. Prof. Dr. Oskar Montelius in der »Umschau«) legte man bisweilen in ein Tongefäß, das die gleiche Form hatte wie die Hütte, in welcher der Verstorbene gelebt hatte. Die durch die »Hausurnen« dargestellten Behausungen waren primitive rundliche Hütten aus einem Gerüst von geflochtenen Reisern mit einem Lehmbewurf von der Innen- und Außenseite, also Bauten, wie man sie noch heute bei den Negern im Innern Afrikas vorfindet. In der Regel hatten diese Hütten nur eine Tür, aber keine Fenster; einige in Mittelitalien aufgefundene Urnen zeigen aber, daß man schon um jene Zeit anfing, die Wohnhäuser mit Fenstern zu versehen. Das Dach war strohbedeckt, und an den Urnen sind die Stangen zu erkennen, die das Stroh festhalten sollten. Im Dach war eine kleine Öffnung für den Rauch von dem offenen Feuer, das auf dem Herd in der Mitte des Hauses loderte. Der Typus des ältesten römischen Hauses hat sich aber noch lange in der runden Form der Vestatempel erhalten. Allmählich wurden die menschlichen Wohnungen vierseitig, der Tempel behielt jedoch seine uralte Gestalt.« — Wer nun die beiden

Abb. 45. Römische Hausurne mit Dachstützen aus »Gartenlaube« 1908, No. 6.

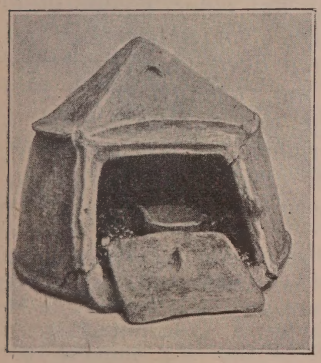

Abb. 46. Römische Hausurne mit dreieckiger Giebelöffnung.

germanischen Hausurnen, die bei M. Heyne und Chr. Ranck abgebildet sind, mit diesen vier Römischen vergleicht, wird sofort erkennen, daß erstens die runden Hütten Italiens den ovalen Lehmhäusern mit Holzeinbau in Germanien nahe verwandt waren (Fallen im Oval [Ellipse] beide Brennpunkte zusammen, so entsteht ein Kreis), zweitens die ursprünglich noch bienenkorbähnliche Form (Abb. 43) zur deutlichen Absonderung des Daches (Abb. 44) und schließlich zu eckigen Formen (Abb. 46) führt; die auf Abbildung 44 ersichtlichen Holzstämme, welche das über die Tür hängende Dach stützen, sind die besten Beweise für die Richtigkeit meiner Ausführungen im Abschnitt V und VI. Abb. 46 zeigt auch das dreieckige Loch im Giebel für den Rauchabzug ebenso wie Abb. 29 (S. 184) das Eulenloch.

6. Das Strohdach.

a) Die Gestalt (das Walmdach und Giebeldach).

1. Die schon bei den ältesten Bauten des mykenischen Zeitalters in VII, 11b besprochene Form des Walmdaches mit vier Traufen finden wir auch bei den beiden eben erläuterten Hausurnen, denn das Walmdach — das ergibt sich aus dem Vergleich der verschiedensten Zeitalter und Baumethoden — geht wohl überall dem Giebeldach mit senkrechter Giebelfront voran[1]). Bei den niedersächsischen Bauernhäusern, welche den Eingang auf der Schmalseite, nicht wie die beiden Urnen auf der Langseite haben, erblicken wir unter der Firstbalkenspitze ein dreieckiges Fenster (s. Abb. 29)[2]), aus dem später bei der geraden Stellung des Giebels das bekannte Giebelfenster wurde[3]). Der Firstbalken des Walmdaches ruhte auf einer, später wohl auf zwei Giebelstützen, die Moriz Heyne[4]) folgendermaßen beschreibt: »Auf die vier Wände mit ihren durch Querriegel verbundenen Ecksäulen setzt das Dach auf, gestützt durch eine oben die Ecksäulen krönende Balkenlage, gebildet durch Sparren und Latten, für die aber ein gemeingermanischer Name entgeht, abgeschlossen und zusammengehalten durch den Firstbalken. Dieser First aber bedarf von dem Innern des Hauses aus einer

[1]) Vgl. Moritz Heyne, ebendas. S. 27: »Diesem Zeltdache (Wellendache) gegenüber ist das zweihängige oder Satteldach wohl eine jüngere Form, die eine Ausbildung des Hausgiebels voraussetzt.« — Reimers, S. 34.

[2]) Nach Luckenbach »Kunst und Geschichte«, II. Teil, Mittelalter.

[3]) Goethe, »Hermann u. Dorothea«, VIII. Gesang. Vgl. auch die Türklappen an dem Giebel der lykisch-phrygischen Felsgrabbauten; siehe unten IX, 8 das Nähere über dieses Fenster.

[4]) Seite 26.

Stütze, als welche ein in der Mitte aufgerichteter hochragender Balken unter verschiedenen Namen angegeben wird.« (Über diese Bezeichnungen siehe XII, 8.) Auch in Troja (Troja und Ilion, S. 171, VI C.) hat Prof. Dörpfeld ein Megaron mit drei Giebelstützen gefunden (vgl. oben S. 211).

b) Die Höhe des steilen Daches.

Die auch an den beiden Hausurnen erkennbare »hohe und steil ansteigende« Form dieses Walmdaches wird noch im Beowulf, 927 und 984, so bezeichnet (steáp, heah hrôf). Hierbei muß zugleich bemerkt werden, daß nicht etwa von Anfang an ein abgetrennter Bodenraum zu denken ist, der ein Zimmer umfassende Wohnraum reicht bis unter das Dach, so daß »es zwischen seinen Wänden und den Sparren und Firste des Daches überhaupt keine Absperrung gibt«. hrôf entspricht dem griechischen orophos (Dach).

c) Das Material der Dacheindeckung.

Auf den Flächen des zur zweiten Urne gehörigen Walmdaches[1]) sind parallel laufende Rillen eingegraben, die vielleicht eine Dachbedeckung mit Rohr andeuten sollen. »Für die Eindeckung des Daches,« sagt Heyne[2]), »können in altgermanischer Zeit nur Stroh, Rasenstücke, Schilf und Schindeln, letztere in der anspruchslosen Form gerissener oder gespaltener länglicher Brettstücke[3]) in Frage kommen; für geringere Bauten sind auch Dächer aus Ast- oder Weidengeflecht hergestellt worden.« Auch Dörpfeld bespricht für die trojanischen Bauwerke die Möglichkeit einer Eindeckung mit Schilf usw.: »Ob einige Bauwerke mit Schilfrohr oder hölzernen Schindeln oder ähnlichen Materialien ohne Erdschicht eingedeckt waren, wissen wir nicht. Die Möglichkeit einer solchen Art der Dachbildung läßt sich für Troja nicht leugnen, zumal sie in anderen Gegenden Kleinasiens sicherlich im Gebrauch war. In diesem Falle dürfen die Dächer natürlich nicht horizontal gewesen sein, sondern müssen im Gegenteil eine sehr große Neigung gehabt haben, selbst eine größere als die späteren griechischen Ziegeldächer.« — Auch bei den eigentlichen horizontalen Erddächern (Lehmdächern) kam Schilfrohr mit in Anwendung: »Daß die Erdschicht nicht direkt auf die starken Balken der Decke gelegt werden darf,

[1]) Ranck, S. 5.

[2]) Heyne, ebendas. S. 27: »Die nördlichen Völker decken ihre Häuser mit Schilfrohr, solche Dächer dauern Jahrhunderte lang (Plinius hist. nat. 16, 36).

[3]) Vgl. meine Bemerkung über »schidia« und »schedia«, S. 176 Ende.

sondern noch eine Schicht von Schilfrohr oder ähnlichem Material dazwischen angeordnet werden muß, ist bekannt. Für Troja wird die Verwendung von Schilfrohr durch die Tatsache bewiesen, daß in der II. (vorhomerischen!) Schicht mehrere Stücke verbrannter Erde mit den Resten verbrannten Schilfrohres gefunden worden sind. Beim Brande der Häuser waren die Deckbalken und das darüberliegende Schilfrohr verbrannt und hatten die oben befindliche Erde in Terracotta verwandelt, in der die Löcher des Schilfrohres erkennbar blieben«[1]).

7. Der Vorbau (die Vorhalle).

a) Die Umzäunung des Edelhofes.

In jeder Hinsicht gleicht die in den vorigen Abschnitten von der Ansiedlung des Cyklopen und dem Gehege herum (herkos, aula) dem Gehöft eines germanischen Edlen. Schon die in den Geschichtsbüchern für den Schulunterricht beigegebenen Bildertafeln bezeugen dies zur Genüge, so bemerkt der Herausgeber von J. C. Andräs »Geschichtsbildern«[2]) zu dem Bilde »Germanische Ansiedlung«: »Den Hintergrund unseres Bildes füllen Haus und Hof des Sachsen. An der Eingangspforte sitzt ein Unfreier, einen Korb flechtend[3]); den Bretterzaun des Gehöftes überragen Stangen, auf denen die Schädel der dem Wuotan geopferten Rosse bleichen, vgl. XI, 4. Den Hof beschattet die uralte heilige Eiche; in ihren Zweigen befindet sich eine Ruhebank«. (Über Tor und Tür siehe IX, 8.)

b) Die Vorhalle (vgl. auch IX, 14 und IX, 12).

Dagegen scheint, wenn wir unseren Blick nur auf die Hausurnen richten, irgend ein Hinweis auf eine Vorhalle, die dem Vorbau des griechischen Antentempels entspricht nicht vorhanden zu sein. Dennoch ist, wie Heyne darlegt, eine solche anzunehmen[4]): »Nicht ohne Gliederung ist die Tür in das Haus eingeschnitten. Vor sie hat sich, wenn nicht überall, so doch bei den meisten Bauten, und bei besseren in sorgfältigerer Ausführung eine Art Vorbau gelegt, der zunächst nicht ästhetischen, sondern praktischen Bedürfnissen seine Entstehung ver-

[1]) Dörpfeld, »Troja und Ilion«, S. 41 u. 42.
[2]) Leipzig 1894.
[3]) Wie wichtig die Flechtkunst auch für den Hausbau war, lehren uns Worte wie got. haurds (altnord. hurd, mhd. hurt), das in dem doppelten Sinne von »Tür« und »Flechtwerk« gebraucht wird; auch die Bezeichnung chorb (Korb = Hütte) deutet auf Herstellung durch Flechtwerk.
[4]) Heyne, S. 32.

dankte, ein Schutz gegen die Einflüsse der rauhen Witterung unmittelbar auf den einzigen Zugang ins Haus, in einfachster Ausführung aus einem Vordache auf Holzstämmen oder Pfosten bestehend, und dadurch den Regen und Schnee auf beiden Seiten des Vorbaues[1]) abführend (der Vorbau der Harzer Köhlerhütten gibt ein Vorbild)«. Auch das Haus, das Plinius bei den Chauken sah und in seiner Historia naturalis beschrieb, hatte einen Vorraum (»Sie bewahren in einem Vorraum ihres Hauses das Regenwasser in Gruben auf«), wie Chr. Ranck hervorhebt, der den Grundriß des norwegischen Bauernhauses mit dem des Templum in antis zusammenstellt[2]).

8. Tür und Fenster.

a) Die Tür.

Die von Heyne beschriebene, bei Hoym gefundene Hausurne läßt uns einen Blick tun in die Art und Weise, wie am urgermanischen Hause die Tür mit Hilfe eines vorgeschobenen Riegels verschlossen wurde; da das urgermanische Verbum lûkan sich nur auf das Ziehen und Vorlegen eines Sperriegels beziehen kann, so zeigt auch diese Hausurne in der Mitte des seitlichen Türpfosten ein Loch, das den Riegel gerade durchläßt, Einen künstlichen Verschluß gibt es noch nicht, das Wort »Schließen« ist erst von den Römern (»escludere«-excludere) den Westgermanen zugeführt worden; bestand doch auch im homerischen Zeitalter die Kunst des »Schließens«, wie sie Penelope mit Hilfe ihres metallenen Schlüssels übt, nur in dem Zurückreißen des vorgeschobenen Riegels[3]). Daß die Germanen nicht dieses unvollkommene Werkzeug der homerischen Zeit zu einem richtigen Schlüssel vervollkommneten, muß man ihnen nicht zum Vorwurf machen, brauchten sie doch — wie Walther Fürst in Schillers »Tell« sagt — Jahrhunderte lang kein Schloß vor ihrer Tür[4]) Daß die einfache Tür selbst in ältester Zeit vielfach aus Flechtwerk hergestellt war, habe ich schon Abschnitt V und IX, 7 Anm. 3 erwähnt, sonst bestand sie aus einem losen Brett, das in die Türöffnung eingespannt und durch den Riegel festgehalten wurde[5]).

---

[1]) Der gemeingermanische Name.
[2]) Über das ostgermanische Haus mit der Vorlaube siehe IX, 12.
[3]) Hilfsbuch zu Homer, S. 192.
[4]) Tell, I, Sc. 4.
[5]) Heyne, S. 30.

b) Die Fensteröffnungen.

Fensterluken sind auf den Hausurnen nicht angedeutet, trotzdem brauchen wir aber nicht der Meinung su sein, daß zwischen Dach und Hauswand kein Lichtstrahl Einlaß gefunden habe. Freilich werden die dichtgeschlossenen Wände des Hauses um der seitlichen Lichtzufuhr willen kaum unterbrochen und nur sparsam erscheinen — wie M. Heyne Seite 28 darlegt — an ihren oberen Enden, unterhalb der Stelle, wo das Gebälk des Daches aufsetzt, als eine Art seitliches Oberlicht Lichtöffnungen, die zugleich bei niedriger angelegten Gebäuden als Ausguck dienen können. Sie werden im Gotischen auga-daúrô (ahd = auga-tora = »Augentor«) im Altnordischen aber vind-auga genannt (neuenglisch window). Die norwegische Holzkirche zu Borgund, die sich außer bei Heyne auch in Lübke-Semrau (Kunstgeschichte des Mittelalters) abgebildet findet, zeigt diese Windaugen als kleine runde Öffnungen (auch die viereckige Form findet sich an späteren Denkmälern). Diese »Windaugen«, die in einer Stelle bei Beda[1]) als gelegentliche Durchwege für kleinere Vögel geschildert werden, müssen sich in nördlichen Gegenden lange erhalten haben, weil sie Licht und Luft vermitteln, ohne daß dadurch die Hauswärme vermindert wurde. Jedenfalls bilden diese »Windaugen« ein merkwürdiges Seitenstück zu den »Zwischenaugen« Metopai oder Anopaia der homerischen Herrscherhäuser und der hindurchfliegende Sperling erinnert lebhaft an den Aufflug der Schwalbe, in deren Gestalt Athena entschwindet (vgl. XI, 5).

9. Das Wohnhaus und die Nebengebäude.

a) Der Herd als Mittelpunkt des Wohnhauses.

Bei Besprechung der Halle des Odysseus, in welcher — wie Telemach sagt — der Rauch die Waffen des Vaters schwärzte, hatte dieser einen weiten Weg vom Herde bis zu den Lichtöffnungen (Metopen, Anopaia) zwischen den Deckbalken zurückzutegen. Reimers bemerkt hierzu: »Ähnliche Feuerungsanlagen finden wir auch heute noch in einzelnen Gegenden Deutschlands auf dem Lande, wo es selbst im Hause des begüterten Bauern keine Schornsteine gibt und der Rauch frei durch den Wohnraum ziehend sich den Weg durch Türen

[1]) Beda (Venerabilis): »ein hereinkommender Sperling durchflog das Haus sehr schnell, zu einer Lichtöffnung hineinfliegend, entschlüpfte er bald durch eine andere.«

und Fenster sucht«[1]). In den bei Luckenbach »Kunst und Geschichte« (II. Teil, Mittelalter) dargestellten Grundrissen altsächsischer usw. Bauernhäuser ist der Weg den der Rauch zurückzulegen hat, deutlich zu erkennen. »Der Rauch des Herdes durchzieht die Diele und entweicht durch die große Tür, oder nimmt, wenn diese geschlossen ist, seinen Weg durch das über der Diele lagernde Getreide und durch das »Uhlenlock« im Giebel« (Ranck, S. 75). Ein schornsteinloses Rauchhaus ist abgebildet in »Der Rote Adler«, Brandenburgischer Kalender für 1902.

Freilich waren die deutschen Bauern nicht für alle Zeit gewillt, eine derartige Belästigung durch den Rauch zu ertragen. »Für bessere Wohnungen«, so lautet die Darstellung bei Heyne«[2]) »sehen wir in späterer Zeit eine Anlage, die eine frühe germanische Einrichtung sein wird, weil sie selbständig in verschiedenen Landstrichen auftaucht, und weil der freiere Sinn des vornehmen Hausherrn von Anfang an bemüht sein mußte, das Lästige des aufsteigenden Herdrauches zu mildern: eine über dem Herde angebrachte Öffnung im Dache, also eine Anlage, ähnlich dem alten römischen Atrium, die aber nun hier vor dem Regen und Schnee durch ein kleineres auf Pfosten über dem größeren Dache stehendes Überdach geschützt wird; der lateinische Name für diese Einrichtung ist testudo oder testitudo. Die testudo dient nicht nur als Rauchabzug, sie vermittelt auch als praktisches Oberlicht die Helle des Hauses«. Der Feuersgefahr wegen war unter dem Herde Estrich, der über die Grundbalken gelegt wurde. Auf dem Herde stand der eiserne Feuerbock oder das Feuerroß[3]).

b) Die Nebengebäude.

Während in der germanischen Urzeit (nach Art der Wohngruben) vgl. IX, 2 jedes Wohnhaus bis unter den Boden reichte, war in späteren Jahrhunderten eine Sonderung eingetreten; das Wohnhaus stand über dem Erdboden, aber vielfach auf einem durch eingerammte Pfähle erhöhten Holzboden, über den Estrich gelegt wurde. Das Vorrats- und Webehaus aber war wie einst ein halb unterirdisches Gebäude; von diesem entwirft Heyne etwa folgende Schilderung[4]): Es bestand in einer runden

[1]) Reimers »Die Entwicklung des dorischen Tempels«, S. 18 u. 19; auch R. Henning spricht in seinem Buche »Das deutsche Haus« mehrfach darüber.
[2]) M. Heyne, a. a. O., S. 28.
[3]) Chr. Ranck, S. 10.
[4]) Heyne, S. 47.

oder elliptischen trichterförmigen Grube und zeigte gegen die Mitte des Trichters hin einen ringsum laufenden Absatz, bestimmt ein Gebälk zu tragen, durch welches die Grube in einen unteren und einen oberen Teil geschieden wurde. Der untere Teil (Keller) diente als Aufbewahrungsort für die Frucht, der obere als Werkstatt und Wohnung a) für die Unfreien b) für Familienmitglieder; der Raum verlangte Licht und Sauberkeit. So stellte sich der Raum dar als ein nur halb unterirdischer Rundbau von starken Pfosten, die innerhalb der Erdgrube auf das Gebälk für das Erdgeschoß aufsetzen, und im Oberteil über den Erdboden heraus ragten.

10. Das Haus des Attila.

Die bisherigen Schilderungen germanischer Wohnhäuser werden aber bei den Lesern immerhin das Gefühl nicht bannen können, daß man es bei diesen Leistungen germanischer Architektur noch mit einer recht unvollkommenen Kunst zu tun habe; darum soll eine Schilderung hier möglichst ungekürzt Platz finden, die die Wohnungsverhältnisse eines gotischen Fürstenhofes darstellt[1]). Der Grieche Priscus[2]) erzählt: Wir machten denselben Weg, harrten, bis Attila vorausfuhr und folgten mit dem ganzen Haufen. Wir überschritten einen Fluss und kamen endlich zu einem sehr großen Dorfe, in welchem — wie man sagte — stattlichere Häuser des Attila waren als irgend wo anders. Sie waren aus Balken und schön geglättetem Tafelwerk gefügt und durch einen hölzernen Zaun geschlossen, der nicht zur Sicherheit, sondern zum Schmuck verfertigt war. Nächst dem Hause des Königs war das des Onegis ansehnlich. Auch dieses hatte eine hölzerne Umfriedung, aber sie war nicht wie die des Attilla mit Türmen geziert. Nicht weit von der Umfriedung war ein Bad, welches Onegis, nach dem Attilla der vermögendste unter den Skythen, aus Steinen gebaut hatte, die aus dem Lande der Phäonen herbeigeschafft waren. Denn die Barbaren jener Landschaft haben nicht Stein nicht Baum, sondern verwenden eingeführtes Bauholz. — Ich aber ging am folgenden Tage in die Umfriedung des Attila und brachte seiner Gattin Geschenke. Kerka war ihr Name und

---

[1]) An dem Hofe des Hunnenkönigs Attila (d. Name ist gotisch = »Väterchen«) herrschte Gotische Sitte, da die Goten und andere german. Völker zu seinem Heerbann gehörten.

[2]) Teilnehmer an einer oströmischen Gesandtschaft von Byzanz aus (i. Jahre 446). Deutsche Übersetzung nach Ranck, S. 15.

Attila hatte von ihr drei Söhne usw. Innerhalb der Umfriedung aber waren viele Gebäude, teils aus geschnitztem und zierlich gefugten Täfelwerk, andere aber aus geglätteten Balken, die aufrecht in Entfernungen aus einander gestellt waren. Kreisförmige Zäune aber erhoben sich von der Erde bis zu mäßiger Höhe; dort wohnte die Gattin des Attila. Ich erhielt durch die Barbaren an der Tür Einlaß und traf sie auf weichem Lager liegend. Der Boden aber war mit wollenen Teppichen bedeckt, so daß man auf diesen ging. Um sie stand eine Menge Dienerinnen im Kreise und Dienerinnen saßen auf dem Boden ihr gegenüber und stickten bunte Farben in feine Leinewand, welche zum Schmuck den Barbarenkleidern aufge-

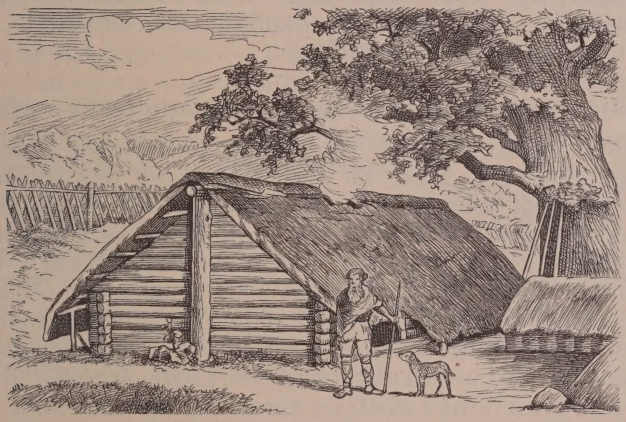

Abb. 47. Germanische Siedelung aus J. C. Andrä. Erzählungen aus der deutschen Geschichte.

setzt wird. — — Als wir eingetreten waren, den Heilwunsch gesprochen und aus dem Becher gekostet hatten, gingen wir zu den Sesseln, auf denen man bei der Mahlzeit sitzen mußte. Alle Sessel standen längs den Wänden des Saales auf den beiden gegenüberliegenden Seiten. In der Mitte aber saß Attila auf einem Tafelbett und hinter im war ein anderes Tafelbett von dem einige Stufen auf sein Nachtlager führten, welches durch Schleier und bunte Vorhänge schmuckvoll verhüllt war«. — »Bei allen diesen Vorzügen einer germanischen Hofhaltung[1]) und wenn selbst die Hauptgebäude des Schmuckes durch Farben und Schnitzereien nicht entbehrten, mußte den

[1]) Heyne, a. a. O., S. 48.

an die Gliederung des Steinbaues gewöhnten Römern auch der bessere germanische Holzbau roh vorkommen, da er sich mit Ausnahme der Türumgebung gänzlich ungegliedert gab (selbst die Fenster verschwanden unter dem Dachvorsprunge) und das hohe mit dürftigem Material gedeckte Dach den Eindruck des Schweren und Plumpen noch verstärkte; und vom modernen Standpunkt werden wir nicht anders urteilen«. In den letzten Jahren, so möchte ich zu diesen letzten Worten Heynes bemerken, hat sich allerdings die Wertschätzung der Holzverzierungen am Hausbau wieder sehr gesteigert. Die Grunewald-Villen in der Umgebung Berlins zeigen neben dem Steinbau die Ausführung wichtiger Teile (Balkons usw.) in Holz; die Nord- und Ostseebäder weisen Hunderte von Blockhäusern auf. Abb. 47 veranschaulicht die einfachste, rohste Art der germanischen Blockhütte.

11. Die Holzschnitzereien am germanischen Hause.

Hocherfreulich ist die Schilderung, die Heyne[1]) von dem Sinne germanischer Edler für die Ornamentik des Hauses entwirft: »Begnügt man sich bei schlichten und Notbauten mit Verwendung des rohen und nur notdürftig zurechtgerichteten Baumstammes, so dürfen wir dem (von den Römern vielfach verkannten) Sinne für Zierlichkeit und Kunst der Ornamentik und Farbengebung, wie er uns bei altgermanischem Schmuck und Kleidung engegentritt, auch hier schon früh (was den besseren Bau betrifft) Verwendung und fortschreitende Ausbildung künstlerischer Motive zutrauen, die sich nicht nur im Behauen und Glätten der verwendeten Stämme, sondern auch in teilweiser Bemalung und selbst in Schnitzerei kundgibt«. — »Erwähnt Tacitus das Bemalen einzelner Balken oder Ständerteile als allgemeine altgermanische Sitte, natürlich nur der vornehmeren Gesellschaft, so darf die Anbringung von Schnitzereien an der Außenwand als ein besonderer Schmuck angesehen werden, den sich etwa ein Königs- oder Fürstenhof erlaubte (vgl. die Schilderung des Priscus IX, 10) und man kann meinen, daß das geschnitzte und zierlich gefugte Brettwerk etwa als Umrahmung von Türen angebracht gewesen ist, wie wir das bei noch viel späteren norwegischen Holzkirchen finden, schwerlich war es über die ganze Außenseite verteilt. Solche Schnitzereien aber konnten nichts als die Verschlingungen zeigen, die allen auf uns gekommenen altgermanischen

[1]) Heyne, S. 19 u. 49.

Schmucksachen eigentümlich sind und die von den einfachen Motiven des Geflechtes, des Netzwerkes, der Schlinge, sowie den mit der Metalltechnik in Beziehung stehenden, der Spange, des Nagels und Beschlags sich in mannigfacher Weise ausbildet zu jenem sogenannten Riemenwerk, das mit Unrecht als »irisch« bezeichnet wird. Die Künstler aber fassen dieses Werk nicht als »Riemen« auf, sondern einem Zuge der germanischen Phantasie folgend, als in einandergeschlungene Drachen und Schlangenleiber, daher die Enden in solche Köpfe auslaufen oder die Schlingungen durch Augen oder Rachen belebt werden, auch Vogelgestalten, namentlich Adler mit charakteristischen Schnäbeln, Köpfen von Kranichen oder Störchen sind dazwischen angebracht (Adler und Storch, vgl. XI, 7 c). Neben diesen Motiven des menschlichen und tierischen Körpers finden sich aber — wie Heyne an einer anderen Stelle betont — niemals eigentliche Pflanzenmotive, nicht Blatt, nicht Blüte, Ast oder Zweig im Gegensatz zur Hellenischen oder Römischen Kultur«. Die Beschränkung der germanisch-nordischen Schnitzkunst auf die Darstellung der Schlangenwindungen usw. kommt mir als eine ganz natürliche Entwicklung vor; 1) da sie den ganzen Tag im Walde und auf dem Felde waren, brauchten sie, ebensowenig wie einen Blumengarten[1]) eine Ornamentik von Pflanzenmotiven; 2) die Schlangenwindungen aber sind wie die stilisierten Spiralen nichts anderes als die Meereswogen[2]) mit ihren ewig sich schlängelnden Leibern und allverschlingendem Rachen (vgl XI, 8).

12. Das niedersächsische Bauernhaus und das ostdeutsche Haus.

Unter den zahlreichen Darstellungen über das niedersächsische Bauernhaus[3]) sei folgende hier kurz wiedergegeben: In einem mit vielen reizvollen Abbildungen gezierten Artikel[4]) schildert Dr. Max Sauerlandt die »Vierländer Kunst«, wie

---

[1]) Heyne, S. 48. Noch von den Bauern des 19. Jahrhunderts erzählt Immermann im »Oberhof«, daß sie kein Verständnis für den Wert schöner und vornehm duftender Blumen gehabt hätten.

[2]) Auch die normannischen Ritter in Schillers »Braut von Messina« preisen das ewige Auf und Nieder der Meerfahrt und fühlen sich wohl auf der »steigenden, fallenden Welle des Glücks.«

[3]) Dieselben sind im Literaturverzeichnis des Ranckschen Buches aufgezählt.

[4]) Westermanns Monatshefte 1907 (Braunschweig), S. 46: vgl. Ranck, S. 85 und die dort gegebene Abb. 53 (Bauernhaus in Neuengamme).

sie uns in den Vierlanden, d. h. in den Gemeinden Neuengamme, Kirchwärder, Altengamme und Kurslack entgegentritt, die seit 1420—1867 der gemeinschaftlichen Verwaltung von Hamburg und Lübeck unterstellt waren. Ich hebe aus der an interessanten Einzelheiten so überreichen Abhandlung einzelne Punkte hervor und bespreche im Anschluß an IX, 11 (vgl. die Abbildung in Westermanns Monatsheften).

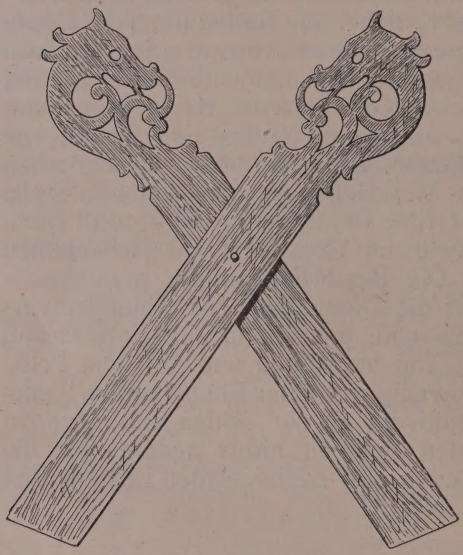

Abb. 48. Giebelverzierung eines Vierländer Bauernhauses aus Westermanns Monatsheften.

1. den Giebelschmuck: „Fast ausnahmslos sind die alten, zwischen Querbalken und Ständern aus Backsteinfachwerk aufgeführten Häuser mit Stroh gedeckt, und die Giebel zeigen an den Enden der Windfahnen den Schmuck der Pferdeköpfe[1]), nicht in eintönigem Ausschnitt, wie es überall sonst in Niedersachsen gewöhnlich ist, sondern in abwechslungsvollster, reich durchbrochener Sägearbeit (Abb. 48).

2. Das Gebälk der Hausfront (Giebelseite): Außer den soeben hervorgehobenen wichtigen Begriffen „Querbalken und Ständer", deren Namen uns an die Anfänge der Pfahlbaukunst (stauros und ikria beim Floß des Odysseus VI, 12) und Zimmermannstechnik zurückversetzen, ist die Seite 46 gegebene genauere Schilderung dieser Giebelseite beachtenswert: »Hier ist auch weiter unter der Giebelkappe und den auf beiden Seiten tief herabhängenden Abfällen des Strohdaches aller Außenschmuck vereinigt. Die vorkragenden Fachwerklagen werden von Trägern mit geschnitzten Stirnen gestützt, die oberen Querbalken haben das dem Backsteinbau der gotischen Zeit und der frühen

[1]) Vgl. hierzu die hörnerartigen Giebelbrettverzierungen an den lykischen Felsgrabbauten, wie sie in dem Werke Fr. v. Rebers in den verschiedensten Formen nebeneinander gestellt sind.

Renaissance geläufige Motiv »des gedrehten Taus« erhalten, und in den Fächern, zwischen denen sich die Wand in drei Geschossen übereinander in niedrigen, aber breiten, nur durch die Ständer getrennten Fenstern mit kleinen, rechteckigen, in Blei gefaßten Scheiben öffnet, sind die Backsteine zu wechselnden Mustern versetzt. Nur zu den Seiten der höchsten Fensterreihe ist die Holzverkleidung der Mauer mit dicht gestellten, flachgeschnitzten Halbrosetten verziert, deren Zwickel von anmutig bewegten, gleichfalls geschnitzten Pflanzenranken belebt sind, wie die Rosetten auf weißem Grunde ausgemalt.

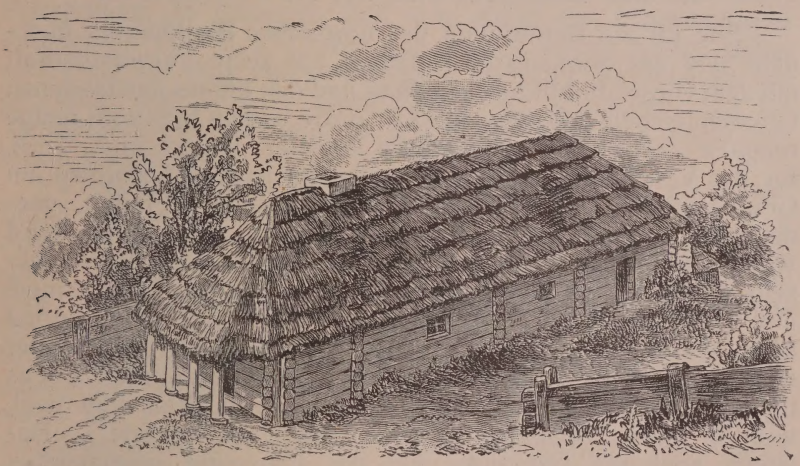

Abb. 49. Ostgermanisches Bauernhaus (Pommern, Posen, Mark Brandenburg) vgl. Abb. 59 u. 60.

3. Die Hausdiele, das Flett (Gegensatz: Land- oder Dreschdiele): das saalartige Flett ist allgemeiner Wohnraum für das Gesinde, Spielplatz für die Kinder und Küche zugleich und bei feierlichen Anlässen der Hauptfestraum.

Das ostdeutsche Haus (Abb. 49), das wir im Weichselgebiet, in Pommern und in der Mark, antreffen und dessen Grundtypus von den Polen übernommen ist, besitzt noch eine durch Holzsäulen gestützte Vorhalle (Laube), während im niedersächsischen Bauernhaus die Vorhalle zugebaut ist. Das polnische Wort przylap, pylap ist aus dem Germanischen übernommen (wie viele andere Bezeichnungen: belka, cwela) und

heißt »Vorlaube«[1]). — Die Laubenhäuser der Mark Brandenburg sind beschrieben und abgebildet in dem mit 88 Abbildungen illustrierten Buche von Robert Mielke »Die Bauernhäuser in der Mark«, S. 20—23) »Das ostdeutsche Haus«). August Meitzen »Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen« gibt Tafel VI, Fig. 6—9 Abbildungen ostgermanischer Häuser in Westpreußen und Polen mit offenen und halbzugebauten Lauben. Eine Verherrlichung der Laube an den Häusern fränkischer Bauart enthält die Schrift »Die fränkische Laube« von Oberbaurat Fritze-Meiningen.

13. Das Bauopfer und der Abwehrzauber.

Ehe ich zur Betrachtung des nordischen Blockhauses übergehe und das germanische Holzhaus auf seine Verwandtschaft mit dem vorgeschichtlichen Pfahlbau und den daraus entstandenen Griechentempeln (Abschn. X—XII) prüfe, sollen hier noch einige religiöse Zeremonien zur Sprache kommen, welche in X, 1—4, für das Verständnis schwer zu deutender Architekturformen am Griechentempel von größter Wichtigkeit sind. Freilich, germanische Tempel mit griechischen direkt zu vergleichen, wird wenig Zweck haben, da erstens die architektonische Form derselben uns so gut wie unbekannt ist, zweitens Göttertempel und Götterbilder der Germanen zu Tacitus Zeit noch höchst selten waren[2]) und es auch — dem Schweigen der Schriftsteller nach zu urteilen — bis ins 4. und 5. Jahrhundert blieben[3]), was nicht zu verwundern ist, da der Germane in Wald und Feld, nicht in einem Tempelhause seine Gottheiten verehrte[4]). Dagegen sind die Gebräuche bei der Erbauung germanischer Häuser, deren Spuren noch heute hier und da erkennbar sind, von Wichtigkeit. Die Erinnerungszeichen an die Bauopfer, die bei Errichtung des Bauwerks dargebracht sind, dienen nun vielfach weiterhin nicht nur zum Ornament desselben (vgl. die obenerwähnten Pferdeköpfe IX, 7, und IX, 12), sondern üben auch nach dem Glauben des Volkes einen Abwehrzauber aus, der die Feinde der Hausbewohner abschreckt. Beide Begriffe, die — wie jeder Leser wohl einsieht — eng zusammen gehören, sind kürzlich im »Globus«[5]) eingehend von Otto Schell

[1]) Vgl. Rudolf Henning »Das deutsche Haus«, Abschnitt V: Das ostdeutsche Haus, S. 82, Figur 47—50.
[2]) Tacitus, Germania (Nerthusbild) und Annalen I, 15 (Tanfana-Tempel).
[3]) Götzinger, Reallexikon, S. 240.
[4]) Vgl. das Motto S. 1.
[5]) Globus, 6. Juni 1907, XCI, 21, S. 335.

(Elberfeld) in einem Artikel »Abwehrzauber am Bergischen Hause« behandelt worden; der Verfasser sieht als ursprünglichen Typus des Bauernhauses der Grafschaft Berg das Backhaus (»Backes«=Köterwohnung an) an[1]). Er bespricht:

1. Das Bauopfer, welches bei der Hausgründung dargebracht wird. Daß noch in christlicher Zeit irgend etwas geschehen mußte, wenn man dem Bauwerk dauernden Bestand sichern wollte, kann man hier in Brandenburg an dem von mir beschriebenen Ziegelstein erkennen, der, mit dem Anfang der katholischen Messe beschrieben, 1450 bei Erbauung des Steintorturms in diesen eingemauert wurde. Uralt ist die noch jetzt im »Richtefest«, welchem ein großer Schmaus folgt, erhaltene Feierlichkeit, in frühester Zeit war damit ein Menschenopfer verbunden (vgl. X, 1)[2]), statt des ganzen Leibes wurde später als Ersatz für dies blutige Bauopfer ein Kopf am Gebäude angebracht, wie dies in Groß Siegen bei Herskampf (13. bis 14. Jahrhundert) noch heut zu sehen ist[3]). Derartige Menschenköpfe wirken nun

2. als Abwehrzauber. a) diesen Menschenköpfen setzt Schell nun auch gewisse Tierkörper gleich, besonders b) Eulen und Fledermäuse, die zunächst an den Giebel genagelt, später aber bildlich durch Schnitzerei nachgeahmt wurden. Die Eule ist ein unheilbringender Vogel (Plinius, Silius Italicus [das Geschrei des Uhus bei Cannä]), aber auch ein Symbol der Weisheit (Eule der Athena), ihr tötender Blick treibt die Hexen davon und schützt so die Bewohner. Nach dieser Eule ist benannt das Eulenloch[4]), d. h. das Loch am Scheunengiebel zwischen Walm und First unter den Windbrettern, ein kleines nicht geschlossenes, sondern offenes Dreieck, es dient auch zur Erhellung des Banseraums und führt den Rauch ab[5]).

14. Das nordische Blockhaus.

Die Übereinstimmung des nordischen und ostgermanischen Hauses (siehe oben IX, 12), welche sich beide gleichmäßig durch die Vorlaube am Giebel auszeichnen, wird von allen Forschern mit seltener Einmütigkeit betont. Die im Weichsel-

---

[1]) R. Meringer, »Das deutsche Haus u. s. Hausrat.«
[2]) Aufrichtung des Maibaums; bunte Bänder, Eierschnüre, Flitterwerk, Menschenopfer, s. Götzinger Reallexikon, S. 532.
[3]) Denkmalspflege VII, S. 49.
[4]) E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, S. 71; vgl. IX, 9 und oben S. 121.
[5]) R. Andree, Braunschweiger Volkskunde; Ranck S. 75.

gebiet seit der Bernsteinzeit heimischen Ostgoten, Vandilier usw. beherrschten auch (nach Vertreibung der Lappen) Gotland und Svealand in Skandinavien. Dort ist das Holzhaus mit der Vorhalle noch heut heimisch. Unter den vielen Übereinstimmungen des norwegischen Hauses mit homerischen Fürstenhause und Antentempel (X, 1, Abb. 51) hebe ich noch hervor: Wie in dem festgestampften Fußboden der Halle gelegentlich sogar noch ein Bächlein als Rinne dahin floß (Saga Olafs Tryggvasonar, Kap. 132), so floß unter dem Fußboden des Männersaals in Pylos in einem plattengedeckten Kanal das Wasser entlang (vgl. S. 100, 168).

Wenn Willy Pastor mit dem Hauptsatze seiner Kritik (vgl. I, 4) recht behalten soll: „Nicht die Celebensischen Pfahlbauten, sondern die nordischen Blockhäuser müssen zum Vergleich der Griechentempel herangezogen werden!“ so müssen wir jetzt in eine unbefangene Beurteilung der Blockhausarchitektur, besonders der Bauart des Speichers (stabur) eintreten, um die Gleichung Pfahlbau = Griechentempel zu erweisen. Indem ich noch einmal auf den Pfahlbau der päonischen Thraker (Abb. 26) verweise, bei welchem von unten nach oben

5. Walmdach, dann zuletzt Giebeldach — III. Dachboden
4. Rundhölzerboden (Decke, Metopen) } II. Wohnraum
3. Pfähle der Vorhalle und des Wohnraums }
2. Rundhölzerboden (Fußboden) } I. Unterbau
1. Pfähle, die im Wasser stehen }

aufeinander folgen, und dabei zugleich bemerke, daß P. Sarasin bei seinem Vergleich die im Wasser stehenden Pfähle (1) mit den Vorbau-Pfählen (3), d. h. den Säulen des Antentempels verwechselt hat, beginne ich mit der Betrachtung des Unterbaus, indem ich die bei Chr. Ranck S. 34 gegebene Abbildung des Speicherbaus zugrunde lege.

I. Der Unterbau.

Wie das germanische Webehaus auf der Balkenschicht über einer Vorratsgrube, das Wohnhaus aber vielfach auf einer Balkenschicht steht, die ihrerseits auf hohen in den Sumpf gerammten Pfählen ruht[1]), so erhebt sich auch das nordische

[1]) Noch bis jetzt sind in Deutschland eine Reihe von bäuerlichen Häusern aufgerichtet, die die Grundschwelle mehr oder weniger erhöht zeigen, manchmal so hoch, daß es sich um einen wirklichen Pfahlbau auf trockener Erde handelt; so waren alle Wohnungen der Vornehmen um die Pfalz Karls des Großen in Aachen so hoch aufgeführt, daß unter ihnen sich Leute aller Art bergen konnten. Holzkirchen wurden zuweilen über einem Flusse gebaut. Der Friese baute das Haus auf einen künstlichen Hügel; Heyne, S. 17, 18.

Blockhaus, besonders der Speicher, auf einem Unterbau: „Das ganze Gebäude war zum Schutz der aufgespeicherten Vorräte gegen Feuchtigkeit und Ungeziefer auf Pfosten gesetzt, die auf Unterbauten von geschichteten Steinen ruhten.

II. Das Wohnhaus mit der Vorhalle.

Wenn nun auch das Wohnhaus in seiner Bauart dadurch von den obengeschilderten germanischen Bauten, auch dem niedersächsischen Bauernhaus abweicht, daß die Balken nicht als Ständer eingerammt waren, sondern die Wände aus starken aufeinander gelegten Fichtenstämmen gebildet wurden, die sich an den Ecken in der bekannten Art überkreuzten, so ist doch sonst der Typus fast derselbe. „In das Haus führte vom Giebel her eine Tür, die wohl mit Rücksicht auf das rauhe Klima und zur besseren Verteidigung des Hauses so niedrig war, daß sie oft nur die Höhe zweier der allerdings mächtigen Baumstämme hatte, aus denen die Wand geschichtet war. Vor diese Tür, die in den einzigen (bis unters Dach reichenden) Raum des Hauses führte, war eine nach vorn offene Vorhalle gelegt, die an den Seiten durch die vorspringenden Hauswände und oben durch den manchmal von geschnitzten Holzsäulen gestützten Vorsprung des Daches geschlossen war. Längs einer oder mehrerer Seiten hatte das Haus bisweilen einen Laufgang mit Wänden aus Stabwerk, aus aufrecht stehenden Brettern in hölzernen Rahmen. Hier lagerte im Trockenen das Brennholz, auch verrichtete man hier, vor Wind und Wetter geschützt, alle Arbeiten, die nicht ins Haus gehörten.“ [1])

III. Das Dach.

„Das Dach besteht aus Sparren, die vom First zur Traufe reichen, oder aus Balken, die von einem zum anderen Giebel liefen. Darüber wurden Bretter gelegt, dann Platten aus Baumrinde, die sich schuppenartig überdeckten, und oben darauf kam eine Torfschicht[2]).

Somit stimmt also das von Willy Pastor zum Vergleich empfohlene nordische Blockhaus einerseits mit dem Pfahlbau der Thraker im Strymonsee, andererseits mit dem griechischen Antentempel in allen Teilen überein, auch dieser ruht auf einem Unterbau, der sich zuweilen über einem Wasserlauf erhebt.

[1]) Ranck, S. 30; vgl. oben IX, 12, Ende. Daß die Einrammung der Pfähle, Stehwerk oder Pfostenbau, dem Blockhausbau zeitlich voraufgeht, bespricht R. Meringer in seiner Schrift »Das deutsche Bauernhaus« S, 1 (Über die historischen Formen der Holzbaukunst).

[2]) Ranck, S. 30.

15. Hölzerne Rat- und Wohnhäuser im Mitteltalter.

Die Meisterwerke dieser Holzbaukunst haben wir noch jetzt vor uns. Wilh. Arnold schreibt: »Die überragenden oberen Geschosse mit wunderbar geschnitzten Balkenköpfen, die ausgebauten Ecktürmchen und Söller, wodurch die engen Straßen oft ganz überdacht wurden, davon war nicht der Mangel an Raum allein der Grund; es war ebenso oft die Laune des Baumeisters, der im Himmel an Spielraum gewinnen wollte, was ihm auf Erden zu schmal zugemessen war. Es waren diese Bauten auch gar nicht so gefährlich als man meint. Wenn einer so bauen wollte heut, ach was würden sie schreien, und die Nachbarn dächten, es müßte übermorgen ihnen auf die Köpf fallen. Aber schaut euch doch um in den vielen hölzernen Städten unseres lieben Deutschlands! Drei-, vier-, fünfhundert Jahre hat solches Holzhaus auf dem Rücken; freilich ist der Nerv kernige Eiche[1]). Es krümmt sich wohl vor im Alter und liegt über, aber es fällt nicht. Noch stehen diese übergekragten, kunstvoll geschnitzten Häuser in Halberstadt, Hildesheim, Nürnberg, wie umgekehrte Pyramiden, sie verloren in keinem Jahrhundert ihr Gleichgewicht. Erst in dem unsern trägt man diese Schmuckkästlein bürgerlicher Baukunst allmählich ab.« — Wie in der griechischen Urzeit die Höhlen zu Hochzeitsfeiern benutzt wurden, so wurden solche im Mittelalter vielfach in den Rathaussälen abgehalten. Wie der Tempel mit dem Herrscherhaus einerseits zusammengehört, andererseits aber aus der heiligen Grotte sich entwickelt hat, so stellt die Weiterentwicklung der Höhlenwohnung zum mehrstöckigen Holzhause einen ununterbrochenen Zusammenhang dar. (Abb. 50).

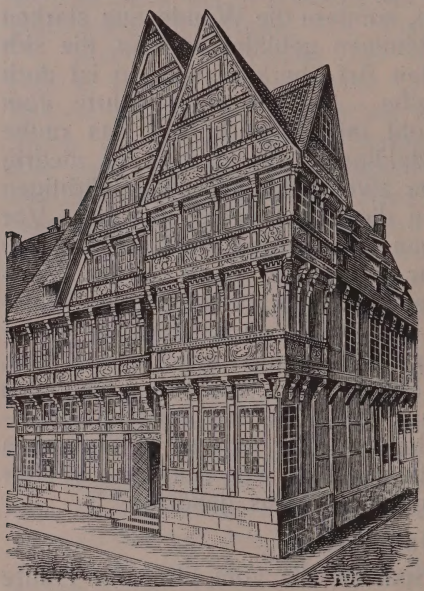

Abb. 50. Haus in Hildesheim (Holzbau) aus Andrä, Erzählungen a. d. deutschen Geschichte.

[1]) Man denke an die Eichenpfähle des Eumäos.

X. Vorgeschichtliche Holzbauten an den ältesten griechischen Tempeln.

1. Die Entstehung des Tempels aus dem Holzbau.

Im vorigen IX. Abschnitt habe ich den Beweis zu liefern versucht, daß die ältesten germanischen Häuser, hervorgegangen aus der Wohnmulde mit ovalem Grundriß, schließlich — besonders in den nordischen Blockhäusern — eine Form annahmen die der Bauart des griechischen Megarons mit seiner Vorhalle ziemlich genau entsprach, wie dies auch Chr. Ranck[1]) gleich zu Anfang seines Buches durch die einfache, leichtverständliche Skizze den Lesern zum Bewußtsein bringt (Abb. 51: Grundrisse a) des Themis Tempels b) eines norwegischen Hauses). Jetzt ist es unsere Aufgabe, die aus diesen Vergleichen mehr nach Art einer Hypothese erschlossene Übereinstimmung auch in den einzelnen Teilen der Architektur nachzuweisen, und außer den lykisch-phrygischen Felsgräbern (Abb. 52 und 28) alle noch vorhandenen Andeutungen heranzuziehen, die uns von der Entstehung des griechischen Tempels als Holzbau überzeugen können. Ich beginne meine Darstellung, indem ich zunächst auf Jakob Burckhardt[2]) zurückgreife und seine Behauptung zu ergänzen und zu berichtigen suche: »Mit Händen zu greifen ist die künstlerische Sophrosyne der Griechen in der Architektur; denn hier finden wir bei ihnen eine in der ganzen Kunstgeschichte einzig dastehende willentliche Beschränkung auf einen höchst vollkommenen Typus: den Tempel, von welchem alles andere nur Anleihen und Teilaneigungen sind. Säle, Höfe, Hallen und

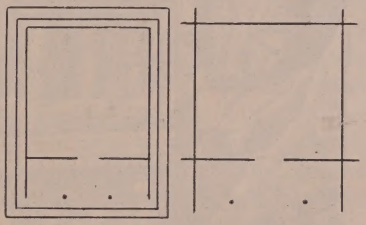

Abb. 51. Grundriß des Themis-Tempels in Rhamnus. | eines norwegischen Hauses. Aus Ranck »Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses«.

[1]) Chr. Ranck, Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses, S. 3; Meringer »Das deutsche Bauernhaus« S, 15 u. 16.

[2]) J. Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte III, S. 41.

Abb. 52. Gebirgswand mit Felsengräbern zu Myra;
aus Lübke-Semrau, Grundriß der Kunstgeschichte I, 84.

vollends das so mäßige Privathaus ordnen sich völlig unter; das Motiv des Tempels ist das absolut einheitliche Motiv als solches. Wie aber ist die Nation zu dieser Form gekommen?

1. Das Wesentliche am griechischen Heiligtum ist nicht das Gebäude, sondern der Brandopferaltar im Freien. Die Höhenaltäre meist dem Zeus geweiht (doch hatten in Attika außer ihm auch Athene und Apollon Höhenaltäre[1]) auf welchen die Asche von vielen Opfern her aufgehäuft liegen blieb, entbehrten jeder baulichen Zutat.

2. Wo aber in alten Zeiten ein heiliger Bau entstand, kann er eine Form und Anlage gehabt haben, welche sich unserer Ahnung völlig entziehen. Wenn z. B. Orakelstätten die frühsten allgemein besuchten Heiligtümer waren, an nicht gewählten, sondern vorgefunden Stellen, so mag der Unterbau oder Umfassungsbau einer Erdspalte, einer Höhle usw. das Gegebene gewesen sein. Die freie Wahl der Stelle und die Errichtung des Heiligtums frei vom Boden auf, die Vorbedingung aller höheren Gestaltung, könnten dann eingetreten sein mit einer Wandlung in den Gedanken von den Göttern.

3. In unbestimmbarer Zeit nämlich erhielt das Heiligtum den Namen naós (»Wohnung der Gottheit«) und von da an kann ein geschlossener Bau eine Cella, vorausgesetzt werden, anfangs laut der Sage nur aus hinfälligen Stoffen, als Zelt oder Hütte (skene) erstellt bis die Kunst dem Gebäude eine monumentale Gestalt und endlich die herrlichste Verklärung verlieh.

4. Neben so vielen Vermutungen, an welchen die antike Kunstgeschichte stets einen großen Vorrat haben wird, möge hier eine folgen dürfen über die Entstehung des Peripteros, der von Säulen umgebenen länglichen Cella. Derselbe war zunächst eine Schöpfung des Volkes selbst und bedurfte keiner Entlehnung von Asien oder Ägypten und dessen Peripteraltempeln her.

5. Er wird entstanden sein als vollständiger Holzbau, als Blockhaus mit einer Halle von Baumstämmen, in einer Zeit da Griechenland ein waldreiches Land war. Will man jedoch für die Cella schon von Anfang an den Steinbau voraussetzen, so war doch der ganze Hallenbau und das Dach von Holz[2]). Die

---

[1]) Pausanias I, 32, 2; Burckhardt II, S. 26.

[2]) Vitruvins »De architektura«, deutsch von Rode, Bd. II, Kap. 9, S. 101, spricht von den Hölzern, die zur Verwendung kamen, Pappel, Linde, und erwähnt auch das Schnitzwerk; vom Lärchenholz erwähnt er, daß es wegen seiner Schwere nur auf Flößen befördert werden konnte (Seite 104).

Säule oder Rundstütze hat überhaupt bei allen Völkern keinen anderen denkbaren Ursprung als aus dem Baumstamm[1]).

In dieser Burckhardtschen Darstellung sind richtige Angaben mit solchen, die mir noch fehlerhaft erscheinen, vermischt:

I. Zweifellos und sehr erfreulich für die in diesem Buche verfochtene Ansicht ist seine Angabe von der Entstehung der Heiligtümer aus dem Unterbau oder Umfassungsbau einer Erdspalte oder Höhle, ebenso seine Betonung des Ursprungs des Hallenbaues und der hölzernen Vorhalle.

II. Von Unsicherheit und Hoffnungslosigkeit zeugt sein Ausspruch, daß sich die Anfänge unserer Ahnung völlig entziehen (vgl. Punkt 2) und sein Schwanken über die Entstehung der Cella, wo ihm Holzbau und Steinbau[2]) gleichwertig zu sein scheint, und er jedem Forscher die Wahl freistellt (Punkt 5).

III. Fehlerhaft muß ich die in Punkt 1 ausgesprochene Behauptung nennen, »daß nicht das Gebäude, sondern der Brandopferaltar im Freien das Wesentliche am griechischen Heiligtum sei«. Natürlich war das in historischer Zeit so, da erstens der Brandopferalter in dem Tempel nicht mehr eine Stelle finden konnte (vgl. oben Abschnitt VII, 10. Der Herd im Hause) zweitens auch ein Hineintreten der Adoranten in den Tempel ganz unmöglich war; in uralter Zeit dagegen, wo noch im Heiligtum selbst ein Opferfeuer flammte, war auch dieses die Hauptsache und nicht der Zeusaltar vor demselben. Burckhardt spricht selbst die Lösung dieses Rätsels aus, indem er von der »Wandlung in den Gedanken von den Göttern« (Punkt 2) redet[3]).

2. Das Erechtheion auf der Akropolis von Athen.

Wie sich die Meinung von den Göttern wandelte, so wandelte sich auch die Gestalt der Heiligtümer. Suchen wir nun jener nach Burckhardts Meinung unlösbaren Frage nach der Umwandlung der Höhlenspalt-Heiligtümer in wirkliche

---

[1]) Diese letzten Sätze, die auch P. Sarasin zitiert (Zeitschr. f. Ethnologie, 39. Jahrg. 107, I u. II, S. 59), sind schon oben I, 3 besprochen.

[2]) Daß beide gleichmäßig aus dem mit Holzgeflecht durchzogenen Lehmhüttenbau entstanden sind, wird dem Leser wohl klar geworden sein: a) fiel der Lehmbewurf ab, so erschien der nackte Holzbau, b) sonst wurde der Lehm durch Lehmziegel und schließlich durch Hausteine ersetzt.

[3]) Statt der Erdgöttin verehrte man später den Regengott, dem man Rauch, d. h. Wolken zuzusenden suchte. Beseitigung des Mutterrechts durch das Vaterrecht.

Tempel, wie die klassische Zeit sie kennt, näher zu treten, so ist vielleicht (Abb. 53) das Burgheiligtum der Athena Polias

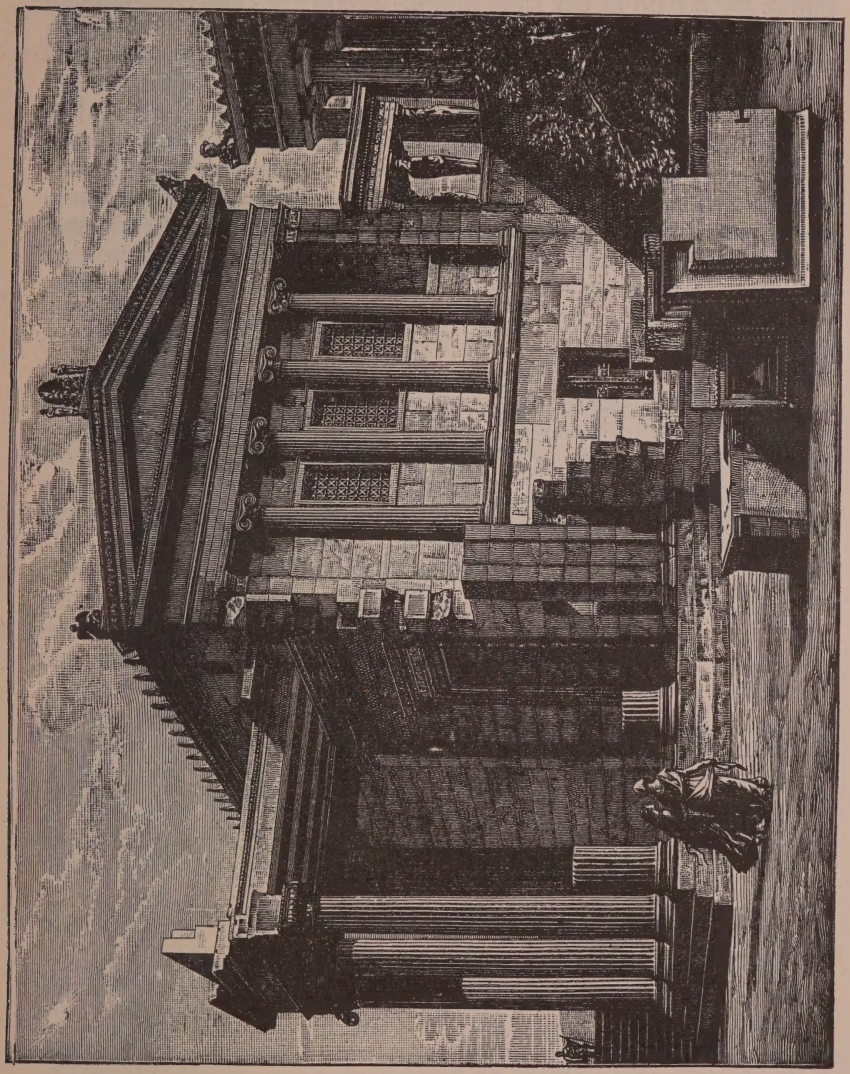

Abb. 53. Das Erechtheion auf der Akropolis von Athen (rechts die Korenhalle).

ein geeignetes Beispiel, an dem sich diese Weiterentwicklung verfolgen und nachweisen läßt. Jedenfalls muß diese Umbildung,

die bei dem Heiligtum von Delphi als eine unvollkommene zu bezeichnen ist, da die Hinterseite des Heiligtums, der Sitz der Pythia noch halb in der Erde steckt, irgendwie zusammenhängen mit der Emporhebung der Athene aus dem Bereich der chthonischen Götter zu den himmlischen (uranischen, olympischen) und zwar zur höchsten Stelle nächst Zeus, da sie ja die Göttin der Vernunft, des Geistes ist (Minerva von »mens« Geist). Die Aufklärung über diesen Vorgang bringt die Sage von Erechtheus — Erichthonios. Dieser ist, wie wir schon III, 10 besprochen haben, ein schlangengestaltiger Dämon der (wasserspendenden) Erdtiefe und haust bei der Gäa, der Erdmutter, war aber nach uraltem Mythos der leibhaftige Sohn der Athena. Dies ist das Ergebnis ernster eingehender Forschungen[1]): »Der Dichter der Danais erwähnt den Erichthonius (sekundäre Nebenform zu Erechtheus) als aus der Erde entstanden, ebenso Pindar fragm. 253 (vgl. Harpokration αὐτοχθόνες = Erdgeborene); daß er aus der Erde der saatbringenden Flur erwachsen sei, wird auch von dem zum Erichthonius gewordenen Erechtheus Ilias II, 547ff. gesagt und zwar in Polemik gegen eine andere Version, die ihn in ein näheres Verhältnis zur Athena setzt (vgl. Aratus bei Germanicus 158). Die gleiche Polemik ist ganz deutlich ausgedrückt bei Euripides Jon 270 (γεγενής 20, 100). Daraus ist zu schließen, daß Erichthonius auch als wirklicher, leiblicher Sohn der Athena gegolten hat; eines Vaters wird nicht Erwähnung getan. Die Bildwerke charakterisieren ihn durchaus als erdgeboren, indem sie die mit halbem Leib aus der Erde emporragende Gē (Gäa) das Kind der Athena übergeben lassen. Bezeichnenderweise sieht in einem Falle (Schale in Berlin 2537) der greise Erechtheus dem Vorgange zu, während er in der Folgezeit durchaus als dessen Enkel (Sohn des Pandion) aufgefaßt ist. Gatte der Athena, d. h. natürlich der Hephaistia, der Göttin der Unterstadt und Schutzpatronin der Töpfer, ist Hephaistos[2]). Der Doppeltempel des Hephästos (Theseion) war

---

[1]) Vgl. Pauly-Wissowa Reallexikon, Artikel »Erichthonius, 11. Halbband, S. 441.

[2]) Dieses Verhältnis der Schmiede zu den Töchtern der Landesfürsten in der gemeinsamen indogermanischen Sage bespricht auch Hostmann (Studien S. 105): Wie Hephästos der Athene nachstellt, als sie bei ihm Waffen anfertigen lassen will, so tut Wieland Bödvilden Gewalt an, als sie bei ihm ihren Ring ausbessern läßt; Wieland, Hephästos, Erichthonius sind gelähmt, der letztere erfindet das Wagenviergespann, wie Wieland Boot und Federhemd. Wie Dädalus wird Wieland von Nidung gefangen gehalten und fliegt gleich diesem davon, ja das Labyrinth wird altnordisch geradezu mit Völundarhus wiedergegeben.

430 (bezw. 420) beendet. Genauer kennen wir den Mythos von der Liebeswerbung des Hephästos und der Athena nicht. »Verfolgung der Göttin durch Hephästos wird vielfach auf Vasen dargestellt. Jedenfalls spiegelt sich in dem Mythus der Gegensatz der niederen Bevölkerung der Unterstadt zu dem regierenden Burgadel. Zu der Burgherrin paßte diese Liebesgeschichte nicht, ihre Jungfrauschaft[1]) mußte gewahrt werden, und so entstand die häßliche Geschichte von der Entstehung des Erichthonius aus dem zur Erde gefallenen Samen des Hephästos, ein Kompromiß zwischen Erdgeburt des Erichthonius und mütterlicher Pflege durch Athena einerseits und Eheverbindung des Hephästos und Athena (der Mutter des Erichthonius) andrerseits.« Diese mütterliche Pflege des Erichthonius durch die

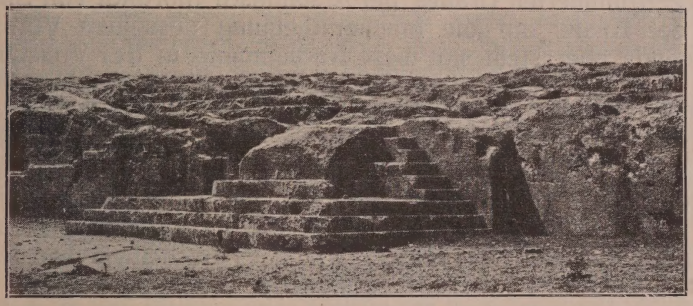

Abb. 54. Felsaltar (Bema) auf der Pnyx in Athen.
Aus Drerup »Homer«, S. 70.

Burgherrin Athena erklärt nun zweifellos die Entstehung des Erechtheions als Heiligtum der Akropolis. Um nämlich den Glauben zu erwecken, daß der im Innern der Akropolis hausende Erichthonius in der Gewalt der Burgherrin Athena sich befinde, wurden seit uralter Zeit von der Burghöhe in die Felsenspalten hinab Prozessionen von Mädchen veranstaltet, welche einen Korb, den sie nicht öffnen durften, tragen mußten[2]). Denn nach dem Mythus hatte Athena den neugeborenen Erichthonius in einem Korbe mit zwei Schlangen den Töchtern des Kekrops, den Aglauriden[3]) übergeben. Solche Felsenkamine und Felsen-

[1]) Mit dem Erstarken der Adelsherrschaften kommt der Glaube auf, daß die Erdgöttin nicht eine Braut-nympha, sondern eine Jungfrau, die die Ehe verschmäht, sei (vgl. den Wandel im Wesen der Artemis; Rhea Sylvia wird mit Gewalt zur Vestalin gemacht).

[2]) Sitte der Arrephorien an den Panathenäen.

[3]) Vgl. hierüber den Abschnitt »Karyatiden« XI, 1.

treppen (Abb. 54), die von oben hinabführen, befanden sich in der Nähe des Erechtheions[1]). Über Erichthonius vgl. XII, 7.

3. Die phrygisch-lykischen Felsengräber als Nachahmungen hölzerner Giebelhäuser in Steinmaterial.

Hören wir jetzt, was Fr. v. Reber in seinem berühmten Werk über die phrygisch-lykischen Felsengräber berichtet!

a) Das Giebelgerüst.

»An allen Felsenfassaden der durch geometrische Ornamentik ausgezeichneten Denkmälergruppe geht das Giebelgerüst ebenso auf das Vorbild der äußeren Erscheinung eines phrygischen Giebelhauses zurück, wie die Ausgestaltung der großen Kammer des zertrümmerten Grabes bei Arslantasch (nördlich von Smyrna an der Küste) auf die Innenerscheinung desselben Vorbildes. Nirgends aber stellt sich diese Nachahmung in der Vollständigkeit und Treue dar, wie an den beiden letztbeschriebenen Denkmälern. Während die übrigen erhaltenen Beispiele die tektonischen Elemente des Giebelinnern auf die Firststütze beschränken und den übrigen Giebelfeldraum gelegentlich (Arslankaja, ebendaselbst) mit monstrosen Tierbildungen gefüllt zeigen, finden wir hier im Giebelfeld fast ausschließlich konstruktive Elemente (vgl. die Abbildung bei Reber). Denn es erscheinen hier beiderseits von der Firststütze rechteckige, etwas vortretende Rahmen, welche als dem Vorbild von konstruktivem Riegelwerk nachgebildet gedacht werden müßten, auch wenn sich ihre ursprüngliche Bestimmung nicht aus der Füllung der dadurch entstehenden Rechtecke erwiese. Die Füllung aber stellt so deutlich die Nachahmung von 2 doppelflügeligen Türen mit horizontalen Nägelbeschlägen und einem in der Mitte befindlichen zweiöhrigen Schubriegel dar, daß an die Nachahmung einer Art von Luken des Dachraumes gedacht werden muß. Denn wie in allen Giebelhäusern ländlicher Bevölkerung wird auch hier der Dachraum zur Aufbewahrung der Vorräte gedient haben, und bedurfte daher einer derartigen Vorrichtung nicht bloß zur Beleuchtung und Lüftung, sondern namentlich, da eine eigentliche Treppe im Innern nicht vorausgesetzt werden darf, zur Einbringung der Futter- und Getreidevorräte. Dadurch

[1]) Drerup »Homer«, S. 65: Fünf Nebenaufgänge sind nachgewiesen, von denen drei an der Nordseite lagen und das Burgplateau über Felsentreppen (einmal auch durch einen Felskamin) östlich und westlich vom Erechtheion erreichten (vgl. den Plan daselbst S. 66 und Abbildung 13: Klepsydra).

erklärt sich die Gestalt der Rahmen, die durch Lage und Form der Riegel bedingte Doppelflügeligkeit der Türe und die Anbringung der vom Getreidekarren aus zu öffnenden Schubriegel. Die Treue der Nachbildung aber erinnert an die ähnlich gewissenhafte Nachahmung der Zapfenlager und Angelzapfen an den offen dargestellten Türflügeln in Arslankaja (Felsengrab bei Liyen)[1]).

b) Bedachung und Giebelbekrönung (Akroterion).

»Ebenso verhält es sich mit den Bedachungsgliedern und der akroterienartigen Bekrönung. Denn es sondern sich, wie schon in Arslankaja (bei Smyrna), für die Bedachung deutlich 2 übereinanderliegende Glieder, von welchen das kleinere (unterhalb) — der Sparrenlage entspricht, das stärkere (oberhalb), über das untere etwas vorspringende Glied aber der Verdachung. Sicher lagen im Holzbau über den in gewissen Abständen sich folgenden Sparren enggereihte Pfetten, sei es nun, daß diese aus unbearbeiteten Rundhölzern oder aus behauenen Riegeln bestanden, horizontal und der Giebelneigung nacheinander folgend, mithin so gelegt, daß sie ihre Schnittenden nach der Fassade zu wandten. Auf diese Pfetten nun war als Abschluß Lehm oder Letten[2]) aufgetragen, wie es bis auf den heutigen Tag selbst auf den Horizontaldächern des in Rede stehenden Gebietes in Übung steht. Diese Verdachungsart aber bedurfte an den Fronten aus Schutz- und Verschönerungsgründen eine an die Schnittflächen der Pfetten geheftete Verschalung, die am leichtesten mit je 2 giebelförmig aneinander grenzenden Dielen hergestellt wurde. Es lag dabei nahe, die hierzu etwas länger als absolut notwendig gewählten Dielen am First sich kreuzen zu lassen, und den überragenden Enden, wie noch heutzutage am alpinen Bauernhause, durch Aussägung, Schnitzerei, Malerei oder durch allerlei Einsätze einen akroterienartigen Schmuck abzugewinnen.« — Die Übereinstimmung mit den im IX. Abschnitt geschilderten germanischen Blockhäusern und dem niedersächsischen Bauernhaus wird jedem Leser sofort einleuchten. Aber auch der Zusammenhang mit jener uralten Periode vorgeschichtlicher Bauten in Mitteleuropa, wo nicht

---

[1]) Franz von Reber, Die phrygischen Felsendenkmäler. Untersuchungen über Stil und Entstehungszeit. Abhandlg. d. kgl. bayr. Akad. 1898, S. 573. Die Dachluken erinnern an das Eulenloch S. 184.

[2]) Letten meist rot, braun, grünlich oder bunt gefärbte, weiche, im Wasser aufquellende Schiefertone, namentlich in der Dyas und Trias Deutschlands.

gerade Baumstämme, sondern natürlich gebogene Krummhölzer verwendet wurden, wird bei Betrachtung der Felskammer zu Myra (Abb. 52) ersichtlich.

c) Formen der Giebelbekrönung.

»Man konnte sich 1. mit einfachem Vorstoß der sich kreuzenden Dielenenden begnügen, so wie ich dies an einem unten zu besprechenden Felsendenkmal bei Döyier (Düver) entdeckt habe, dessen Akroterienbildung wegen dieser ursprünglichsten Form (einfach und schmucklos) an die Spitze der beifolgenden synoptischen (vergleichenden) Zusammenstellung der phrygischen Giebel- und Akroterienformen gestellt werden mußte.

2. Ein zweites, sonst sehr prunkloses Werk (Abb. bei Reber), vielleicht ein Kindergrab, — — zeigt einfache Hornenden, die übrigens ihr Auslaufen aus den Giebeldielen in ihren äußeren Linien deutlich darzustellen scheinen, wenn auch die Größe der Hornbildung an den Ausschnitt aus einer gleichbreiten Diele nicht denken läßt. Allein auch an lykischen Denkmälern kommen Horizontalriegel, als Holznachbildungen unzweifelhaft, mit aufgebogenen Enden vor, eine Gestaltung, die unter Benutzung von Hölzern mit einer Endkrümmung ebensogut denkbar, wie auch im modernen Wagenbau geläufig ist. Übrigens erlaubte ja die Steinnachbildung eine Überschreitung der vorbildlichen Zierformen hinsichtlich ihres Größenverhältnisses.«

3. »Weniger klar« — so fährt F. v. Reber fort — »ist der Zusammenhang der Hornakroterien mit den Verschalungsdielen am Felsendenkmal Arslankaja« (bei Smyrna s. oben); vielleicht war — so setze ich vermutungsweise hinzu — diesem Steinmetzen bezw. Baumeister die Tatsache nicht mehr gegenwärtig, daß im Holzbau das rechte Horn mit der linken Giebeldiele ein zusammenhängendes Ganzes gebildet hatten, er betrachtete den Hörnerschmuck als einen für sich bestehenden Zierrat.

4. »In vollkommener Erhaltung aber stellt sich das Akroterion am Grab des Arezastis und dem mutmaßlich für den letzten Gordios bestimmten Denkmal[1]) dar, deutlich gegeneinander gestellte Hornformen von der unteren Breite der Vorsatzdielen bildend, am Kreuzungs- und Befestigungspunkte durch eine große Rosette geschmückt, während zwei kleinere in die von der Hornbiegung gebildeten fast kreisförmigen Ausschnitte gesetzt sind.

[1]) Zu beachten ist, daß die Fassade dieses Denkmals (bei F. v. Reber, Figur 6F) sich von dem des Arezastis (6 F) nur durch die Größenverhältnisse unterscheidet; ähnlich ist auch das Midasgrab (Fig. 6D), welches »leider durch einen klaffenden Spalt manches Detail verloren hat.«

Die Übereinstimmung mit den nordischen Giebelverzierungen, die wir auch hier in der Mark bei alten Scheunen usw. noch vielfach antreffen, ist gar nicht zu verkennen. Die Rosette, welche scheinbar eine Verzierung des Hörnerschmucks darstellt, ist aus dem Nagelkopf hervorgegangen, welcher die gekreuzten Giebeldielen mit dem Firstbalken verband. Auch das, was schon Tacitus an den altgermanischen Bauten anerkannt, den farbigen Putz, finden wir in Phrygien wieder.

d) Farbige (Polychrome) Behandlung der Grabfassade.

»Unzweifelhaft ist,« lautet die Ansicht Fr. v. Rebers, »daß diese Formen sich mit polychromer Behandlung verbanden, freilich scheint sich nirgends mehr eine Spur von Farbe erhalten zu haben, wie sich auch nach einem Bestande von dritthalb Jahrtausenden erwarten läßt.« — Die Vermutung v. Rebers, daß hauptsächlich nur 2 Farben, etwa wie bei der dorischen Architektur blau und rot, verwendet worden seien und man z. B. den Grund des Mittelfeldornamentes rot, jenen der Borte blau und den des Giebelfeldes wieder rot färbte, erscheint durchaus annehmbar; doch möchte ich seiner Schlußbemerkung: »Im Holzvorbild, welches doch auch dekorativ maßgebend gewesen sein dürfte, war das Dessin sicher nicht geschnitzt, sondern gemalt,« den Zusatz anfügen, daß die ursprünglichen Vorbilder, welche in Thracien, der Urheimat der Phryger, zu suchen sind (vgl. v. Rebers Bemerkung darüber unter g Anm. 2), doch vielleicht Schnitzerei, mit Bemalung verbunden, aufgewiesen haben.

e) Die Einwirkung des Orientes (Assyrien); Teppichmuster.

Daß bei den aus Thracien nach Kleinasien hinübergewanderten Phrygern, die, wie auf der folgenden Seite sich ergeben wird, die europäische Bauart, besonders das Giebeldach zäh festgehalten haben, sich auch schließlich orientalische Motive geltend gemacht haben, ist nicht verwunderlich, besonders wo es sich um die Dekoration der Wände handelte, deren einförmige Fläche man mit Teppichen, ursprünglich Fellen, behängte; aus tapes ist 1. Teppich und 2. Tapete entstanden. Wie in der Halle des Attila in der Wohnung seiner Gattin der Boden mit wollenen Teppichen bedeckt war (s. oben IX, 10)[1]), so dienten auch im Mittelalter bei den Deutschen Tücher und Teppiche »nicht nur zum Belegen der Möbel, sondern auch zum Verkleiden

[1]) Chr. Ranck, S. 15 (Priscus).

der Wände und zum Verhängen der Tür und Fensteröffnungen«[1]). Immerhin ist es nicht ausgemacht, ob wirklich der babylonische Orient, oder Mitteleuropa, die Heimat der Phryger, hierin vorangegangen ist; jedenfalls ist die Webkunst bereits für die Indogermanen der Urzeit bezeugt, wie aus dem im Pfahlbau von Robenhausen gefundenen Gewebe ersichtlich ist[2]).

f) Die Deckbalken und das Dach.

Das erfreulichste Ergebnis dieser Entdeckung der phrygischen Felsgrabkammern ist aber die Wahrnehmung, daß die Dacharchitektur in wünschenswerter Deutlichkeit in Stein nachgebildet ist. Fr. v. Reber schreibt hierüber, von den Deckbalken beginnend, folgendes: »Über dieser Türumrahmung läuft ein kräftiger horizontaler Deckbalken nach vorne schmucklos, an den vorspringenden Enden ausgeschnitten, wie die besser erhaltene linke Seite zeigt. Spuren ähnlich geschnittener Vorstöße an den Langseiten bestätigen die übrigens selbstverständliche Annahme, daß an dem unserem Grabe vorbildlichen Wohnhause in gewissen Abständen weitere Deckbalken folgten, von welchen an den Langseiten die ausgesägten Vorstöße konsolenartig sichtbar waren. Auf diesen Deckbalken ruht das Giebeldach, in der Mitte des Giebelfeldes gestützt durch eine breite Firststütze, welche vorne mit einer spiralengeschmückten Vorlage verziert war, wie sie an der Türwand gefunden wird. Über dieser Stütze ragt der Vorstoß des Firstbalkens deutlich vor, begleitet von der Sparranlage und überragt von dem vorspringenden Dachgliede, dessen obere Lage noch weiter ausladet als die untere. Das Giebelfeld zeigt dann noch seine besondere, an die Firststütze anschließende Umrahmung und somit eine ziemlich reiche Gliederung des Dachwerks. — Das Dach[3]), welches in seiner Giebelform knapp so lang, wie die Front breit ist, der Ausladung des Deckbalkens entsprechend, am unteren Ende zur Horizontale geknickt, wie dies auch an der Grabfassade Maltasch gefunden wird. Das Dach scheint in seiner Oberfläche nie scharf bearbeitet gewesen zu sein.«

g) Das hölzerne Wohnhaus mit schrägem Dach.

»Bezüglich des Wohnhauses ist dem, was bei der Beschreibung des Innern und Äußern jener phrygischen Felsengräber, die als Nachbildungen des Wohnhauses zu betrachten

---

[1]) Ernst Götzinger, Reallexikon der deutschen Altertümer, S. 769.
[2]) Ranke, Der Mensch, II, S. 541.
[3]) Von einer Akroterienbildung sieht man nichts.

sind, wesentliches aus dem Grunde nicht beizufügen, weil keines der gebauten Häuser den Jahrtausenden Widerstand leisten konnte. Es scheint, daß die Wohnhäuser zumeist Holzhütten gewesen sind und daß auch die Wände aus einem Holzgerüst bestanden, welches gewöhnlich mittelst Verdielung geschlossen oder besten Falles fachwerkartig ausgemauert worden ist. Als Material der Ausmauerung darf wohl nur an den weichen Stein des felsigen Landes und nicht an Ziegelwerk gedacht werden, welches letztere auch jetzt in dem in Rede stehenden Gebiete vollständig fehlt. Das hervorstechendste Merkmal des phrygischen Hauses aber ist das dem Orient sonst fremde und auch jetzt in dem Denkmälergebiete wieder ganz abhanden gekommene Giebeldach. Wir nehmen an, daß die Phryger diese speziell okzidentale (europäische) Dachform aus ihrer thrakischen Heimat[1]) mitgebracht und mit gutem Grunde festgehalten haben, weil das waldreiche Hochland keineswegs arm an Niederschlägen ist, welche ein Traufendach nur zweckmäßig erscheinen lassen konnten. Über die sonstigen konstruktiven Elemente und künstlerischen Zutaten haben uns bereits die Grabdenkmale belehrt, welche glauben lassen, daß die Erscheinung einer Häusergruppe bei weitgehender Ornamentmalerei außen ein ziemlich buntes Bild dargeboten haben mußte.«

4. Der hölzerne Säulenvorbau (prostylos, porticus).

Somit hätten wir die Entstehung des schrägen Holzdaches bei den Phrygern, den Verwandten der europäischen Thraker kennen gelernt; jetzt gilt es, den Holzsäulen nachzuforschen, die den porticus bilden. Auch orientalische Vorbilder[2]) führen auf das Holz als auf das ursprüngliche Material. Den von Durm in seiner Baukunst der Griechen aufgestellten, wichtigen Grundsatz: »Schlanksäulen sind auf asiatische, Dicksäulen auf ägyptische Herkunft zurückzuführen« vervollständigt Dr. Joseph in der Weise[3]):

---

[1]) Die trojanischen »Dardaner« sind jedenfalls aus dem Lande der illyrischen Dardaner eingewandert, welche — wenn ihr Name richtig gedeutet wird (darde = Birne) — von der Pflege der Obstbäume benannt worden sind; genaueres siehe XII, 7.

[2]) Selbstverständlich ist es durchaus unnötig, die Blicke nach diesen orientalischen Vorbildern zu richten, da die Pfahlbauten der Thraker mit ihren Ständern (stauros, stamin) zur Erklärung ausreichen, der Hinweis Josephs auf die Zimmermannstechnik der Phönizier (S. 56) ist nicht notwendig.

[3]) Die Paläste des homerischen Epos, S. 56 u. 57.

1. Die Schlanksäule besteht aus Holz; die Assyrer besaßen vornehmlich, die Babylonier nur hölzerne Säulen.

2. Die Dicksäule besteht aus Stein; die Ägypter besaßen nur steinerne Säulen.

3. Die Überreste steinerner Säulen bei Assyrern und Babyloniern (dekorativ verwandt) waren Nachbildung der hölzernen.

Indem ich die Frage nach der Herkunft der Holz- und Steinsäulen zunächst auf sich beruhen lasse, da die Übereinstimmungen im Orient nebensächlich sind, gehe ich, um dem Wesen der Holzsäule auf die Spur zu kommen, sogleich auf die Besprechung ihrer Form, d. h. auf ihre »Verjüngung nach unten« über.

a) Die Form der Holzsäule.

Während die steinernen Säulen an den Tempeln der klassischen Bauperiode sämtlich eine Verjüngung nach oben zeigen, liegt die Sache bei der bekannten Säule des Löwentors, diesem ältesten Zeugen mykenischer Baukunst, gerade umgekehrt, sie zeigt deutlich eine Verjüngung nach unten[1]). So sprechen nun auch die Größenverhältnisse der aufgefundenen Basen (über welche ich nachher sprechen werde) für die Vermutung Studniczkas[2]), daß die mykenische Säule wie aus einem unten zugespitzten Holzpflock entwickelt scheine, auch hat schon 1885 Adler in Schliemanns Tiryns[3]) auf die Einzapfung der Säulen in Unterschwellen hingewiesen und hieraus, sowie aus den schlanken Verhältnissen der Halbsäulen der Königsgräber, auf die Herkunft aus dem Holzbau geschlossen. »Daß die Säulen aber auch tatsächlich aus Holz bestanden, hat Dörpfeld sofort nach Auffindung erkannt und überzeugend nachgewiesen[4]).« Die Entstehung solcher Holzsäulen aus unten zugespitzten Holzpflöcken wird nun jeder als natürlich und selbstverständlich anerkennen, der den oben Abschnitt VII geführten Nachweis sich noch einmal vergegenwärtigt; eingerammte Pfähle stecken fester im Boden, wenn sie mit ihrer Spitze hineingetrieben werden. Jedenfalls waren die Basen (Basissteine), die gefunden sind, nicht für Stein-, sondern für Holzsäulen eingerichtet, so war die in dem Raum A des zu Thera[5]) aufgedeckten Hauses liegende Basis, da sie nur ungefähr einen Durchmesser von 30 cm hatte,

[1]) Man vermutete deshalb zunächst, die Löwentorsäule wäre verkehrt in das Relief eingesetzt worden.

[2]) Athenische Mitteilungen XII, S. 24.

[3]) Vorrede S. LIII.

[4]) In Schliemanns Tiryns, S. 307.

[5]) Thera; die Ruinen dieser Stadt können auf ein sehr hohes Alter Anspruch machen.

für eine Steinsäule zu gering, wenn man nicht etwa hier, ebenso wie bei den späteren Säulenschaften, einen Monolith annehmen mag[1]). Nun haben freilich die allerneuesten Messungen, die mit peinlicher Genauigkeit ausgeführt sind, ergeben, daß eine Verjüngung nach unten bei der Löwentorsäule nicht vorhanden und die bisherigen Nachbildungen ungenau seien, da sich eine streng zylindrische Form ergeben habe; doch sind an den Säulenfragmenten des Atreusgrabes usw. die Spuren einer Verdickung nach oben tatsächlich nachzuweisen. Der Grund, warum man nun allmählich, anstatt die Säule in den Boden mit ihrer Spitze hineinzutreiben, sie auf eine Steinbasis stellte, die sich bei den Ausgrabungen mehrfach gefunden hat, liegt in der Wahrnehmung, daß die in den Unterbau (siehe b) getriebene untere Spitze des Pfahles leicht infolge der Feuchtigkeit wegfaulte, so daß man es für ratsam hielt, Steinbasen darunter zu stellen, um das Hinaufdringen der Feuchtigkeit in den Säulenstamm zu verhindern.

b) Der Unterbau.

Bei genauerer Betrachtung des am Löwenrelief dargestellten Unterbaus, in welchen die Säule mit ihrem spitzen unteren Ende hineingetrieben ist, wird man unschwer eine Schichtung von Balken erkennen, welche, wenn man sich die Säule in eine vorgeschichtliche Vorhalle versetzt denkt, den Fußboden dieser Vorhalle gebildet haben muß. Ziehen wir nun die Abbildung 25 hinzu, welche nebeneinander den Pfahlbau der päonischen Thraker und das Floß des Odysseus darstellt, so entspricht die Art und Weise, wie in II Odysseus die Ständer (a) in den Floßboden hineintrieb und die Päonier die Hüttenpfähle auf den Pfahlbauboden aufsetzten (der seinerseits wieder auf Pfählen stand), der Zimmermannstechnik der frühmykenischen Holzbauten, deren Fußboden aus einer Schichtung von Langhölzern (nach Art der gallisch-germanischen Knüppeldämme pontes) bestand, die das Hinaufdringen der Feuchtigkeit verhinderte und in die man die unten zugespitzten Holzpfähle hineintrieb. Aus dieser Holzaufschüttung[2]) ist beim Steinbau die bekannte Untermauerung mit der ungeraden Zahl von Treppenstufen hervorgegangen.

---

[1]) Joseph, S. 57.

[2]) Die Friesen mußten ihre Häuser auf Hügeln, von Menschenhand aufgeworfen, errichten, um der Flut zu trotzen (Plinius Hist. natur.).

c) Das Kapitell und der Architrav.

Da die Herstellung der Vorhalle durch Aufschüttung der Rundhölzer auf den Verbindungsbalken bereits im VII. Abschnitt besprochen ist, führe ich nur die kurze Beschreibung aus Lübke-Semrau[1]) an: »Die Formen der Säule und des Gebälks darüber mit einer Reihe von Rundhölzern gehen, wie bekannt, auf die Holzarchitektur lykischer Grabbauten zurück«.

5. Der Tempel als verschlossener Höhlenraum (Adyton) mit schützendem Säulenvorbau.

Dasjenige Gebäude der VI. Schicht von Troja, in welchem Prof. Dörpfeld mit Recht einen Tempel vermutet VI C, hat ebenso wie das Herrscherhaus VI A (Abb. 34) eine Vorhalle[2]). Das Haus des Herrschers, d. h. des höchsten Priesters, und der Tempel sind einander wesensgleich. Fragen wir nun nach den Gründen, welche einen solchen hölzernen Vorbau, der fest verschlossen werden konnte, vor dem — ursprünglich aus einem Höhlenspalt (Delphi Absch. III) bestehenden Heiligtum notwendig machten, so sind besonders 2 als wichtig ins Auge zu fassen:

1. Die hölzernen und bekleideten Kultusbilder konnten weder ohne Cella bestehen, noch die symbolischen Bräuche ihrer Verehrung ohne solchen Raum ausgeübt werden.

2. »Aber auch, wenn man von der stofflichen Beschaffenheit absah, so drängte doch schon das religiöse Verhältnis der aus Baumstämmen gefertigten, mit Gewändern bekleideten Bilder von Landesschutzgottheiten[3]) mit zwingender Notwendigkeit auf die Gründung von Tempeln hin. Bekanntlich ist es eine von den Hellenen zu den Italern übergegangene Anschauung, man besitze in dem Bilde der Landesschutzgottheit das pignus imperii (Unterpfand der Herrschaft): vom Verbleiben dieses Unterpfandes und seines Kultus hänge die Erhaltung des Staates ab, seine Entführung durch feindliche Hand ziehe unfehlbar den Untergang des Reiches nach sich und überliefere dessen Herrschaft der entführenden Macht. Infolge dieses Glaubens vernichtete kein Eroberer ein solches Bild, vielmehr übersiedelte er dasselbe nach seiner Landeshauptstadt in ein Heiligtum, mit den auf ihm haftenden Kultusriten (Gebräuchen) es hier weiter pflegend. Ilion konnte erst fallen nach der ge-

---

[1]) Teil I, S. 176.
[2]) Dörpfeld, Troja und Ilion, S. 152 u. 175; Hilfsbuch S. 220.
[3]) Vgl. hierüber die genauere Darstellung X, 8.

gewaltsamen Entführung des Palladion durch Odysseus[1]) und Diomedes, oder, wie die Römer fingierten, nach seiner Rettung durch den mit ihm wegfliehenden Aeneas, überall aber, wo man im Besitze dieses echten Bildes zu sein glaubte, zu Athen, Argos, Siris und anderwärts, erscheint dasselbe in Tempeln und mit heiligen Riten verehrt, vornehmlich zu Rom, wo das Palladion in einem unzugänglichen Gemache des Vestatempels zu den verborgenen pignora imperii zählte[2]). Tiryns wurde mit Gewinnung seines Herabildes durch die Argeier als Staat für immer vernichtet, aber dieses Agalma bewahrte man im Tempel der Hera zu Argos. Desgleichen verlor Veji mit Hinwegführung seines schützenden Junobildes nach Rom das staatliche Dasein. Ausdiesem Verhältnis entspringt die sorgliche Hut eines solchen Bildes vor Entführung, die ängstliche Sicherung desselben in fest verwahrten, oft sogar als Adyton verborgenen Gemache eines Tempels, den man außerdem womöglich noch durch örtliche Lage unnahbar gesichert zu machen strebte[3]).«

Wer das Endziel aller Kriege der antiken Völker recht bedenkt, die nicht nur darauf ausgingen, die Oberhand über das besiegte Land zu gewinnen, sondern nicht eher ruhten, bis die Selbständigkeit des Staates vernichtet, das unterjochte Volk verjagt oder in die Sklaverei abgeführt war, wird die ängstliche Sorge und die Sicherung des Kultbildes des Landes verstehen. »Als Kleomenes das argivische Heer vernichtet hat, und dem Lande Argos das Bestehen als Staat genommen werden soll, geht er in das Heiligtum der Schutzgöttin Hera, um das Altaropfer zu verrichten. Da ihm das der Priester untersagt, ergrimmt Kleomenes, läßt denselben vom Altare fortführen und geißeln, verrichtet dann eigenmächtig das Opfer und glaubt auch günstige Vorzeichen wahrzunehmen. Als er hierauf jedoch die Cella betritt, um sich an dem Allerheiligsten zu vergreifen, schreckt ihn nach seiner Aussage von der Brust des Bildes eine abwehrende Flamme zurück. Hierdurch seine Absicht vereitelt sehend, führt er unverrichteter Sache sein Heer wieder heim (Herodot VI, 81 u. 82). Ähnliches geschah demselben Kleomenes, als er Athen genommen hatte

---

[1]) Bei Ovid, Metamorphosen »Streit um die Waffen des Achilles« rühmt sich Odysseus dieser Entführung, auch Schiller, Jungfr. v. O., V, 8.

[2]) Böttticher, Tektonik der Hellenen II, S. 435.

[3]) Die Mauer um den Tempelbezirk (temenos = abgeschnitten) hat denselben Zweck, wie die feste Mauer um die Cyklopenhöhle, nämlich die Sicherung des Heiligtums; in ältester Zeit müssen also Überfälle und Beraubungen vorgekommen sein.

die Betretung des Heiligtums der Athene Polias untersagt ihm die Priesterin der Göttin und als er ungeachtet dieser Warnung Stadt und Burg festzuhalten sucht, wird er bald darauf schimpflich verjagt (Herodot V, 72). Auch in der Geschichte, die sich mit Miltiades vor Paros zutrug, als ihm die Eroberung der festen Stadt nicht gelingen wollte, handelt es sich um den Gewinn des Schutzheiligtums der Insel. Nach Unterweisung der Unterpriesterin Timo, welche ihm die hochheiligen Sacra verrät, will er in das Heiligtum der Demeter Thesmophoros, der parischen Schutzgöttin dringen, um durch Handanlegen an die allerheiligsten Gegenstände Paros schutzlos zu machen und die Stadt zur freiwilligen Übergabe zu nötigen. Doch auch er wird, als er schon in die Tür des Anaktoron getreten ist, von einem plötzlichen Schrecken so ergriffen, daß er eilig das Heiligtum wieder verläßt und sich durch einen Sprung auf der Flucht eine schwere körperliche Verletzung zuzieht, an welcher er, nach Zurückführung seines Heeres, in Athen stirbt (Herodot VI, 134). Böttticher, der diese Vorfälle anführt, fügt noch weitere hinzu (Agesilaos zu Aulis usw.); auch diese 3 werden schon zur Genüge zeigen, daß zu allen Zeiten in Kriegsläuften die Kultusbilder der griechischen Volksstämme in größter Gefahr schwebten. In der klassischen Zeit hinderte ein durch die religiöse Erziehung geweckte Grauen im letzten Augenblick oft die Entführer an der Ausführung der schlimmen Tat, im homerischen Zeitalter (Raub des Palladiums) und in vorgeschichtlichen Jahrhunderten fehlte dieses segensreiche Hindernis; dem Orestes wird der Raub eines Götterbildes geradezu von einem Gott befohlen. Hätte damals also wohl ein einfaches Regendach, wie wir es noch heute in den katholischen Ländern (Tirol usw.) über den Marienbildern und dem Kruzifix sehen, genügt, um das Bild zu sichern?

6. Die Cellatür und der Abwehrzauber.

In den Fällen, wo nun der Feind tatsächlich die schützende Mauer (bei Nacht) überstieg (vgl. Odysee XVII, 266—268)[1]) und den in der Vorhalle Wache haltenden Tempeldiener (vgl. die Tempelwacht des jungen Samuel)[2]) niederstieß, vertraute der Gottesglaube der Hellenen auf die Zaubermacht der Cellatür,

[1]) Hilfsbuch, S. 180.

[2]) 1. Samuelis 3, 3. noch im Mittelalter hält der junge Cid (Don Rodrigo) in der Kirche der Gadea (Sancta Agatha) Tempelwacht (Herders »Cid«).

die — nur bei feierlichem Opfer vom Priester geöffnet — im geschlossenen Zustande mit ihren bildlichen Darstellungen (getriebenes Kupferblech)[1]) eine abwehrende (apo trepo, ἀποτρέπω) Kraft auf den Eindringling auszuüben imstande war.

a) Die Bildformen des Abwehrzaubers.

»Am häufigsten sind an dieser Stelle Bildformen, welche für Apotropaia (Abwehrzauber) und Phylakteria (Schutzmittel), für Symbole der Hut des Heiligen, des Schutzes vor Profanation und der Abwehr entweihender Angriffe gelten; so beispielsweise: 1. Löwenköpfe und 2. Gorgoneia (Medusenhäupter), wie sie an der Tür des Parthenon und des Athenatempels in Syrakus vorkamen; 3. zur Abwehr der Beraubung durch frechen Einbruch, findet sich auch wohl die Schwelle des Eingangs mit dem Attribute des türhütenden Gottes Hermes, dem schlangenumwundenen Kerykion gesichert, wie das am Tempel der Concordia der Fall ist.« —

1. Löwenmaske: Da der Löwe das Symbol der nie vom Schlummer umstrickten Wachsamkeit ist und somit (unter Anspielung auf das Zodiakalbild des Tierkreises) als Symbol des allessehenden Helios gilt, so finden wir ihn (abgesehen von dem durch Krösus gestifteten Weihgeschenk für den allwissenden Gott von Delphi) a) als Wächter des Heiligen, gehörnt und geflügelt, am Tempel des Apollon bei Milet; b) als Pfortenwächter über dem Tor der Akropolis von Mykenä, wo wir ihn zugleich als Wächter der Gräber zu denken haben, auch wird er in der Gräberstraße am Kerameikos in Athen gefunden; c) als Schutzmittel findet sich der Löwenkopf auf der östlichen Tür des Parthenon; d) Als Hüter der Wasserleitungen und Quellen bildet das Löwenhaupt hauptsächlich den Ausguß und die Mündung derselben und den Wasserspeier an der Sima des Daches.

2. Gorgonenhaupt. Der Gebrauch der Apotropaia beruht auf dem Glauben an Zauber und Gegenzauber, bei welchem alles, was einerseits bewahrt und schützt, auf der anderen Seite natürlich zerstörend und vernichtend wirkt« (magische Kraft bestimmter Geberden und Zeichen). »Allen voran unter diesen Bildungen steht in solcher Wirkung das Haupt der Gorgone Medusa, das Gorgoneion; ein Gebilde, dessen Erfindung der Hellenischen Mythendichtung allein eigen und — wie Böttticher urteilt (s. unten) — von keinem andern Volke entlehnt ist.«

[1]) Auch das Löwentorrelief geht auf ein in Kupferblech getriebenes Wappen als Vorbild zurück, Lübke-Semrau I, S. 176.

Die Gorgone Medusa entweiht im Vertrauen auf die Buhlschaft mit Poseidon das Heiligtum der Athena, nach ihrer Enthauptung durch Perseus auf Athenes Befehl, sprangen aus ihrem Blute und hauptlosen Rumpfe Chrysaor und das Flügelroß Pegasus ans Licht, das vom Perseus überbrachte Haupt setzte Athena in ihren Schild.

3. Die Chimära ist der Gorgo aufs engste verwandt; die Drachennatur beider steht außer Zweifel. Vielleicht war die Chimära das Sinnbild des wütenden Meerdrachens, der von Bellerophontes (d. h. Baldurthphontes[1]) = Baldurthundar; Baldur [= der schnelle] Siegfried) mit Hilfe des Flügelrosses Pegasus gebändigt wird. Ich werde über die zahlreichen Sagen, die von Germanien bis Babylon (Marduk gegen den Drachen Thiamat vgl. meinen »Flotten«-Artikel Febr. 1908) von der Bändigung des Meerdrachens erzählen, in nächster Zeit in einer besonderen Schrift eine Zusammenstellung der in Frage kommenden zahlreichen Heldennamen liefern und ihre Verwandtschaft und Gleichheit erweisen (vgl. Hilfsbuch z. Homer S. 281). Beachtenswert ist, daß in dem berühmten 46. Psalm aus der Zeit des Hiskia das »wütende, wallende Meer« mit dem Worte chamar (kochen, schäumen) bezeichnet wird. Der schäumende Gießbach im Frühling heißt χείμαρρος, davon ist der Ortsname Himera abzuleiten, vgl. mein Osterprogramm Z. Et. gr. Städtenamen S. 2, außerdem oben S. 232—234.

4. Hunde als Wächter der Heiligtümer sind auf Bildwerken von Kreta nachzuweisen. So ist in Drerup »Homer« S. 88 ein Siegelring aus Knosos abgebildet, der auf einer bergartigen Erhöhung eine stehende Jungfrau (Britomartis?) darstellt, welche links und rechts von einer starken Dogge beschützt wird. Von dem Marmorkopf einer Löwin heißt es S. 77: »ein wenig steif in der Behandlung und an einen Hundekopf erinnernd«; man sieht also, daß beim Beginn der mykenischen Skulptur der Hund den Künstlern geläufiger war, als der Löwe.

b) Die Beziehungen dieser Schreckbilder zu Nordeuropa.

Bei den Versuchen, diese zum Abwehrzauber verwendeten Tierbilder mit den geschnitzten Tierkopfverzierungen der germanischen Völker Mitteleuropas in eine Beziehung zu setzen, kommt es mir zunächst gar nicht in den Sinn, den Einfluß des

[1]) Aus Baldurthundar, dem altgermanischen Gott des befruchtenden Frühlingsgewitters, ist durch Verwandlung des th Belderosphontes geworden. Bisher ist der Name nicht erklärt (Pauly-Wissowa).

Orients und Ägyptens auf die häufige Darstellung der Löwenmaske leugnen zu wollen, die bei dem Löwenkopf als Wasserspeier sicher bezeugt ist[1]). Gleichwohl glaube ich, daß

1. der Löwe, der erwiesenermaßen auf der ganzen Hämushalbinsel heimisch war, auch den blonden Völkern an der Donau nicht unbekannt gewesen ist.

2. Die Übertragung des Gorgoneions von den Barbarenvölkern Westeuropas zu den Hellenen (Achäern) hat schon Prof. Metzger[2]) als naheliegend bezeichnet; da es jedenfalls ursprünglich auf dem Schilde der ältesten Kriegerstämme zu finden war, d. h. in dem auf den Schild befestigten abgeschlagenen Haupt des getöteten Feindes bestand und den Feinden zur Erregung »bleicher Furcht« entgegengehalten wurde[3]), so dürfen wir wohl auf eine Entlehnung einer germanischen Kriegersitte schließen; noch Alboin, der Longobarde, entehrte das Haupt seines Feindes[4]).

3. Die Chimära (Ilias VI, 179; XVI, 328) wird von dem Lykier Amisodaros aufgezogen; über die europäische Bauart der Lykier ist X, 3 gesprochen. Die Jagdhunde der Molosser in Epirus waren berühmt.

7. Unterirdische Schatzhäuser (Thesauren).

Wenn diese meine Grundanschauung von dem unterirdischen bezw. nur halb über die Erde emporragenden Adyton als dem Hauptteil der ältesten Tempel richtig ist, muß sie auf jeden Fall auch auf das Wesen der Schatzhäuser passen, welche 1. zu jedem wichtigen Tempelbezirk (zum Zweck der Aufbewahrung der Geschenke für die Gottheit) gehören; 2. den einfachsten Grundtypus des Tempelhauses in ihrer baulichen Konstruktion darstellen. Nun scheint ja allerdings bei meinem Versuche, diesen Beweis zu liefern, der wichtige, von Böttticher an die Spitze seiner Besprechung der »Thesaurengebäude« gestellte Lehrsatz[5]) wenig ermutigend zu sein und wenig Glück zu verheißen: »Unter allen Thesauren zur Aufnahme von Ana-

[1]) Jedesmal wenn die Sonne, also Helios, in das Sternbild des Löwen trat, brachte der Nil sein »neues Wasser« zur Befruchtung des ganzen Landes: es war daher der Löwe dem Helios als Symbol geweiht. Deswegen ließen die Ägypter die Quellen aus Löwenrachen sprudeln. Vgl. Plutarch (De Is. et Osir. 38. Sympos 4, 5).

[2]) Artikel Gorgo in Pauly Reallexikon.

[3]) Herodot IV, 63.

[4]) Er läßt aus dem Schädel des Gepidenkönigs sich eine Trinkschale anfertigen.

[5]) Böttticher, Tektonik der Hellenen II, S. 438 (§ 42).

themata und Votiven die Pausanias, Strabon und andere in Tempelbezirken erwähnen, ist kein einziger ein unterirdisches oder unter der Sohle des Bodens angelegtes Bauwerk.« — Aber es scheint nur so, denn sobald wir uns von der klassischen Bauperiode, in welcher natürlich die Bauwerke nachgerade aus der Erde herausgewachsen waren (vgl. meine Darstellung V, 8), zu dem vorgeschichtlichen Zeitalter zurückwenden, welches noch zahlreiche Übereinstimmungen mit der Bauweise der mitteleuropäischen Barbarenvölker aufweist, lautet der Bericht über die aufgefundenen Thesaurengebäude ganz anders; 8 Zeilen weiter schreibt Böttticher: Unterirdische Schatzgemächer erscheinen von Fürsten in oder bei den königlichen Wohnungen angelegt, ihre privaten Keimelia (= deposita) und Wertschätze darin sicher zu bergen: das ist von den Thesauren des ägyptischen Rampsinit[1]), des assyrischen Sardanapallos[2]) und des pontischen Mithridates[3]) bekannt. Auch hellenische Fürsten tun ein gleiches.

1. König Minyas wird als der erste Mann genannt, der sich einen Thesauros zu Orchomenos gründete[4]), dessen Reste in Tholosform noch vorhanden sind.

2. Dem Hyrieus bauen Trophonios und Agamedes zu Hyria einen Schatzbehälter.

3. Dem Augeios zu Elis das *ταμιεῖον χρυσοῦν* = goldene Schatzkammer[5]); auch das vorige Schatzhaus (zu Hyria) wird als Goldkammer bezeichnet, auch wird die gleiche Geschichte vom Diebstahl des Goldes aus beiden erzählt.

4. Die Stätte des unterirdischen Thesaurus der Priamiden sollte nach Euripides[6]) an einem über seiner Decke hervorragenden »schwarzen Stein« zu erkennen gewesen sein.

5. Unbekannt bleibt, woraus die Güter (*χρήματα*) bestanden haben, zu deren Aufbewahrung Atreus und dessen Söhne unterirdische Thesauren in Mykenai anlegten.

Die 5 von Böttticher aufgeführten Beispiele könnten nun vielleicht einen vollgiltigen Beweis dafür bilden, daß im mykenischen Zeitalter, d. h. im 2. Jahrtausend v. Chr. die Thesauren nicht wie später über, sondern unter der Erde angelegt worden

---

[1]) Herodot, II, 121.
[2]) Herodot, II, 150.
[3]) Appian. Bellum Mithridaticum 107.
[4]) Pausanias 9, 36, 3; 37, 3; vgl. oben Abb. 22 (Drerup »Homer« S. 74).
[5]) Pausanias a. v. O. Charax b. d. Schol. Aristoph. Wolken 508.
[6]) Hecabe 980, 988.

seien, aber gerade das letzte und berühmteste Beispiel gibt zu den gewichtigsten Zweifeln Anlaß. Während nämlich Böttticher, der bei der Abfassung seines 1881 veröffentlichten Werkes von Schliemanns Forschungen schon gehört hatte, aber nicht ihn, sondern nur Curtius erwähnt, die damals aufkommende Vermutung, der betreffende Tholosbau könne vielleicht nur das Grab des Atreus, nicht aber eine Schatzkammer gewesen sein, aufs heftigste bekämpft, steht Schuchhardt bei seiner Besprechung der Entdeckungen Schliemanns[1]) auf dem gerade entgegengesetzten Standpunkte: »Denn daß alle diese Kuppelbauten nicht Schatzhäuser, sondern Grabanlagen sind, hat sich nach den Zweifeln, welche die frühere Deutung schon immer hervorrufen mußte, als völlig sicher herausgestellt, seitdem in Menidi bei Athen eine solche Anlage uns 6 Leichen unberührt mit all ihrem Schmucke geliefert hat. Welcher Fürst hat auch jemals außerhalb der Burgmauern seine Schätze aufbewahrt? Die reiche Bestattungsart jener Zeit aber konnte bei den glücklichen Findern leicht die Vorstellung erwecken, als hätte ein mächtiger König hier seine beste Habe in Sicherheit gebracht.« Gerade die Mitte zwischen diesen beiden Anschauungen hält die Auffassung von E. Curtius[2]), der als Parallele für die Vereinigung von Thesauren und Gräbern die Schatz- und Grabkammern des alten Persiens und seiner Persepolis anzieht. Freilich widerspricht ihm Böttticher mit dem an sich richtigen chronologischen Beweis: »Lange Zeiten schon vorher, ehe es nur einen Kyros und eine Persepolis gab, bestanden jene Thesauren zu Mykenai«, doch hätte er bedenken müssen, daß, wenn auch Kyros und Atreus zeitlich nicht zusammenpassen, doch der für die beiden Begründer mächtiger Dynastien bei der Schöpfung ihrer Prachtbauten allein maßgebend gewesene Grundgedanke derselbe war, nämlich der, den zeusentstammten Vorfahren des Königs, denen auf besonderem Altar Blutgüsse und Opfer dargebracht wurden, allen nur denkbaren Schmuck zuzuweisen, um so ihre unantastbare Göttlichkeit dem geknechteten Volke öffentlich darzutun. Überhaupt sind, wenn man die Richtigkeit der von mir befürworteten Anschauung von Ernst Curtius erkennen will, noch folgende Beweisgründe ins Auge zu fassen:

1. Das Wort thesauros bedeutet ursprünglich noch nicht Kammer für Schätze (lat. aerarium von aes Erz), sondern über-

---

[1]) Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen, S. 175, 1. Auflage.
[2]) Curtius, Peloponnes, S. 413, 572.

haupt »Beisetzungsraum«, und zwar will es besagen, daß alles, was dem Könige und der Volksgemeinde lieb und wert ist und vor Verunglimpfung durch den Feind geschützt werden soll, dort nach echter Germanenart (Tacitus Germania cap. 16) Aufnahme findet. Vgl. S. 231, VIII, 10. Deshalb können

a) die Leichname der als Schutzgötter des Landes geltenden Fürsten,

b) die kostbaren Schmucksachen dieser Leichen (Totenmasken),

c) die wertvollen Weihgeschenke, vgl. XIII, 2 die Kröte im Thesauros von Pylos,

d) Geräte für den Opferkult,

e) andere wertvolle Gegenstände hier Platz finden.

2. Die θησαυροὶ sind die eigentlichen Plätze vorgeschichtlicher Religionsübung, denn hier war die Stätte — wie ehedem in den natürlichen Höhlen —

a) der Orakelgebung (Blutgüsse, welche den Gestorbenen die Sprache wiedergeben),

b) Anbetung der Todesgötter und Rachegöttinnen,

c) Anflehung der Erdgöttin um ein gesegnetes Jahr,

d) Verehrung des Zeus (Apollo), welcher als Gemahl der Erdgöttin dort (wenigstens vorübergehend) (vgl. Kronos und Rhea) anwesend gedacht wurde.

3. Die unterirdischen θησαυροὶ entsprechen den damals in der Zeit des Trojanischen Krieges bereits aufkommenden oberirdischen Tempeln, welche ebenfalls

a) zur Festhaltung und Sicherung eines wertvollen Kultusbildes (Palladium),

b) zur Aufnahme wertvoller Votivgaben (Peplos der Athena) dienten.

4. Als θησαυροὶ wurden deshalb auch später bezeichnet:

a) die unterirdischen Räume der späteren Tempel (lat. favissae[1]),

b) die Nebenkammern der späteren Tempel,

c) die gesonderten Nebenräume der späteren Tempel.

5. Diese unterirdischen θησαυροὶ wurden auch verwendet als Gefängnisse:

---

[1]) Das Wort favissa bedeutet, wie »favilla« die warme Asche beweist, eine Feuergrube und ist aufs engste mit fovea die Grube verwandt; denn der Stamm foveo = wärmen (vgl. focus = Herd) wechselt fortwährend mit faveo = günstig sein (geistige Bedeutung von foveo; o : a wie moneo: mahne), denn der warme Frühlingswind (Föhn) heißt nicht fovonius sondern favonius.

a) als Gefängnis der Danae (s. oben III, 17), in Argolis, Antigone, wird ebenfalls in einem unterirdischen Zimmer gefangen gehalten.

b) als Gefängnis des Philopoemen in Messene,

c) darum bezeichnet auch noch später das Volk die unterirdischen Speicher für Getreide als »Gefängnis des Sokrates«.

6. Auch das rätselhafte Theseion, der Doppeltempel des Hephästos und der Athena (siehe oben X, 2), wird seinem Namen nach nichts weiter gewesen sein, als ein Thesauros; solche Verkürzungen von Endungen (mit dem barbarischen r!) kommen oft vor.

Da aus dem Gesagten hervorgeht, daß das ganze religiöse Leben, wenn es sich auch vor dem Tempel an dem schon früh aus der Cella herausverlegten Altar abspielte, doch seinen geheimnisvollen Mittelpunkt in der Cella oder genauer in dem unterirdischen Teil derselben im Adyton (ἄδυτον = unbetretbar) hatte; der hölzerne Vorbau, der mit der ursprünglichen Lehmhütte zu einem architektonischen Ganzen zusammengewachsen ist, ist also ebenso wie die Vorhalle des Herrscherhauses nur ein Aufenthaltsort für den Tempelwächter gewesen.

8. Das unbetretbare Adyton als ursprünglicher Aufbewahrungsort des Götterbildes.

So wenig nun auch die von mir behaupteten Zustände des vorgeschichtlichen Zeitalters auf die Opferhandlungen der klassischen Zeit zu passen scheinen, in der man freistehende oberirdische Thesauren und an den Festtagen geöffnete Tempel mit einem für alle sichtbaren Götterbild hatte, so muß doch, wenn es uns überhaupt ernst ist, die Entstehung der Tempel klar zu legen, auf die Tatsache hingewiesen werden, daß der eigentliche Aufbewahrungsraum hochheiliger Kultbilder bei vielen berühmten Tempeln das Adyton, d. h. ein unbetretbarer Raum, in den nur an bestimmten Tagen die Priester hineingehen durften, gewesen ist und daß dieser Raum meistens unter dem Erdboden lag.

1. Schon im Abschnitt IV, 15 ist bei Besprechung des Heiligtums von Delphi davon die Rede gewesen; von diesem sagt Böttticher S. 582: »Unterirdisch, den Pflegern der Sacra des Apollon und Dionysos allein zugänglich, war das Adyton zu Delphi, in welches Agamedes und Trophonios bei ihrer Gründung des Tempels[1]) die mantische (d. h. orakelgebende)

[1]) Siehe oben IV, 18, Das Orakel des Trophonios; Trophonios heißt der Ernährer, d. h. Erdgeist; auch der Stifter des Ackerbaus in Attika Triptolemos ist ihm namensverwandt, da die wörtliche Deutung »Dreikrieg« sinnlos ist (vgl. XII, 7).

Erdkluft eingeschlossen hatten: man stieg durch die Cella gehend zu ihm hinab.[1]) Außer dem Orakeldreifuß der Pythia und einem goldenen Bilde des Apollon enthielt es noch zwei andere Geräte (erstens Dreifuß mit Kessel, zweitens Fackelleuchter) zu mystischen Sacra für Dionysos.[2]) Vor dem stets verdeckt gehaltenen Eingange in dieses Adyton, lag ein Oikema (= Bauwerk) für die Orakelbefragenden Theopropen, welche man in dasselbe hinabgeleitete, damit sie hier sitzend den Spruch aus dem Munde der Pythia entgegennehmen.[3])

2. Unter dem Fußgestell des Goldelfenbeinbildes der Athena, in dessen Cella zu Pellene (Achaja) lag das Adyton mit jenem alten hochheiligen Bilde der Göttin auf welchem ganz eigentlich die Verehrung ruhte. Dessen Erscheinung (vgl. Gorgo) sollte so furchtbar wirken, daß sie alle Feinde verjagte, sogar die Vegetation aller Fluren verdörren machte, durch welche man es trug.[4])

3. Auch zu Ilion mußte das Adyton mit dem Palladion sich unter der Cella der Athena befinden, weil sonst die Sage nicht entstehen konnte, es sei dieses Schutzbild von Odysseus oder Diomedes durch unterirdische Kanäle entführt worden.«[5]) — Somit darf wohl Böttticher mit Recht am Eingang dieses Abschnittes (§ 62, 4 sagen: « Adyta für Geheime, profanem Auge durchaus entrückte Sacra erscheinen der Sicherheit wegen oft unterirdisch verborgen angelegt, wenn sie außer dem sacralen Apparate auch noch Heiligtümer einschließen an deren Erhaltung der Glaube das Bestehen des Kultus, ja zuweilen der ganzen Staatsgemeinde knüpft.«

9. Das unbetretbare Adyton als Begräbnisstätte der Heroen und Fürsten.

Hatten wir in dem Adyton des Tempels zu Delphi (s. oben) nichts anderes als eine durch Einbauung in ein Tempelhinterhaus verwandelte Erdkluft erkannt, welche bei der Nähe des Kastaliaquells und des Omphalos d. h. des Grabes des darunter schlafenden Drachens Python zugleich erstens eine Quellhöhle, zweitens ein Grab, drittens eine Orakelstätte darstellt, so wird

---

[1]) Siehe oben den Abstieg in das Trophonios-Orakel (IV, 78).
[2]) Böttticher, Das Grab des Dionysos 1858.
[3]) Vgl. oben Delphi IV, 15.
[4]) Auch das Bild der Nerthus wurde bei einzelnen germanischen Stämmen durch das Land gefahren.
[5]) Solche unterirdischen Gänge mündeten in die Brunnenschachte, wie die Abbildungen in Dörpfelds »Troja und Ilion« zeigen.

uns diese dreifache Grundbedeutung des höhlenartigen Adytons noch klarer, wenn wir bei Böttticher lesen (§ 62,5): «Adyta in den Tempeln und Heiligtümern sind auch die Gruftgemächer der Heroen, welche mit Stiftung des Kultus oder Heiligtums zusammenhängen.

I. Heroengräber.

1. Zu dem Grabgemache des Palaimon unter dem Tempel dieses Heros bei Korinth führte ein unterirdischer Gang, während dessen Bildnis in der Cella darüber sich neben Poseidon und Leukothea befand.[1])

2. Wenn die alten Athener wirklich ein Grab des Erichthonios in dem von diesem Heros gestifteten ersten Poliastempel zu besitzen meinten, dann konnte dessen Stätte nur unter der Cella der Göttin angenommen worden sein.

3. Zu dem Gruftgemache des Hyakinthos unter dem Bathron des Amykläers stieg man durch eine Tür in einer Seite dieses Bathron (= Fußgestell) hinab, um vor Beginn der Hyakinthien oder Karneen die heroischen Sepulkralsacra (Begräbnisgottesdienst) hier zu vollziehen[2]). Hyakinthos hieß zu Amyklai Karneios gleich dem Apollon, der letztere umgekehrt Hyakinthos: man feierte jenes Fest dem Heros also unter dem Namen des Gottes.[3])

4. Auch das von Taras kolonisierte Tarent hatte vor dem Temenidentore ein Grab des Hyakinthos oder Apollon Hyakinthos.[4])

Ähnlich dem Hyakinthosgrabe sollten die Reliquien des Tantalos, des Sohnes des Thyestes, in einem ehernen Gehäuse (χαλκεῖον) bestattet sein, auf welchem die Agalmata des Zeus, der Athena und Artemis standen.[5])

6. Nach der phrygischen Landessage ruhte in einem Gruftgemache des Tempels der Kybele zu Pessinus, der Leib des Atys im Scheintode: man glaubte denselben unverweslich dauernd, weil ihm beständig Haar und Nägel wachsen sollten gleich einem Lebenden.[6])

7. Begrub man zu Rom im Adyton oder innersten Sacrarium des Filialtempels der Göttin ein Bildidol des Atys, so läßt sich

---

[1]) Pausanias 2, 2, 1.
[2]) Pausanias 3, 19, 3.
[3]) Otfried Müller, Dorier S. 354.
[4]) Polybios 8, 30, 2.
[5]) Pausanias, 2. 22, 7.
[6]) Arnobius c. gent. 5, 7.

das Gleiche überall da voraussetzen, wo dieser orgiastische Kultus mit allen seinen Bräuchen angesiedelt wurde.

8. Die Ägypter bestatteten das Idol des Osiris in einem Adyton.[1])

9. Die Stätte des Apisgrabes durfte bei schwerer Strafe nicht angegeben werden.[2])

10. Dionysos-Kresios soll in seinem Tempel die Ariadne selbst bestattet haben (Auffindung eines irdenen Sarkophages mit ihren angeblichen Reliquien bei späterer Reparatur).[3])

II. Fürstengräber

sind von altersher in den Adyta der Tempel im Brauche geblieben,

1. Vom Minos kennt Diodor (4,79) einen Tempel zu Akragas (Agrigentum j. Girgenti) als Doppelgrab dieses Königs. Denn nachdem derselbe durch Kokalos umgebracht war, erbauten ihm seine Kretischen Gefährten einen Tempel der Aphrodite, in dessen verborgenem Adyton sie des Minos Gebeine bestatteten, während die Cella zur öffentlichen Verehrung der Göttin diente.

2. Ein Adyton im Grabtempel zu Alexandria barg den Sarg mit dem Leichnam Alexanders des Großen[4]).

3. Antiochos erbaute für die Asche des Seleukos Nikator zu Seleukia einen prächtigen Tempel und umgab diesen mit der »Nikatorion« genannten Hainanlage.

4. Ein gleicher Tempel nahm die Gebeine des Lysimachos auf.[5])

10. Die Cella als nur den Priestern zugänglicher Raum.

Aber auch in vielen Tempeln, welche ein eigentliches Adyton in vollem Sinne des Wortes nicht besaßen, war dennoch die Cella darum dem Volke und den Bittflehenden nicht zum freien Eintritt preisgegeben.

»So bietet (nach Böttichers Worten)[6]) in jeder Cella, welche dem Volke zum Eintritt offen steht, die mit Schranken umhegte Stätte des Göttersitzes (hedos, ἕδος = lat. sedes) und heiligen Tisches in gewissem Sinne ein Adyton, obwohl die priesterliche Ausrichtung des sacrificium penetrale daselbst (d. h. das Opfer im Geheimen; penetrale = das geheime Gemach)

---

[1]) Julius Firmic. »de errore prof. religion«,
[2]) Plutarch »de Iside et Osiri«, 35.
[3]) Pausanias 2, 23, 7.
[4]) Suetonius, Augustus, 18. Diodor, 18, 28.
[5]) Appian, Histor. Rom, 63, 64.
[6]) S. 581—582. — Cella = germanisch »halle« (XII, 8).

den Augen aller schaubar bleibt; im Tempel der Syrischen Göttin hatte der Thalamos nicht einmal Schranken, sondern war bloß durch erhöhten Stufenbau dem Volke zum Adyton gemacht. Wenn eine ganze Cella Adyton ist, bleibt der Anblick ihres Kultusbildes und dessen Verehrung nur vom Eingange her den Anbetenden gestattet, wie dies bei der Cella und dem Bilde der Aphrodite zu Sikyon der Fall war. Eine geheime Cella wird erwähnt:

1. im Dionysostempel zu Sikyon,
2. im Dionysostempel zu Pergamos,
3. in einem Tempel zu Sparta, woselbst das von Messene entführte Xoanon der Thetis aufbewahrt wurde.
4. im Tempel der Göttermutter bei Korinth (Bilder der Moiren, der Demeter und Persephone usw.)

12. Der vorgeschichtliche Tempel mit hölzerner Vorhalle als Pfahlbau.

Will man nun also — und die Berechtigung liegt vor — den vorgeschichtlichen Holztempel einen Pfahlbau nennen, so muß man die genauere Bezeichnung »zweistöckiger Pfahlbau« anwenden. Der Unterteil, der beim Pfahlbau der Päonier (Abb. 26) im Wasser stand, ist durch den steinernen Unterbau mit seinen Stufen ersetzt, nachdem eine Holzaufschüttung sich als unpraktisch erwiesen hatte (s. oben X, 4, 6); auf diesem untersten Stockwerk (das natürlich das Adyton umschloß) erhebt sich das zweite Stockwerk, indem die Cella aus Lehmwänden mit Holzgeflechteinbau, der Vorbau aber aus Holzpfählen hergestellt wird; der Dachboden bildet dann sozusagen ein drittes Stockwerk (vgl. oben IX, 6). Ein solcher mehrstöckiger Holztempel ist auf dem (oben besprochenen) Siegelring aus Knosos abgebildet. — Daß die Holzsäulen tatsächlich »nach oben hin dicker wurden« (s. oben S. 275), wird auch in A. Springers Handbuch der Kunstgeschichte I, S. 79 ausdrücklich betont und S. 80 durch eine Nebeneinanderstellung von 4 Mykenischen Säulen (Fig. 141) zur Anschauung gebracht.

XI. Die einzelnen Teile des griechischen Tempelbaus.

1. Die Karyatiden.

Auf S. 70 seines Vortrages bringt P. Sarasin die Abbildung (7) eines alten »Pfahlhauses in der Minahassa mit Karyatidenpfeilerform.« »Der künstlerische Abstand, so schreibt er S. 71, dieser barbarischen Holzfiguren von den Frauenbildsäulen der Korenhalle des Erechtheions ist ein unermeßlicher; aber die Idee der Karyatiden ist gewiß uralt, vorgriechisch, vielleicht animistischen Ursprungs.« — Schon Vitruv[1]) hat eine Ahnung davon, daß diese Holzbilder ein Zeichen der Schmach für den Dargestellten sind, er schreibt: »Wenn jemand marmorne weibliche Bildsäulen in vollem Anzuge, welche Karyatiden heißen, an einem Gebäude, anstatt der Säulen, anbringt und Sparrenköpfe (mutuli) und Kornischen (corona) darüber setzt, der hat den Fragenden folgende Rechenschaft davon abzulegen: Die Stadt Karya im Peloponnes machte mit den Persern gemeinschaftliche Sache wider Griechenland. Als nun die Griechen durch die Niederlage der Perser den Krieg rühmlich beendigt hatten, so bekriegten sie gemeinschaftlich die Karyaten, eroberten und zerstörten die Stadt derselben und brachten alle Männer um, die Weiber aber führten sie in die Sklaverei, ohne ihnen zu gestatten, die Kleidung und den Schmuck ihres Standes abzulegen, damit sie gleichsam nicht bloß einmal im Triumpf aufgeführt würden, sondern beständig zum warnenden Beispiele den Schimpf der Knechtschaft fühlen und also für ihre Stadt büßen möchten. Es bedienten sich daher die Baukünstler damaliger Zeit in öffentlichen Gebäuden Bildsäulen in ähnlicher Tracht zur Tragung der Last, um das Andenken der kundbaren Strafe der Ruchlosigkeit der Karyaten auch auf die Nachwelt fortzupflanzen.« Hierzu bemerkt schon der Übersetzer Aug. Rode 1796: »Es liegen zwei Orte dieses Namens im Peloponnes. Der eine, ein Flecken in Arkadien, welchen Pausanias (Buch VIII, Kap. 13) Karyä nennt, der andere, ein Flecken im Lakonischen Gebiete mit einem Tempel der Diana.

[1]) Vitruvius »De architectura« (30. v. Chr., 10 Bücher), Buch I, 1. Kap.; deutsch von Rode, Band I, S. 14. Springer, H. d. K., I, S. 123.

Welcher von beiden hier gemeint sei, läßt sich wohl nicht eigentlich bestimmen. Im Grunde sind beide zu geringe, als daß sie sich hätten unterstehen können, mit den Persern gegen Griechenland gemeinschaftliche Sache zu machen; und Lessing[1]) scheint mir nicht mit Unrecht obige Erzählung Vitruvs für ziemlich fabelhaft zu halten. Von dem Karyä in Lakonien sagt indessen Pausanias[2]): »Karyä ist ein der Diana und den Nymphen geheiligter Ort. Es steht daselbst eine Bildsäule der Diana Karyatis unter freiem Himmel. Bei derselben teilen sich die Lacedämonischen Jungfrauen jährlich in gewisse Reihen und halten nach landesüblicher Weise einen Tanz.« — Nach Lessing[3]) hießen Karyatiden daher auch dergleichen zu Ehren der Diana tanzende spartanische Jungfrauen. Solche Karyatiden waren die von Praxiteles, deren Plinius[4]) gedenkt, wie aus der Gesellschaft, in die er sie mit den Mänaden und Thyaden setzt, zu schließen ist; wahrscheinlich auch die, welche der Bildhauer Diogenes bei Auszierung des Pantheons des Agrippa auf Säulen stellte, siehe Plinius[5]), so daß also im ganzen Plinius gar keine anderen Karyatiden vorkommen. Sollte man nun nicht mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuten dürfen, daß des Vitruv Karyatiden ursprünglich auch nichts anderes seien als solche Lacedämonische Tänzerinnen? Was sich dagegen einwenden ließe, wäre, daß eine tanzende Stellung nicht zur Tragung der Last geschickt sei, das gebe ich zu; hat man aber einmal den Schritt tun können, weibliche Figuren als unermüdliche Trägerinnen des Gebälks eines Gebäudes zu dulden, so sehe ich nicht, was man eben so viel mehr tut, wenn man diese Weiber noch zu Tänzerinnen macht; da man zugleich dadurch den Vorteil erhält, sie um desto zierlicher an Gestalt, Schmuck und Stellung bilden zu dürfen! Übrigens ist das Pandrosion zu Athen das allereinzige uns bekannte Beispiel eines antiken Gebäudes, dessen Gebälk und Dach von Karyatiden getragen wird. Stuart[6]) glaubt, daß Vitruv hier auf diese nämlichen Karyatiden anspiele und daß sie darum, ungeachtet Pausanias[7]) ihrer nicht gedenke, dennoch zuverlässig älter als er seien.« — Obwohl es zunächst scheint, daß diese Auslegung

[1]) Lessings kleinere antiquar. Fragmente im 10. Teil s. Werke S. 369.
[2]) III, 11.
[3]) Ebendaselbst.
[4]) Plinius XXXVI, 4, § 5.
[5]) Plinius XXXVI, 4, § 10.
[6]) Stuart, The Ant. of Athens, Vol. II, p. 17.
[7]) Pausanias, Bd. 1, S. 114.

des Übersetzers Rode (bezw. Lessings) den Tatbestand der von Vitruv schon erkannten Volksitte, sie als »Schandsäulen« aufzufassen, verdunkelt, so enthält doch auch sie einen richtigen Gedanken. Am Opferfest der lakonischen Artemis Orthia[1]) floß das Blut der spartanischen Jünglinge, die — ohne daß sie einen Laut ausstoßen durften — unbarmherzig gegeißelt wurden. In vorgeschichtlicher Zeit werden dort, und zwar zur Zeit der Frühlingstänze zu Ehren der Naturgöttin Artemis, blutige Menschenopfer gefallen sein[2]), der strengen, später als Jungfrau aufgefaßten Artemis entspricht in Attika die jungfräuliche Burggöttin Athena, die sich mit Gewalt in den Besitz des Erechteuskultus (s. oben X, 2) gesetzt hat. So urteilt P. Sarasin richtig, wenn er ausgehend von dem Opfergebrauch der Celebenser von Lobos, schreibt: »Die Karyatiden können sonach ursprünglich bildliche Darstellungen der geopferten Menschen beim Bau des Hauses oder Tempels sein. Klingt nicht vielleicht in der verhältnismäßig spät (etwa 413 v. Chr.) errichteten Korenhalle (vgl. Abb. 51) des Erechtheion noch eine solche Tradition nach, da ja der Heros, welchem zu Ehren das Heiligtum errichtet wurde, eine seiner Töchter hingeopfert hat?« — Um diese durchaus richtige Ansicht zu begründen, hätte aber Sarasin nicht zu den Celebensern Zuflucht nehmen brauchen, im Abschnitt IX, 13 (Bauopfer) sind diese blutigen Zeremonien, der vorgeschichtlichen und geschichtlichen Stämme Mitteleuropas (Gallischer Druidenkult) bereits besprochen. (S. 256.)

2. Die hölzernen Götterbilder und ihre Entstehung aus Baumstämmen.

Aus diesen Hinweisen geht klar hervor, daß die Ableitung der Karyatiden von Karyä nur eine Volksetymologie ist[3]) das Wort hat urzeitlich nichts anderes bedeutet als »geschnitzter Balken«, war also dasselbe wie charakter[4]) von charasso

---

[1]) Bei der zur Abwendung der Dürre in Bari (Unteritalien) 1907 abgehaltenen Prozession ritzten sich die Teilnehmer mit Messern; Blutspende für die Erdgöttin. Vgl. meine Schrift: »Die Förderung des Interesses für unsere Kolonien durch den Gymnasialunterricht«, Zeitschrift für Kolonialpolitik 1908, Heft 7, 8, S. 631.

[2]) Vgl. oben Seite 123 und 32: Kultus der Mexikaner.

[3]) Die Stadt der »Karyatides« bedeutet soviel als Stadt des Säulentempels, wie Tegea = Dach, Charax = Pallisade ist, Karyä ist eine Kurzform für Karyatidon polis; Hya = Hyampolis.

[4]) Auch ikria stauros Verdeckständer ist dasselbe; siehe XII, 7 u. 8.

schnitzen, semitisch Kerutôt.[1]) Mit den übrigen ältesten Götterbildern stand es ebenso, nach dem Bericht des Pausanias waren sie aus Holz, Clemens von Alexandria nennt (vgl. Böttticher, S. 425)

1. die ikarische Artemis ein unbearbeitetes Holz[2]),

2. die kithäronische Hera zu Thespia einen abgehauenen Baumstumpf[3]),

3. das früheste Agalma der samischen Hera ein Brett[4]), welchem erst später ein menschenähnliches Bild gefolgt sei. Plutarch[5]) ergänzt hierbei, wenn er außer der Athena Polias zu Athen und dem delischen Apollon des Erysichthon, aus Kallimachus noch jene Samische Hera als Brett, die Athena des Danaos zu Lindos als kunstlos geglättetes Bild anführt. Wird die alte Leto im Letäon auf Delos ein lächerlich ungestaltetes Holzbild genannt[6]), spöttelten die Prötiden über jenes hölzerne Agalma der tirynthischen Hera[7]), das eben Pausanias im Heraion zu Argos fand, so lassen auch andere sehr alte Agalmata erkennen, wie unbeholfen und grell oft die Bezeichnung ihrer göttlichen Eigenschaft kunstsymbolisch ausgedrückt war. Der hölzerne Zeus-Herkaios oder Patroos des Priamos, den man als heiliges Beutestück aus Ilion im Tempel der Athena zu Argos bewahrte, hatte noch ein drittes Auge vor der Stirn, die Herrschaft des Gottes über Himmel, Erde und Unterwelt zu versinnlichen; der Apollon Kuridios bei den Lakedämoniern, dem man Stiere opferte, war sogar vierarmig und mit vier Ohren gebildet, also wohl eine Doppelhermenform mit zwei Gesichtern. — Unter solchen Umständen sind alle dergleichen Idole gar nicht ohne volle Bekleidung mit Gewändern zu denken; denn je formloser ihr Schnitt, desto mehr bedurften sie vor allem des Kostüms, um menschenähnlich zu erscheinen. Wohl nennt Tertullian die Demeter Raria einen rohen Pfahl, ein unförmliches Holz ohne Bildnisform gleich wie die Pallas Attika: dennoch ist das uralte Olivenholzbild dieser Athena Polias als menschengestaltig, seine Bekleidung mit dem heiligen

[1]) 1. Könige, 6, 36. Da ein hebräisch-phönikisches Wort außer dem trilitteralen Stamm (3 Buchstaben k, r, t) nur noch eine Endung (plural femin: ot) zu haben pflegt, so wurde von den phönikischen Zimmerleuten ikriostau(d)ros, charaste(d)res abgekürzt in kerutot, vgl. S. 176.

[2]) Arnobius 6, 11 — Protept. p. 13.

[3]) Arnobius 6, 11: ramum.

[4]) Arnobius 6, 11: pluteum.

[5]) Fragmente 10.

[6]) Semos bei Athenäus 14, 2.

[7]) Apollodoros 2, 2, 2.

Peplos und dem Gorgoneion auf der Aegis gesichert. Seit dem Ursprunge ihres uralten Festes der alle sechs Jahre wiederkehrenden Daidala haben die Platäer aus einem frischgefällten Eichenstamme das Bild der Heroine Platää geformt, dieses als falsche Zeus-Braut ganz wie eine Braut gekleidet und geschmückt, dann im Hochzeitswagen zur Höhe des Kithairon geführt und hier auf dem mächtigen, dazu errichteten Holzaltare samt allen Opfertieren verbrannt: Dasselbe geschah an den großen (jedesmal nach 60 Jahren eintretenden) Daidala, mit den 14 gleichen Holzbildern, welche zu diesem Feste als gleiche Zeusbräute herbeigeführt wurden.[1]) Zu Argos wurde das alte Holzbild der Pallas beim Lustrationsbad im Inachos entblößt, niemand durfte es in dieser Gestalt schauen. Noch zur Zeit des Maximus von Tyrus (2. Jahrh. n. Chr.) statteten die Weingärtner und Landleute zur Begehung und Opferfeier der Dionysien, ganz nach uranfänglicher Sitte armlose Baumstämme und Pfähle alljährlich als Dionysosbilder mit bärtiger Gesichtsmaske, Peplos, Himation und Krotala aus. Die übrigen Beispiele lese man bei Böttticher (S. 426) nach. Forschen wir nach der Veranlassung, die zur Verbrennung dieser hölzernen Zeusbräute geführt hat, so müssen wir uns vergegenwärtigen, daß im Gewitter, d. h. bei dem herniederfahrenden, alles verbrennenden Blitzstrahl die Vereinigung des Regengottes mit der Erdgöttin stattfindet, auch Semele (die sich nach der Sage dies als Gunst erbeten) wird in der Umarmung des Zeus im Feuer getötet, ihr Kind ist der Fruchtbarkeitsgott, Dionysos (Bacchus); Semele heißt Land, slavisch semlia[2]) homerisch chthamale (lat. humilis v. humus) von chthon Erde.

3. Tierfiguren als Weihgeschenke.

»Bei den Ausgrabungen von Olympia fand man eine ungeheure, nach mehreren Tausenden zählende Menge von rohen Tierfiguren aus Kupfer und Bronze, welche fast ausnahmslos Rinder und Pferde darstellen, insbesondere auf den Plätzen der Brandaltäre. Diese unzähligen Nachbildungen von Rindern und Pferden aus Kupfer und Bronze wurden in Olympia offenbar stellvertretenderweise für wirkliche Rinder und Pferde geopfert und auf den Brandaltären niedergelegt.«

I. Bei den Galliern wurden noch zu Cäsars Zeit im Druidenkultus Menschen geopfert[3]): »Einige Stämme verwenden dabei

[1]) Böttticher, Baumkultus der Hellenen, S. 175.
[2]) Vgl. Novaja Semlja (Neues Land). Hilfsbuch zu Homer, S. 112.
[3]) Cäsar, Gallischer Krieg VI, Kap. 16.

Gebilde von ungeheurer Größe, deren Glieder aus Reisiggeflecht gebildet und mit lebendigen Menschen angefüllt werden; hierauf zündet man sie von unten an, die Menschen werden von den Flammen erfaßt und geben ihren Geist auf. Wenn es an schuldigen Menschen (Dieben, Räubern) mangelt, versteht man sich auch zur Opferung Unschuldiger.« Hier ist die Idee der Zeusbraut, die als Baumnymphe die Erdgöttin vertritt, mit stellvertretender Opferung von Menschen, die in eine Reisigfigur gesteckt werden, vereinigt; auch bei den Germanen[1]) wurden Menschenopfer dem Merkur = Wodan dargebracht. »Eigentümlich war der schwedische Brauch bei eintretender Hungersnot (d. h. wenn die Erde nicht fruchtbar gemacht war) den König zu opfern, besonders weil er als Oberpriester des ganzen Landes durch Vernachlässigung des Opferdienstes (mit dem steinernen Donnerhammer Miölnir weiht der Oberpriester Bäume und Äcker) die Götter erzürnt und so die Not verschuldet haben mußte; so wurden nach der Ynglinga saga König Domaldin und Olaf Tretelja (den man in seinem Hause verbrannte) den Göttern geopfert[2]).

Abb. 55.
Kuhidol aus Tiryns (1/2). Aus Drerup »Homer«, S. 50.

II. Dann trat das Tieropfer an die Stelle des Menschenopfers (Iphigenia in Aulis!); bei dem Opfer des Elias auf dem Berge Karmel fährt nach 3jähriger Unfruchtbarkeit der Blitz herab, frißt das Opfer und nun rauscht der Regen.

III. Die lebenden Opfertiere konnten nun durch eherne Nachbildungen ersetzt werden; dies geschah jedenfalls, wenn der Spendende arm an Vieh, aber geschickt in der Kunst war. Somit sind diese obengenannten Tierfiguren bereits die III. Stufe in der Entwicklung des Opferkultus. Den metallenen stehen die Terakottafiguren gleich. (Abb. 55).

4. Tierbilder (Stierköpfe usw.) als Ornamente der Metopen.

Wie nun die geopferten Menschen, die bei den Galliern durch ihre Reisigumhüllung deutlich den Baum darstellen,

[1]) Tacitus, Germania, Kap. 9.
[2]) Götzinger, Reallexikon der deutschen Altertümer. Artikel »Opfer«, Seite 533.

als Karyatiden, d. h. als geschnitzter Baumstamm dauernd an der Tempelvorhalle sichtbar bleiben, so vergaß man auch nicht, die an Stelle der Menschen zu Ehren (und zur Anlockung!) des Blitzgottes im Feuer verbrannten Tiere dauernd am Tempel zu verewigen und zwar durch Aufhängung ihrer Schädel. Wie nun im Verkehr der Menschen der aufgesteckte, grinsende Totenschädel böswillige Feinde fortscheuchte, so sollten — wie man hoffte — die dem Befruchtungsgott als Weihgeschenke aufgehängten Stierschädel die der Fruchtbarkeit feindlichen Dämonen abwehren. Ausgehend von der uralten Heilighaltung des Rindes bei den germanischen Stämmen Mitteleuropas, bespricht Much diese Stierhäupter[1]): »Die griechische Baukunst hat in zahlreichen Fällen Nachbildungen des Stirnteiles des Rinderschädels mit dem Hörnerpaare, anscheinend als Dekorationsbestandteil, in Wirklichkeit offenbar in der Ausübung einer alten Gepflogenheit, an den Metopen der Tempel angebracht, sei es, daß man einst die Schädel wirklich geopferter Rinder in dieser Weise aufsteckte, um das Opfer recht in die Augen zu stellen, sei es, daß man sich mit der Opferung des Tierhauptes als des vornehmsten Teiles für das ganze begnügte, sei es endlich, daß man damit, wie bei den Germanen, die Abwehr von Dämonen bezweckte. Es ist nun beachtenswert, daß ein ähnlicher Brauch in viel früherer Zeit eben auch wieder in unseren Gegenden üblich gewesen zu sein scheint. So fand Leiner ein solches Stück im bronzezeitlichen Pfahlbau, von der Rauchenegg bei Konstanz, Hoernes in der bronzezeitlichen Schicht der Ansiedlung von Hippersdorf in Niederösterreich. Ich selbst erhob drei solcher ganzer Stirnteile mit den daran haftenden Hornzapfen aus dem Pfahlbau im Mondsee. Erwägt man, daß von den zahllosen Tieren, deren Reste die Kulturgeschichte dieses Pfahlbaues enthielt, alle Schädel (mit Ausnahme jener der Hunde, deren Fleisch nicht als Nahrung diente) klein zerschlagen wurden, so kann man die Bedeutung dieser Rinderschädel nicht verkennen; man wird sie vielmehr als Vorläufer der Bukranien an den griechischen Tempeln betrachten dürfen.« — Wer diese von Much und mir behauptete Übereinstimmung noch nicht für genügend erwiesen erachtet, berücksichtige noch folgende Beweismomente:

1. die in den Pfahlbauten zahlreich aufgefundenen tönernen Mondbilder, die mit den gehörnten Stierschädeln symbolisch

---

[1]) Much, Heimat der Indogermanen, S. 285, 286.

engverwandt sind, da die Mondsichel als die Hörner einer kuhgestaltigen Gottheit aufgefaßt wurde[1]);

2. den noch heute vorhandenen Herdenreichtum der Alpenvölker und die hohe Wertschätzung des Rindes.

3. die zahlreichen Bezeichnungen, welche bei allen indogermanischen Völkern Europas für die verschiedenen Geschlechts- und Altersunterschiede (Rind, Ochse, Stier, Kuh, Kalb usw.) vorhanden sind.

5. Metopen und Triglyphen.

a) Erklärung der Ausdrücke »Metopen und Triglyphen«.

Wohl kaum hat jemals ein Kunstausdruck in Bezug auf seine Erklärung und Wortableitung seit Jahrhunderten so viel Not gemacht, wie diese beiden zusammengehörigen Begriffe, von denen jedenfalls der eine eine Öffnung (ope = Auge) bezeichnet, obwohl beim Steinbau im Triglyphion die Metopen und die etwas hervortretenden Triglyphen eine fortlaufende Fläche bilden. Die Stelle, auf welche sich die meisten Forscher berufen, darunter auch Sarasin, der freilich das gerade Gegenteil aus derselben herausliest, als alle seine Vorgänger, findet sich in Euripides »Iphigenie bei den Tauriern« v. 113, und lautet:

ὅρα δὲ γ' εἴσω τριγλύφων ὅποι κενόν δέμας καθεῖναι

in möglichst wortgetreuer Übertragung:

»Blick aber nun hinein in (?) die Triglyphen, wo ein leerer Raum, deinen Körper (= dich) herabzulassen.« — In dem von *εἴσω* (einwärts) abhängigen Genitiv beruht die Schwierigkeit.

Bei Beurteilung dieser wichtigen Stelle lassen sich, wie schon angedeutet, etwa 3 Gruppen von Erklärern unterscheiden,

1. Durm u. a., welche dieselbe überhaupt nicht als maßgebend anerkennen;

2. Reimers und die Mehrzahl aller Forscher seit Vitruv, welche die Metopen für Fenster halten;

3. Sarasin, welcher neuerdings die Triglyphen für nachgeahmte Fensterstäbe ansieht. Ich folge, weil mir das für die Leser vorteilhaft erscheint, der Auseinandersetzung von J. Reimers[2]):

[1]) Jo = 1. Kuh, 2. Mond. Die vorgeschichtlichen Rinderrassen Europas haben nicht in Asien, sondern in Europa gelebt, der Stierkultus ist nicht, wie man aus der Zeus-Europasage schloß, von den Phöniziern nach Kreta gebracht. E. von Tröltsch hält diese Mondbilder für Symbole der physischen Kraft (»Pfahlbauten«, S. 189). Much glaubt, daß sie vielleicht richtiger auf die Fruchtbarkeit zu deuten sind.

[2]) J. Reimers, Zur Entwicklung des dorischen Tempels, Berlin (Weidmann) 1884, S. 14. Springer, S. 92. »Wir sind aufs Raten angewiesen.«

»Durm verwirft diese Stelle, um seine Theorie des Peripteros zu retten, aus sprachlichen Gründen, weil man über die Lesart nicht einig sei[1]). Wenn wir indessen den ganzen Zusammenhang nehmen, so werden wir finden, daß die eine oder die andere Lesart oder Interpunktion an dem Sinn nichts zu ändern vermag und auf den Sinn kommt es doch an. — Orest und Pylades stehen vor dem geschlossenen Tore des Tempels, aus dem sie das Bild der Göttin zu rauben gekommen sind, weil sie den empfangenen Orakelspruch irrig gedeutet haben. Sie stehen vor dem geschlossenen Tempel und sind ratlos, wie sie aus ihm das Bild unbemerkt entführen können.

»Was ist zu tun? Du siehst, wie hoch die Tempelwand
Emporragt. Woll'n auf Leitern wir hinauf,
Um einzusteigen? Ganz unmöglich ist's« usw. (v. 96—98).

Orest macht auf die ragende Umwallung der Mauern aufmerksam, wenn sie auch auf Leitern hinansteigen wollten, sie vermöchten es nicht unbemerkt zu tun. — Schon aus dieser Stelle geht klar hervor, daß oben am Tempel eine Stelle mit der Leiter zu erreichen ist, wo sie einsteigen können, womit doch nur die Metopen gemeint sein können. Nachdem sie nun alle Möglichkeiten erwogen und gewaltsamen Einbruch als zu gefährlich verworfen haben, rät Pylades doch von der von Orest vorgeschlagenen Flucht — als ihrer unwürdig und dem Befehl des Gottes zuwider — ab. Statt dessen wollen sie die Nacht in einer Höhle am Strande erwarten und unter dem Schutze der Dunkelheit bei den Triglyphen einsteigen, um das Bild der Göttin zu entwenden. Es beweist diese Stelle deutlich, daß Euripides sich den Tempel mit Öffnungen zwischen den Triglyphen vorgestellt hat und daß zu seiner Zeit die Erinnerung an solche Einrichtung wohl noch lebendig war. Es erweist sich somit die versuchte Widerlegung Durms aus sprachlichen Gründen als durchaus mißlungen. Aber auch auch sachlichen Gründen glaubt Durm die Stelle des Euripides diskreditieren zu können;

1. Euripides beschreibt eine barbarisch-heroische Einrichtung, die über ein halbes Jahrtausend vor seiner Zeit stattgehabt haben soll.

2. Er kannte (480 geboren) aus eigner Anschauung nur Tempel nach den Perserkriegen.

[1]) Die Theorie Durms von der Ursprünglichkeit des Peripteraltempels geht auf die Ansicht Sempers »Der Stil II«, 1863 (»der Peripteraltempel ist ein Baldachin«) zurück; Durm, »Handbuch der Architektur« 1881.

3. Tempel an anderen Orten aus früherer Zeit ($1^1/_2$ Jahrh. vor Euripides) zeigen keinen dorischen Fries mit Fensterluken und darin aufgestellten Weihgeschenken und Geschirren.

I. Gegen diese Ausführungen wendet Reimers[1]) mit Recht ein, daß die Annahme gar nicht nötig ist, Euripides habe einen (den Athenern ganz unbekannten) Barbarentempel schildern wollen, vielmehr haben jedenfalls seine Zuhörer und Zeitgenossen einen Tempel mit offenen Metopen (Öffnungen zwischen den Triglyphen) noch gekannt, wenn auch sonst die Metopen zu seiner Zeit schon durch Steinplatten geschlossen waren. Gleichwohl halte ich die Ansicht von Reimers auch dann für richtig, wenn man der Annahme, Euripides wollte einen barbarischen Skythentempel darstellen, den Vorzug gibt. Da nämlich in Athen alles von Sklaven aus den Donauländern wimmelte (in einer attischen Komödie des Menander[2]), rühmt sich ein solcher, ein Gete zu sein), mußten schon die Kinder der Athener aus den Erzählungen ihrer Pädagogen (Knabenführer) erfahren haben, daß in den nordwärts liegenden Gegenden es keine Verschlüsse durch Metopentafeln gäbe.

II. Die allgemein[3]) angenommene Ansicht von Reimers (Metopen = Fensterluken), die auch bei Lübke-Semrau angeführt wird: »Metopen sind quadratische Felder, ursprünglich vielleicht offen und wohl als Fenster dienend,« wird in Teil b und c ausführlich dargelegt werden. (Springer, S. 92.)

III. Sarasins neue Hypothese[4]), die Triglyphen sind Nachahmungen der Fensterstäbe, die im Holzbau durch die Bretterenden gesteckt, als Tropfen oben und unten heraussahen, wird am Schluß eingehend gewürdigt werden.

b) Metopen als Fensterluken.

»In den eigenschaftlichen Namen Triglyphe, Metope, Metopion, und Semimetopion haben sich merkwürdige tektonische Zeugnisse über die Entstehung und das ursprüngliche Verhältnis des Triglyphon erhalten. Wie unklar und verworren die irrtümlichen Angaben des Vitruv über die Herleitung des Triglyphon aus dem Holzbau auch sein mögen, so läßt sich doch mit dem, was ihnen noch Wahres zugrunde liegt, besonders aus der ungläubig von ihm zurückgewiesenen Sage einer ur-

[1]) Seite 16.
[2]) Strabo, VII; von Menanders Werken sind Bruchstücke kürzlich in Ägypten entdeckt worden.
[3]) Auch Fr. von Reber, Böttticher halten die Metopen für Luken.
[4]) Zeitschrift für Ethnologie 1907, I u. II, S. 62—66.

sprünglichen Fensterbildung, vereint mit dem, was man aus Dichterstellen schöpfen kann, die anfänglich gewesene Anordnung im Steinbau noch zuverlässig in folgender Art wieder herstellen. Einst lagen die Steinbalken mit ihren Kalymmatia (Böttticher, S. 232) oder Lacunaria (Austiefungen) unmittelbar auf dem Epistylion, vor der Stirne eines jeden Balkens stand ein geisonstützender Pfeiler: indem nun dieser Pfeiler an allen drei freien Seiten in gleicher Weise glyphiert war, als noch jetzt seine vordere Seite, oder jede der beiden Seiten einer Ecktriglyphe, so empfing er von dieser Skulptur den bezeichnenden Namen Triglyphe. Je zwei Triglyphen dienten hierbei zugleich als Pfosten, um zwischen ihren freien Seiten mit dem Geison eine Fensteröffnung oder Ope außerhalb zu bilden, welcher innerhalb die lichten Abstände der Balken (intertignia) hinter ihr entsprechen; als Met-ope wird diese Ope bezeichnet, weil sie nur mit und zwischen den Triglyphen zur Ope wurde.« Abgesehen von der (im vorletzten Satz) versuchten, mißlungenen Erklärung des Wortes Triglyphe, deren Richtigstellung durch J. Reimers (siehe unter c) angeführt werden wird, stellt Böttticher mit diesen Worten[1]) aus den konfusen Angaben Vitruvs (die anzuführen hier überflüssig ist) eine durchaus richtige Anschauung auf, welche uns lehrt, daß beim Antentempel sowohl wie beim homerischen Herrscherhause das Licht in den Wohnraum nur durch die Fensterluken unter dem Dach gekommen sein kann. Die zur Ergänzung angefügte genauere Worterklärung stellt diese Tatsache noch völlig sicher: »Mit ope (ὀπή),« so heißt es auf Seite 213, »wird überall eine völlig durchsichtige Öffnung bezeichnet, ohne Rücksicht auf deren Form, mag sie sich nun in der Wand oder in der Decke[2]), oder im Dache befinden; sogar die Löcher in den Kleidern[3]) sind Open. Wenn daher Vitruv 3, 5, 11 die Einschnitte zwischen den denticuli (Zähnchen) unter dem jonischen Geison »Metopen« nennt, so ist das ein Irrtum, der nur aus seiner mißverstandenen Wortableitung entspringen konnte. Als Fenster kennt Hesychius die ope, denn er setzt damit zur Erklärung das gewöhnliche Wort für Fenster (thyris = Türchen) gleich. Ope kommt auch als Öffnung in der Decke, Opaion (ὀπαῖον) als Zenitlichtöffnung vor. Somit ist also auf jeden Fall, mag man über die Hypothese Sarasins und seine Auslegung des Wortes Triglyphe denken, wie man will, das Vorhandensein von Lichtöffnungen

[1]) Böttticher, Tektonik der Hellenen, I, S. 206.
[2]) Aristophanes »Wespen«, 317.
[3]) Aristophanes »Plutos«, 715.

sichergestellt und wir erkennen nun noch deutlicher, warum Durm, um seine Theorie vom ursprünglichen Peripteraltempel zu retten, von solchen Lichtöffnungen nichts wissen will, denn unter dem nach allen 4 Seiten bis an die Säulenreihen überragenden Tempeldach sind Fensterluken unnütz, da ja doch kein Sonnenstrahl hineinfallen kann. — Diese Fensterluken werden nun noch an einer anderen klassischen Dichterstelle angedeutet, nämlich in der Odyssee I, 320, wo Athene, die in Gestalt des Taphierfürsten Mentes dem Telemach genaht war, plötzlich in Gestalt eines Vogels durch eine Öffnung in der Höhe entschwindet; diese Öffnungen heißen hier nicht metope, sondern anopaia (ἀνοπαῖα). Freilich hat

1. Voß wie schon Krates von Mallos an eine Öffnung im Dachziegel gedacht und

2. Hirt sogar an eine Schornsteinanlage; da aber der Rauch in Telemachs Männersaal die Waffen des Vaters und das Holzwerk schwärzt (Telemach nimmt diesen Vorgang als Vorwand zur Entfernung der Waffen), so muß derselbe — nicht durch den senkrecht darüber gelegenen Rauchfang, sondern durch die Luken zwischen den Balkenköpfen sich seinen Ausgang gesucht haben. Daß dies auch bei den altgermanischen Bauernhäusern, z. T. bis auf unsere Tage so war, ist schon IX, 9 bemerkt.

c) Die Triglyphen oder Dreischlitze.

Waren also über dem Architravbalken (epistylion) unter dem Dach solche Fensterluken vorhanden, so können sie sich nur zwischen den Balkenköpfen befunden haben. Nun lagen, darüber kann gar kein Zweifel obwalten, schon im phrygischen Hause mit Holzbau die Balken parallel mit der Front quer über den Seitenwänden des Hauses und sahen konsolenartig über die rechte und linke Seitenwand hinaus, wie dies Fr. v. Reber (s. oben X, 3) ausführlich beschreibt und an der Abbildung eines solchen phrygischen Hauses, das ich nur durch Abb. 28 wiedergeben konnte, verdeutlicht. Nun pflegen noch heutzutage bei Fachwerkhäusern die konsolenartig aus der Wand hervorsehenden Balkenköpfe vom Zimmermann irgendwie verziert zu werden, indem er ihre einförmige Stirnseite mit Einschnitten versieht. Dies ist nun schon bei den vorgeschichtlichen Holzbauten der Fall gewesen und mit Kerben (γλυφίδες; so heißen auch die Kerben am Pfeilende) sind diese Holzbalkenköpfe geschlitzt worden und führten somit seit uralter Zeit den Namen Triglyphen = Dreischlitze. Nun hat sich aber über die Bedeutung des vorangestellten Zahlworts »drei« ein Streit erhoben;

drei der wichtigsten Erklärungsversuche sollen hier genannt werden:

1. Weil 2 ganze und 2 halbe Kerben (an den Seiten) sichtbar sind, habe man kurzweg »Dreischlitz« gesagt.

2. Böttiger: auf 3 Seiten, vorn, links und rechts war die Triglyphe mit Schlitzen versehen.

3. Reimers: jeder dieser Schlitze heißt wegen der 3 Beilhiebe »Dreischlitz«.

Ich führe deshalb, weil Reimers die Ansicht Böttigers widerlegt, seine Worte an: »Auch Böttichers Erklärung des Namens Triglyphe ist durchaus unzutreffend. Derselbe sagt, die Triglyphen haben ihren Namen daher, weil die Geisonstützen[1]) an 3 Seiten glyphiert gewesen seien; welche Auffassung indessen weder durch Monumente noch auch durch Schriftquellen nachgewiesen werden kann. Jeder einzelne Schlitz an der Stirne des Balkenkopfes heißt Triglyphe, heißt Dreischlitz, weil die Schlitzform eine 3-fache ist. Auch heute noch nennen wir in der Baukunst diesen Schlitz einen Dreischlitz. Die von Böttticher für seine Theorie angezogene Stelle (Vitruv 4, 2, 2 folg.) sagt doch gewiß nicht, daß die Triglyphen an 3 Seiten glyphiert gewesen seien. Wenn Böttticher dann hinzufügt, daß die Richtigkeit seiner Auffassung auch aus dem Ecktriglyphen erhelle, weil derselbe jetzt noch an 2 Seiten glyphiert erscheine, so ist das ebenso unzutreffend. Der Ecktriglyph hatte als ursprünglicher Grathstichbalken[1]) naturgemäß 2 Kopfflächen, eine für die Schmal-, eine für die Langseite, welche natürlich auch beide glyphiert, d. h. mit Dreischlitzen versehen werden mußten. Die stumpfe Kante der Triglyphen ist eine einfache Fase und weder eine halbe Glyphe, wie einige wollen, noch auch viel weniger, wie Böttticher meint, eine Überleitung von der Vorderseite nach den beiden anstoßenden Seiten. Die gebrochene Kante ist ursprünglich aus dem Bedürfnis hervorgegangen, die scharfe Kante vor dem Zerstörtwerden durch Anstoßen zu bewahren, es ist dieses ein Verfahren, welches in der heutigen Baukunst noch überall beobachtet wird.« — Für die vorliegende Abhandlung ist nun freilich die Frage, warum die Griechen diese Einkerbung der Balkenköpfe »Dreischlitze« nannten, nicht so wichtig, von weit größerer Bedeutung aber würde es sein, wenn es uns gelingen sollte, die Veranlassung zu der reliefartigen Dar-

[1]) Eine Abbildung dieses im Winkel von 45° laufenden Balkens siehe bei Reimers Seite 34.

stellung von 3 Stäben[1]) auf der Triglyphe zu erkennen. Denn bei einem Relief sind doch nicht die vertieften, sondern die hervortretenden Partien die Hauptsache. Und so halte ich es denn für meine Pflicht, da doch einmal der Anlaß zur Abfassung dieses Buches durch die Kritik der Sarasinschen Hypothese gegeben ist, den von dem weitgereisten Erforscher der Celebensischen Pfahlbauten ausgesprochenen Gedanken: »Die Triglyphen sind aus den Fensterstäben der Pfahlbautenwohnungen hervorgegangen« einer vorurteilsfreien Prüfung zu unterziehen.

Da die unter dem Dache befindlichen zum Rauchabzug und zur Lichteinfuhr dienenden Luken, wie man aus der Euripidesstelle ersieht, von frechen Eindringlingen mit Hilfe einer Leiter zum Einsteigen benutzt werden konnten, so müssen die Erbauer solcher Heiligtümer, die urzeitlich von den Herrscherhäusern nicht verschieden waren (denn der König, *βασιλεὺς*, war kraft seines Amtes als Oberpriester der erste in der Adelsgemeinschaft [Kunic von Kuni = genus Geschlecht] und im Volke) wohl auch darauf Rücksicht genommen haben, daß solchen Eindringlingen der Weg durch ein Gitter versperrt würde, das dann auch den Raubvögeln, nicht aber den Hausschwalben (Athena!) das Hineinfliegen verwehrte. Fenster- nnd Türgitter spielen ja im deutschen Mittelalter — besonders seitdem die Schmiedekunst zur Höhe ihrer Leistungen sich erhob — eine bedeutende Rolle und wir haben diese eisernen Stäbe (Traillen) noch heute vor unseren Kellern und Gefängniszellen. Ich halte es also durchaus für möglich, daß in den vorgeschichtlichen Pfahlhäusern des Skythen- und Getenlandes sich derartig vergitterte Fensterluken befunden haben, die für gewöhnlich den Dieben und Raubgesellen das Einsteigen verwehrten aber doch verwegenen Einbrechern[2]) (»desperati« bei Cäsar) noch die Gelegenheit boten, durch Wegbrechen der Stäbe sich hindurchzuzwängen. »Bei der Annahme[3]), daß zur Zeit des Euripides noch allenthalben, besonders wohl auch in Dörfern, hölzerne Tempel existiert haben und daß an diesen Tempeln der Oberbau einen Hohlraum[4]) darstellte, die Triglyphen Schlitze zwischen

---

[1]) Da die vorgeschichtliche Holzhütte durch Einrammen von Stäben und Ständern entsteht (Stab-bur), so werden auch zur Herstellung eines Fenstergitters solche Stäbe verwendet.

[2]) Cäsar B. Gall, VII, 3. Über den Einbruch in die Tempelgebäude ist schon X, 5 gesprochen.

[3]) Zeitschr. für Ethnologie 1907, I u. II, S. 62.

[4]) Diesem Hohlraum der ältesten Holztempel unter dem Dach entspricht beim germanischen Bauernhause der Dachboden (Banseraum), in

den hölzernen Stäben, durch die man (von der angelegten Leiter aus) hineinschauen und also auch, unter eventueller Wegschlagung der Stäbe, hineinkriechen konnte, erklärt sich obige Stelle völlig ungezwungen.« Dieser Satz Sarasins enthält also nach meiner Auffassung einen Gedanken, der nicht nur an sich richtig erscheint, sondern sich auch — und das ist das Erfreulichste hierbei — mit den Ansichten von Reimers u. a., denen sonst Sarasin schroff entgegensteht, in gewissem Sinne in Einklang bringen läßt. Die Möglichkeit einer Vereinigung dieser sonst so schroff sich entgegenstehenden Auffassung liegt nämlich in der besonders durch Reimers geförderten Erkenntnis, daß der steinerne Triglyphenfries durchaus nicht eine sklavische Nachahmung oder gedankenlose Übersetzung des Holzbautempels mit seinen Balkenköpfen und Fensterluken gewesen ist, sondern daß die griechischen Baumeister die Motive des reliefartig in einer Ziegel- oder Steinplatte nachgebildeten Gitterfensters ganz nach Belieben zur Ausschmückung des sog. Triglyphenfrieses verwendet haben.

6. Metopen und Triglyphen im Steinbau.

Diese neue durch Reimers geförderte Erkenntnis beseitigt sofort eine Reihe von Schwierigkeiten:

1. gerade beim einfachsten Bau (Antentempel: Schatzhaus von Megara; s. Abbildung 38) fehlt der Triglyphenfries an den Längsseiten, wo die Balkenköpfe des Holzbaus hervorsahen.

2. Die Ecktriglyphen können unter keinen Umständen, wie schon Vitruv betont, aber Sarasin hartnäckig behauptet, Fensterluken dargestellt haben.

Die wichtigen Lehrsätze, die Reimers über diese Frage ausspricht, finden sich S. 38:

»Im Steinbau treten die Triglyphen allerdings rein dekorativ auf, wie Durm sie faßt. Die Balken liegen hinter dem Geison und die Triglyphen haben hier nur den Zweck, die Fläche einzuteilen. — Wenn wir nun auch annehmen müssen die Triglyphen seien Reminiszenzen an die Balkenköpfe eines früheren Holzbaues, so sind wir doch weit entfernt zu glauben, die Griechen hätten den Holzbau einfach in Stein übersetzen wollen. Dieselben behielten nur die Motive aus dem Holzbau, die ihre konstruktive Bedeutung im Steinbau verlieren mußten, als Dekorationsmotiv bei, wozu

---

dem das Getreide lagert und durch den der Herdrauch nach dem Eulenloch zieht. (Vgl. oben IX, 9 und Seite 184, Abb. 29.)

sich die Triglyphen ganz vorzüglich eigneten, nicht aber als in Stein übersetzte Balkenköpfe, sondern als einteilende Momente. Gerade da, als die Bedeutung der Metopen (s. Seite 300) als Lichtöffnungen durch die Peripteralanlage verloren ging (vgl. S. 320), als aus dem Wechsel von Balkenköpfen und Zwischenöffnungen eine durch Triglyphen unterbrochene Wandfläche entstanden war und man das Bedürfnis fühlte, diese Flächen zu schmücken, da war es gerade diese Einteilung, welche für die Darstellung der Einzeltaten der Heroen den geeignetsten Platz bot. Die Künstler waren noch nicht soweit gebildet, um fortlaufende Kompositionen schaffen zu können. Sobald aber das Können derselben sich dahin erweitert hatte, gab man für die Friesdarstellungen die Triglypheneinteilung zum großen Teil auf, woraus denn der sogen. jonische Fries der Cellamauern entstand. Den Übergang vom Triglyphenfries zu dem fortlaufenden Friese sehen wir deutlich an dem Cellafriese des Theseion, an welchem einzelne Teile weiter nichts sind, als Einzeldarstellungen, unmittelbar aneinandergereiht, ohne durch Triglyphen von einander getrennt zu sein. Die schon in früher Zeit vorkommenden fortlaufenden Darstellungen, wie der skulpierte Architrav von Assos, sind unter orientalischem Einfluß entstanden und können hier nicht in Betracht gezogen werden[1]) usw.« »Weil nun aber der Triglyphenfries im Steinbau keine konstruktive Funktion mehr hatte, weil er rein dekorativ auftrat, weil er keine Übersetzung der Balkenköpfe im Stein war, gerade deshalb ist es selbstverständlich, daß wir beim Steinbau keine Holzverbindungen sehen. Wenn Durm als besonders bezeichnend annimmt, daß bei den lykischen Felsengräbern[2]) verkämmte Steinbalken, welche mit den Enden über die Kreuzungspunkte hinausgehen und also reine Holzkonstruktionen zeigen, und aus diesem Grunde für den jonischen Stil die Priorität des Holzbaues anerkennt, welche er für den dorischen verneinen zu müssen glaubt, so kann man doch darin wahrlich weiter nichts erblicken, als daß die Griechen weit feiner empfanden, als die lykischen Baumeister. Während letztere nur den früheren Holzbau zu kopieren vermochten, behielten die Griechen lediglich die Form, welche sich zur Dekoration besonders eignete bei und sahen von einer Konstruktion ab, welche dem Steinbau nicht angemessen war.« Dieser letzte Satz löst nun auch die sonst sehr schwierige, oben schon berührte Frage, wie sich die

[1]) Reimers, S. 39.
[2]) Vgl. oben die Abbildungen 28 und 55.

Baumeister des dorischen Stils die Freiheit nehmen, die Triglyphen nur an der Vorderseite zu verwenden, die Längsseiten aber — wie dies am Schatzhaus von Megara in Olympia der Fall ist — ohne Schmuck zu lassen. »Als reine Dekoration, sagt Reimers, waren sie nicht mehr an die Konstruktion gebunden und konnten nun, unabhängig von dieser, nach Gefallen verwendet werden. Die Triglyphen waren jetzt nur noch Verzierungen, die man zunächst nur an den Fronten, als den Hauptseiten, um diese auszuzeichnen, anbrachte. Im Holzbau, wo sie Konstruktionsglieder waren, haben sie natürlich an den Langseiten nicht gefehlt.«

Es ist mir eine besondere Freude, auf diese Weise eine Möglichkeit gefunden zu haben, die originelle Idee Sarasins von den Fenstergittern mit der richtigen Theorie von den Balkenköpfen (die Sarasin, ohne daß dazu Grund vorliegt, mit der Bemerkung bekämpft, daß nur der jonische Zahnschnitt, nicht aber die Triglyphen konsolenartig vorstehende Balkenenden seien) verknüpfen zu können: Als beim Holzbau die vergitterten Luken bei der zunehmenden Unsicherheit (Land- und Seeräuber) durch Steine, Ziegelplatten oder hölzerne Bretter verschlossen wurden, wollte man den liebgewordenen Anblick nicht entbehren und schnitzte nun reliefartig die Umrisse eines solchen Gitterfensters in die Balkenköpfe, die sowieso aus tektonischen Gründen (sie barsten bei der Feuchtigkeit und zeigten unschöne, unregelmäßige Risse) eine solche Einkerbung nötig hatten. Da die drei Traillen weithin sichtbar hervortraten, so war die Bezeichnung mit der (heiligen!) Zahl »Drei« als Triglyphe ganz natürlich und machte die obigen gewundenen Deutungen unnötig. Nun konnten auch die Eckbalken (siehe XI, 7) solche Fenstergitter zeigen, obwohl in Wahrheit nirgends in Europa dort jemals Fensterluken gewesen waren.

7. Das Dachgebälk und die Form des Daches.

a) Die Deckenbalken.

Daß erstens der Frontseite parallel von der linken nach der rechten Langseitenwand Deckbalken liefen, ist durch das phrygische Haus, woselbst sie konsolenartig über die Wände hinausragten, erwiesen, zweitens, daß auch von vorn nach hinten Längsbalken lagen, geht aus dem Gebälk des dorischen Tempels (siehe Abbildung 21 in Luckenbach »Kunst und Geschichte« I S. 18) hervor, welcher eine rechtwinkliche Deckbalkenkreuzung aufweist; somit sind alle Triglyphen des Antentempels (Schatzhaus

der Athener in Delphi) als Balkenköpfe erweisbar nur die Ecktriglyphen haben seit Vitruvs Zeit die größte Verwirrung und Ratlosigkeit angerichtet. Nun hat J. Reimers[1]) m. E. das Richtige getroffen, indem er die Ecktriglyphe für den Balkenkopf eines Grathstichbalkens erklärt (siehe oben XI,5,c): »Die durchgehenden Balken a nahmen die Sparren der Langseiten auf und bildeten dort mit ihren Köpfen die Triglyphen, während die Stiche c und Grathstiche d an den Schmalseiten die Sparren des Walms und die Grathsparren trugen.«

b) Das Walmdach.

So deutet denn schon die Ecktriglyphe als Balkenkopf eines diagonal (im Winkel von 45°) laufenden Grathstichbalkens darauf hin, daß das Tempeldach in der ursprünglichsten Form ein Walmdach war, welches nach allen vier Seiten Traufenfall hatte und genau dem in IX, 3 besprochenen Strohdach der ältesten sächsischen Bauernhäuser, wie sie z. T. heut noch vorkommen, entsprach. Auch die Römer kannten, wie J. Reimers bemerkt[2]), ein solches und nannten es tectum testudinatum (= Schildkrötendach). Auch der schon Seite 211 erwähnte und abgebildete Sarkophag in Hausform zeigt ein Walmdach[3]). (Abb. 40.)

c) Die Verwandlung des Walmdaches in ein Giebeldach (aëtos.)

Auf die Dauer war nun die Herstellung eines Walmdaches mit vier Traufen viel zu umständlich für die Zimmerleute, man sann schon bei den blonden Phrygern auf ein Mittel die Abschrägung des Vorderdaches zu umgehen und erfand den Giebelstützbalken, welcher nun unter gleichzeitiger Verlängerung des Dachfirstbalkens zusammen mit einer Giebelstütze auf der Rückseite das ganze Dach trug und so auch zugleich die beiden Stützsäulen im Innern des Hauses (die Dörpfeld — bezw. ihre Basensteine — bisher nur in einem Hause von Troja[4]) entdeckt hat) völlig überflüssig machte. Da diese neue Erfindung natürlich von den Oberpriestern, die zugleich im Besitz der Herrschaft über die Volksgemeinde waren, mit Beschlag belegt wurde, so blieb der gerade Giebel ein Vorrecht der Tempel für alle Zeit; er bekam den Namen aëtos (ἀετός = Adler) weil ein (wahrscheinlich doppelköpfiger) Adler aus den Giebelbrettern ausgeschnitzt wurde (nach Art der germanischen Pferdeköpfe [IX, 11]),

[1]) Seite 34 u. 35.
[2]) Seite 35.
[3]) Drerup »Homer«, S. 133 (Abb. 103).
[4]) Troja und Ilion, S. 171 (Haus VI C).

da der bei den Germanen als Förderer des Kindersegens (adebar = Geschenkbringer) verehrte Storch durch den Vogel des Zeus ersetzt war, der als Regengott in Adlergestalt (aquila = aquilo Nordwind) die Erdgöttin besucht.

8. Das Spiralornament und seine nordische Herkunft.

Im Abschnitt IX, 11 habe ich an der Darstellung des maßgebendsten Kenners der deutschen Hausaltertümer, der der Frage nach der ethnologischen Herkunft dieser Schlangenlinienmotive völlig vorurteilslos gegenübersteht, den unwiderleglichen Beweis geliefert, daß die sich durcheinanderwindende Schlangenlinie mit Schlangenköpfen und Drachenhäuptern das Lieblingsmotiv der Nord- und Ostseegermanen war und daß sie es überall und in jeder nur denkbaren Form zum Ausdruck brachten. Auch der mutige Verfechter der »germanischen Museumsfrage«, Herr Willy Pastor, hat in einigen überzeugend geschriebenen Artikeln der »Tägl. Rundschau« die germanische Herkunft der Schlangenlinie und Spirale aufs Tatkräftigste befürwortet. Wer den Terrakottasarkophag von Kreta (Palaiokastro) (s. Abb. 40), der einer germanischen Hausurne gleicht, betrachtet, sieht sofort darauf die Meereswogen, deren Symbol die Midgardschlange ist (Abb. 6 links oben), abgebildet. Zu den Verteidigern der nordischen Herkunft der Spirale gehört auch Much in »Heimat der Indogermanen« S. 82: »Die Forscher, welche aus Hochachtung vor dem Orient die Übertragung der Spiraldekoration von Ägypten bezw. dem Orient auf die nordische Bronzetechnik nachzuweisen sich bemühten, gingen zunächst, weil dies viel bequemer war, von den Spiralornamenten aus, welche uns die Goldschätze aus Troja und Mykenä (Abb. 56) in so hoher Vollendung zeigen und die nicht bloß ein weit reicheres Material bilden, sondern auch dem mittel- und nordeuropäischen Kulturkreise um vieles näher liegen. »Diese Übertragung wurde meist widerspruchslos anerkannt; es galt als ein weiter keines Beweises bedürftiger Satz, daß das Spiralornament dem mittleren und nördlichen Europa vor dem Eindringen der mykenischen Kultur, insbesondere der europäischen Steinzeit völlig fremd sei.[1]) »Alle diese Forscher waren daher sehr überrascht, als der von Radimsky zu Butmir in Bosnien angesetzte Spaten eine schier unerschöpfliche Fülle von Gefäßscherben an den Tag brachte, welche das Spiralornament sowohl plastisch als ein-

[1]) Auch Montelius (a. a. O. S. 78) erkennt nur eine Übertragung vor Beginn der Bronzezeit an.

geritzt in einer erstaunlichen Durchbildung und Mannigfaltigkeit der Kombinationen zeigten, aber außer sonstigen keramischen Resten nichts als Steingeräte und zwar Steingeräte von derselben Form, derselben Technik und einem gleichartigen Materiale, wie wir sie in unseren nordischen Sammlungen sehen, und keine Spur von Metall — — noch sonst eine Spur, die auf die Herkunft aus mykenischer Zeit zu verweisen imstande wäre, wogegen Erscheinungen anderer Art[1]) der Fundstätte erst recht den Charakter unserer nordischen Steinzeit verleihen.«[2]) Leider muß ich es mir versagen auf die (S. 82—101) von Much aus dieser überraschenden Entdeckung gezogenen Schlüsse einzugehen, denen er dann noch die Besprechung der neuerdings hinzugekommenen wichtigen Belege hinzufügt, welche Hubert Schmidt in seinem Berichte über die »Keramik von Tordosch«[3]) geliefert hat. Über die fünfte Gruppe der dort gemachten Funde, die bemalte Keramik berichtet Schmidt: »Die Muster sind gradlinie oder Spiralmuster.« Da nun auch in der untersten steinzeitlichen Schicht von Troja einzelne Fragmente sich durch Spuren von aufgemalten Ornamenten auszeichnen, so ist M. Much zu der Schlußfolgerung berechtigt: »Wir haben ausreichende

Abb. 56. Grabstele vom fünften Grabe in Mykenä (1 : 24) aus Schuchhardt »Schliemanns Ausgrab.«, 1. Aufl., S. 198. Hilfsbuch zu »Homer», S. 230.

[1]) Z. B. wagerechte und senkrechte Schnurösen an den Töpfen, das Tupfenornament, das Schachbrettmuster und die Bandverzierung.

[2]) W. Radimsky, Die neolithische Station von Butmir (I. Teil), fortgesetzt von F. Fiala und M. Hoernes (II. Teil).

[3]) Hubert Schmidt, »Tordos«, Zeitschrift für Ethnologie 1903, II u. III, S. 438ff. — Tordos liegt westlich von Broos, am südlichen Ufer des Maros (Szasváros, Kom. Hunyad, in Siebenbürgen).

Beweise, daß in Troja außer der gewöhnlichen bis in den Norden hinaufreichenden europäischen Dekorationsweise auch die wesentlich dem Südosten zukommende Gefäßmalerei in Übung war und haben damit neben dem steinzeitlichen Inventar noch eine zweite kulturgeschichtliche Erscheinung, welche Troja mit dem übrigen Europa aufs innigste verbindet (Thraker-Trojaner).« Freilich hat Hubert Schmidt, der auch in Dörpfelds »Troja und Ilion« die Keramik der verschiedeneu Schichten (auch die Buckelkeramik) S. 243—319 bearbeitet hat[1]), von mancher Seite besonders von M. Hoernes[2]) und J. Teutsch[3]) heftige Angriffe erfahren, obwohl er zunächst nur hypothetisch den Satz ausgesprochen hatte, daß die Thraker aus ihrer Urheimat die Weißmalerei mitgebracht und so einen Teil zur Entwickluug der mykenischen Kultur beigetragen haben.[4]) Umso erfreulicher ist die Entschiedenheit, mit der er[5]), allen diesen Angriffen trotzend, seine Meinung in die Worte zusammenfaßt: »Die Unhaltbarkeit des gegnerischen Standpunktes habe ich in meinem Aufsatze »Troja-Mykenä-Ungarn« dargelegt, indem ich mit dem Vorkommen der goldenen Hängespiralen den Beweis führte, daß nicht nur die mykenische, sondern auch die vormykenische Kultur des ägäischen Kreises, soweit sie der früheren Bronzezeit angehört, d. h. mindestens bis zum Anfang des zweiten vorchristlichen Jahrtausends hinauf jünger sein muß als die angeblich von ihnen abzuleitenden jungneolithischen Kulturgruppen der europäischen Hinterländer. Man sollte sich also m. E. von nun an nicht mehr auf «genauere Beobachtungen« berufen, um auf das »umgekehrte Verhältnis« hinzudeuten.« Zur Kennzeichnung des kulturgeschichtlichen Zusammenhanges der Thraker und Donauvölker (Karpo-Daker) mit den Germanen in Mitteldeutschland (Sueven, Semnonen in der Mark Brandenburg) ist die Bemerkung des »Führers durch das Märkische Museum Berlin« (S. 12) wichtig: »Während der 3. bis 5. Periode der nordischen germanischen Bronzezeit herrschte im Süden und Südosten der Mark der »Lausitzer

[1]) »Auf jeder Seite des Gefäßes ist eine einzellaufende Spirallinie, welche in eine eigenartige Verbindung mit einer Wellenlinie gebracht ist«, Troja u. Ilion, S. 279.

[2]) Jahrb. d. K. K. Zentr.-Komm. für Kunst und Hist. Denkm. III, 1, 1905, S. 25f.

[3]) Zeitschrift für Ethnologie 1907, I u. II, S. 108—120.

[4]) Zeitschrift für Ethnologie 1907, I u. II, S. 133, Anmerkung 1.

[5]) Ebendaselbst S. 133.

[6]) In der Anmerkung entgegnet er auf Hoernes Widerspruch, daß es sich um zwei wesentlich verschiedene »Entdeckungen« handele.

Typus«. Die Träger dieser Hallstadt-Kultur gehörten nach Prof. Dr. Kossinna einem thrakischen Stamme (Karpo-Daker) an. Ihre Siedlungen reichen noch bis in die frühe Eisenzeit oder jüngere Hallstadtzeit (800—500 vor Chr.) hinein.

Indem nun M. Much die durch Weiterentwicklung aus der Spirale entstandenen Zierformen:

1. die gebrochene Spirale oder Winkelvolute
2. die Mäanderlinie

übergeht, von denen H. Schmidt[1]) im Gegensatz zu Buchtela und P. Reinecke (die von der Winkelvolute als von einer degenerierten bezw. verballhornten Spirale sprechen) den wichtigen Grundsatz aufstellt: »Der Umbildung der Bogen- und Spiralmuster liegt ein ganz natürlicher Entwicklungsgang zugrunde,« kommt er schließlich zu dem erfreulichen Ergebnis, »daß der Mäander, der in der mykenischen und in der späteren griechischen Kunst und seither in der Kunst aller Zeitalter eine so große Rolle spielt, in der steinzeitlichen Gefäßdekoration Europas wurzelt.« — Leider muß ich es mir versagen, die nun auf S. 102—114 von Much in überraschender Mannigfaltigkeit aufgeführte Fülle von europäischen Fundstücken mit Spiraldekoration kurz durchzusprechen; die in den Abbildungen 6, 40 und 56 enthaltene Darstellung von Wellenlinien, Schlangenwindungen und Spiralen mag dem Leser genügen, nach eigner Empfindung dem Wesen der Spirale nachzuforschen, welche auch auf den germanischen Urnen der ältesten Zeit (»das Stollbergische Museum in Wernigerode bietet eine nicht geringe Anzahl steinzeitlicher Gefäße mit der Spiraldekoration; mehrere davon stammen aus Dingelstedt«) eine so unvergleichlich wichtige Rolle spielt. Nach meiner innersten Überzeugung kann nur ein seefahrendes Volk, wie die Nordseegermanen es waren, die Spirale zu den Achäern und Mykeniern gebracht haben[2]). Zwei Fragen, erstens nach dem Alter, zweitens nach der Entstehung des Spiralornaments sollen zum Schluß noch erörtert werden.

1. Die erste Frage wird von Much a) in seiner »Heimat der Indogermanen«[3]) ziemlich ausführlich beantwortet: »Ich bin der Überzeugung, daß wir keineswegs zu weit zurückgreifen,

---

[1]) H. Schmidt, »Tordos«, a. a. O., S. 450.

[2]) Zu beachten ist auch, daß vielfach einfache Schnüre, wie die am Stab des Feuerpriesters, sich in der künstlerischen Phantasie der Urvölker in Schlangen verwandeln; so wurde dieser Feuerquirl zum Äskulapstab und Merkurstab.

[3]) Seite 114—115.

wenn wir die jüngere Steinzeit und mit ihr die europäische Spiraldekoration ins 3. Jahrtausend vor Chr. verlegen[1]). Hoernes erhebt in seinem schon oft angeführten Werke über die »Urgeschichte der bildenden Kunst«[2]) keinen Widerspruch gegen die Annahme, daß die unterste Stadt von Troja und mit ihr zugleich die steinzeitliche Hinterlassenschaft der Pfahlbauten im Mondsee in die Zeit von rund 3000—2500 vor Chr. falle und gibt ausdrücklich die Möglichkeit zu, daß die Kupferfunde aus diesen Pfahlbauten mit der zweiten Stadt von Troja gleichalterig seien und der Zeit von rund 2500—2000 vor Chr. angehören.« b) Auch in seinem anderen Hauptwerk »Die Kupferzeit in Europa« bespricht er das für die Kupfertechnik wichtige Spiralornament[3]): »Die Spirale ist also in unsern Ländern eine der Urformen, an welcher sich der menschliche Schönheitssinn in der Metallurgie (Metallbearbeitung) zuerst versuchte und die er in ihren verschiedenen Richtungen noch in jener Zeit ausgestaltet, als ihm vorerst nur das unvermischte Kupfer zur Verfügung gestanden hatte.« Auch für den Beginn dieser Kupferzeit südöstlicher Länder paßt dieser Nachweis:

»Wir hätten somit,« so schreibt er S. 371, »(d. h. nach dem Rückschluß aus dem geometrischen Dekorationssystem der primitiv archaischen Siegelzylinder König Sargons I. von Akkad [3800 vor Chr.])[4]) die Kupferzeit Cyperns ebenso wie jene Assyriens und Ägyptens ins 4. vorchristl. Jahrtausend zu verlegen.« Da nun aber die Nennung der Insel Cypern (Kypros), mit deren Namen das Wort cuprum = Kupfer engverknüpft ist, die Frage nahe legt, ob nicht etwa doch mit der Bezeichnung Kupfer = Metall von Kypros auch orientalische Ornamente, darunter etwa die Spirale, nach Nordeuropa gekommen sein könnten, so kann ich auf die auch von Much[5]) zitierte Angabe von Ohnefalsch-Richter verweisen[6]): »Eine große Rolle hat die Spirale auf cyprischen Altertümern nie gespielt, auch nicht in nachmykenischer Zeit. Die Spirale fehlt sonst in der cyprischen Kupfer-Bronzezeit so gut wie ganz, besonders die großen Kupfer- und Bronzespiralen, denen wir in Ungarn und

---

[1]) Montelius, Die Chronologie der ältesten Bronzezeit, S. 114 und M. Much, Die Kupferzeit, II. Aufl., X. Abschnitt.

[2]) Seite 126.

[3]) Seite 33.

[4]) Nach der Berechnung von Fr. Hommel, Geschichte Babyloniens und Assyriens, S. 301.

[5]) Much, Heimat der Indogermanen, S. 123.

[6]) Ohnefalsch-Richter, Zeitschrift für Ethnologie 1899, S. 304, Note 2.

sonst in der europäischen, speziell der nordischen Bronzezeit begegnen.«

2. Die zweite Frage nach der Entstehung des Spiralornaments wird von Much und Hubert Schmidt berührt; in beiden Fällen hat dieselbe etwas mit dem menschlichen Körper des nordischen Kriegers zu tun. a) So spricht Much in der »Kupferzeit« S. 35 die Bemerkung aus: die Umlegung eines Kupferbandes um das Handgelenk ergibt spielend das Spiralband,« dieses Motiv hat sich also ganz von selbst ergeben. b) Da wir nun aus Cäsar wissen[1]), daß die alten Britannier sich mit einer blaugrünen Farbe (vitrum) bemalten, während ein anderer Schriftsteller von einem Tätowieren (Punktierung mit Zeichnungen von Tiergestalten) berichtet, und da auch nach antiker Überlieferung[2]) immer bei thrakischen Stämmen die Sitte des Tätowierens und Körperbemalens aufgefallen war, so hat H. Schmidt auf die auffällige Übereinstimmung einzelner mit Tätowiermustern bedeckten Tonfiguren (Tumulusbeigaben in Rumänien und Thracien [Philippopel] gefunden) und auf die mit Spiral- und Mäanderlinien verzierten Tonkrüge hingewiesen, eine Entdeckung, die freilich M. Hoernes zuerst gefunden zu haben behauptet[3]). Ich verweise schließlich noch auf die bekannte Tatsache, daß das spiralförmige Armband künstlerisch vielfach Schlangenform annimmt, wie dies auch bei Fingerringen der Fall ist.

Eine kurze Besprechung der Spirale und der anderen hier in Frage kommenden Ornamente nebst einem Hinweis auf ihre mutmaßliche Herkunft findet sich auch in Springers Handbuch der Kunstgeschichte I, S. 3—4: »Wäre es nicht möglich, daß die indogermanischen Völker diese Ornamente, ähnlich wie einen Teil ihres Sprachschatzes aus ihrer arischen Heimat mitgebracht hätten, als sie sich in den verschiedenen Landschaften Europas niederließen?« — Die beigegebenen Abbildungen 4, 5 und 6 (Nordische Schalen und Urnen aus Bronzeblech) erläutern aufs Trefflichste diese Vermutung. (Vgl. S. 335.)

[1]) Cäsar, Gallischer Krieg V, 14.
[2]) Herodot IV, 104; V, 6; Strabo VII, 5, 4, S. 315.
[3]) Zeitschrift für Ethnologie 1907, I. u. II, S. 133.

XII. Die Entwicklung des griechischen Tempelbaues.

1. Der Rundtempel.

Schon in dem Abschnitt über die Tholosbauten (VIII) hatte ich die auffällige Tatsache in den Vordergrund gestellt, daß in ausgedehnten Niederlassungen rechtwinklige Wohnhäuser und runde Tholoi nebeneinander vorkommen, wofür der Tholosbau im Gutshofe des Odysseus das treffendste Beispiel bietet. Noch mehr ließ sich aus meiner Schilderung der fortschreitenden Entwicklung der germanischen Wohnbauten von der trichterförmigen Wohngrube zum mehrstöckigen Holzhause erkennen, daß der Schritt vom runden (ovalen) Grundriß zum winkelrechten soviel bedeutet wie die Vervollkommnung vom Altertümlichen, Überlebten zum Neumodischen und Regelrechten. Ehe ich aber mein Urteil über das Verhältnis des Rundtempels zu dem Rechteckigen ausspreche, hören wir die Darstellung R. Rahns[1]): »Über die Bedeutung und die Bestimmung der Rundbauten an den griechischen Kultusstätten ist man bis heute noch nicht zu einem abschließenden Urteil gekommen. Alle uns bekannten Rundbauten an den verschiedenen Kultusstätten unter einen einheitlichen Gesichtspunkt zu fassen, wie das Pyl (»die griechischen Rundbauten«) zum Teil zu tun versucht hat, ist nicht möglich; dagegen spricht schon der Umstand, daß sich Rundbauten an Kultusstätten mit gänzlich von einander verschiedenen Kulten gefunden haben und der Vermutung, daß diese verschiedenen Kulte etwas gemeinsames gehabt hätten, was uns eben durch die Rundbauten repräsentiert würde, stellt sich doch gleich das schwere Bedenken entgegen, daß doch z. B. unter keinen Umständen des Philippeion in Olympia, keinesfalls ein den oberen Göttern geweihter Bau, mit dem Aphrodite — Zeustempelchen in Sparta oder dem Athena-Pronoia — Tempel in Delphi zusammengebracht werden kann. Die Möglichkeit darf jedoch nicht als ausgeschlossen betrachtet werden, daß durch neu gewonnenes Material trotzdem einige der bekannten Rundbauten hinsichtlich der Kultusbestimmungen als verwandt nachgewiesen werden.« —

[1]) J. Rudolf Rahn, Über den Ursprung und die Entwicklung des christlichen Zentral- und Kuppelbaues, Leipzig 1866.

Während also der maßgebende Kenner zahlreicher griechischer Tempel sich außer Stande erklärt, ein gemeinschaftliches Kennzeichen für runde Göttertempel anzugeben, kommt die Beweisführung besser zum Ziel, wenn man sein Augenmerk auf die Mysterienheiligtümer richtet, die, da nur das Auge des Eingeweihten ihr Inneres schauen durfte, mit Absicht einen rings abgeschlossenen Bau darstellten. Rahn bemerkt hierzu (S. 155): »Es kann daher eigentlich nur das Arsinoeion als geeignetes Gebäude in Frage kommen, das, ein nach Außen völlig abgeschlossener, im Innern säulenloser Rundbau, für die Abhaltung mystischer Schaustellnngen sich vielleicht noch besser eignete als der säulenreiche Tempel von Eleusis.« Auch auf S. 215 erwähnt R. Rahn die von Helbig beschriebenen Rundbauten auf Pompejanischen Wandgemälden. (Springer, S. 137).

Der Rundbau, welcher nach Art des Peripteraltempels auf allen Seiten Säulen zeigt, so das schon genannte Philippeion[1]), von Philipp v. Macedonien gestiftet, ist also schwer zu erklären, dagegen wird die ungesäulte Rotunde von R. Rahn jedenfalls richtig mit den Grabbauten auf eine Linie gestellt, er schreibt darüber[2]): »Ohne Zweifel aus dem Grabtempel hervorgegangen, fand sie in dem bekannten Riesenbau des Pantheons ihre höchste künstlerische Ausbildung, zugleich aber die weitere Verwertung für das eigentliche Tempelgebäude.« — »Das Charakteristische dieser Rotunden besteht aus Folgendem: Auf kreisrundem oder polygonalem Grundrisse erhebt sich ein Mauerzylinder von beträchtlicher Stärke. Er gewährt der Kuppel ein ununterbrochenes Auflager. Das Innere gestaltet sich als ein ungesäulter einschiffiger Raum. — Nischen vertiefen sich in symmetrischer Anordnung in die Mauerstärke.« — »In Tempeln und Grabmälern erscheinen diese Nischen nicht bloß in Verbindung mit konzentrischen Anlagen, sondern auch mit rechteckigen Grundrissen.« In den Columbarien an der Via Appia (Canina gibt die Aufnahme von zwei solchen) dienten kleine Nischen, in regelmäßigen Reihen über einander geordnet, zur Aufnahme der Totenurnen. »Daß sich die Anwendung dieser Nischen aber keineswegs auf den Grab- und Tempelbau beschränkt, wie Weingärtner[3]) anzunehmen scheint, sondern daß dieselben vielmehr als ein charakteristisches Gemeingut der

[1]) Abgebildet in Luckenbach, »Kunst und Geschichte« I, S. 19, Fig. 22.

[2]) J. Rudolf Rahn, Über den Ursprung und die Entwicklung des christlichen Zentral- und Kuppelbaus, Leipzig 1866, S. 33 u. 34.

[3]) Weingärtner, Über Ursprung und Entwicklung des christlichen Kirchengebäudes, S. 106 u. 109.

römischen Baukunst überhaupt zu betrachten sind, beweist das vielfache Auftreten derselben. — Die Zusammenstellung des Rundtempels mit dem Grabtempel ist nun für die vorliegende Beweisführung von höchstem Wert; sie zeigt neben den übrigen in den Abschnitten II—IV aufgezählten Argumenten wiederum die Verwandtschaft der Götterverehrung mit dem Gräberkult und ich glaube, daß wir auch in der geheimnisvollen Abgeschlossenheit das unterscheidende Merkmal des Rundtempels dem allen Betern offenstehenden Antentempel gegenüber zu finden berechtigt sind; ich nehme demgemäß keinen Anstand, folgende Tempelarten als rechtmäßige Rundbauten zu bezeichnen:

1. Die Gräberrotunden vom Atreusgrab bis zum Grabmal Hadrians (Engelsburg, Luckenbach I, S. 91. Springer, S. 348.)

2. Die Mysterienheiligtümer (die Kabiren sind Erdgottheiten, Gnomen?)

3. Die Tempel der chthonischen Gottheiten, der Geburts- und Liebesgötter (Aphrodite — Zeustempel s. oben.)

4. Das Philippeion als Schöpfung eines nicht griechischen Königs, der (in Anlehnung an zahlreiche ihm bekannte Barbarentempel in den Donauländern) wahrscheinlich etwas besonders Auffallendes in Olympia stiften wollte (ebenso der Romatempel in Athen).

2. Der rechteckige Antentempel.

So können wir denn nunmehr wie von einer erhöhten Warte die jahrtausendlange Entwicklung der Kulthöhle durch alle Phasen hindurch bis zum Antentempel und schließlich zum Peripteros (Tempel zu Pästum Abb. 2) verfolgen, ohne daß wir es nötig hätten bei dem »lichtspendenden Orient« eine Anleihe zu machen und eine wichtige Architekturpartie (von zwei Löwen abgesehen, die doch noch mehr wie »Hunde«ausschauen) von den semitischen Phöniziern zu erbetteln. Um aber ganz sicher zu gehen, wollen wir noch einmal der Reihe nach alle Teile durchgehen und einzelne Gesichtspunkte, die noch nicht scharf genug betont sind, ausführlicher erläutern.

I. Der Unterbau. Wie der nordische Speicher (Stabur) auf einen Unterbau von Steinen und Balkenlagen gestellt wurde, wie der Pfahlbau der Päonier, der Protohelvetier[1]) und vieler germanischen Ansiedler bis auf unsere Zeit[2]) auf einem Pfahl-

[1]) Vorgeschichtliche Bewohner der Schweiz.

[2]) Auch der Stadtteil zwischen Altstadt und Neustadt Brandenburg steht auf Pfählen, und Wasserarme der Havel flossen bis vor kurzem unter den Häusern hindurch; er führt noch den Namen »Venedig«.

rost von in den Sumpf getriebenen Baumstämmen sich erhob, so rammten schon die vormykenischen Ansiedler des Peloponnes ihre hölzernen Palastsäulen in eine Balkenschicht, die nach Art eines Rundhölzerbodens (Knüppeldamm) in den unebenen Baugrund geschüttet war[1]) und ehe man den »Tempel«, der zunächst nichts anderes war als das Gemeindehaus des Opfer darbringenden Priesterkönigs, aus Holz erbaute, bedurfte es ebenfalls einer solchen Balkenschicht, mit Estrich überschüttet, die dann allmählich einem steinernem Unterbau Platz machte. Wie aber unter der Weberhütte der Germanen ein trichterförmiger Keller, oder eine Wassergrube sich befand, oder wie die Holzhalle über einen Bach erbaut war (IX, 14, Anmerkung), so enthielt dieser Unterbau ein unterirdisches Adyton oder eine heilige Quelle, oder es war wie bei vielen Herrscherhäusern (Pylos, Troja, Tiryns) ein mit Steinplatten verdeckter Kanal darunter durchgeleitet[2]). Um dies zu verdecken, waren diesem Unterbau Treppenstufen von ungleicher Anzahl vorgelegt, damit der Tempelbesucher mit dem rechten Fuße die Vorhalle beträte.

II. Der Tempelraum mit Vorhalle. Wie schon Eumäus in seinem prodromos saß und der Germane seine ubizwa vor seinem Hauseingang mit Pfählen erbaute, so bekam der Tholosbau seinen Eingang (dromos) und das Megaron des Herrschers, sowie der Antentempel sein auf zwei Säulen ruhendes Vordach. Die Tempel-Cella aber ist nur der Oberteil der Kulthöhle, die auch das Adyton mit umfaßte.

III. Dürftige Fensterluken, die nur einem Sperling den Durchflug gestatteten, fanden sich auch im Megaron des Odysseus; aus ihnen flattert die Schwalbe (Athena) hinaus. Bald aber vergitterte man sie, verschloß sie dann ganz, brachte aber die bildliche Darstellung dieser Fenstergitter reliefartig an den Balkenköpfen zum Ausdruck. So entstand der Triglyphenfries, den der jonische Tempel als überflüssig durch einen Figurenfries ersetzt hat (s. unten XII, 5).

IV. Das Dach und die Giebelbekrönung. Wir sahen in den letzten Abschnitten, wie das Walmdach, das seinerseits nichts weiter ist wie eine Summe aufwärts gebogener und durch einen Querstab zusammengehaltener Geflechtstäbe, schon in der

---

[1]) Dr. Aßmann will von der Ableitung schedia (Floß des Odysseus) σχίζω spalten, lat. scindo zerreißen (scindula Schindel) = zerstücktes Holz nichts wissen und doch ist der Floßbau erst aus der Aufhäufung von abgerissenen Zweigen entstanden; aus diesen regellosen Aufschüttungen wurden zuletzt regelrechte Rundhölzerschichten.

[2]) Dörpfeld, »Tiryns, Olympia, Pylos«, Seite XVI.

Zeit sich herausgebildet hat, als noch die halb in der Erde steckenden, mit Lehm beworfenen Wände selbst aus Holzge-

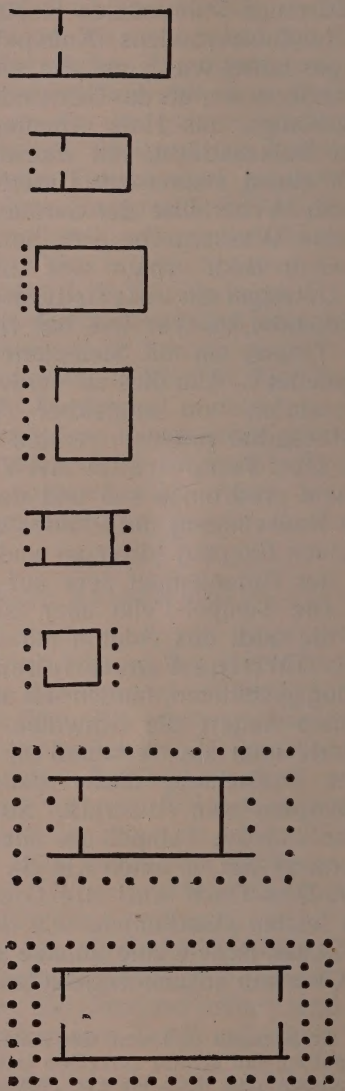

Abb. 57. Die Umwandlung des Antentempels in den Peripteros. Aus Luckenbach I, S. 118, Fig. 20.

1. Megaron ohne Säulen (Troia II).
2. Megaron mit Säulen, Antentempel (Schatzhaus von Megara).
3. und 4. Prostylos.
4. Schatzhaus von Gela (Olympia).
5. Doppelantentempel (Artemistempel in Eleusis.
6. Amphiprostylos (Niketempel in Athen.
7. und 8. Peripteraltempel.
7. Zeustempel in Olympia.
8. Parthenon (vgl. Abb. 2, Seite 9).

flecht bestanden[1]). Das Walmdach wurde durch Aufrechtstellung

[1]) Vgl. die Darstellung der Abschnitte VI u. VII.

zum Giebeldach, die Giebelbretter, zuerst mit Adlerköpfen geschnitzt, bildeten schließlich, wie die phrygischen Giebelhörner zeigen, durch Zusammenfassung dieser Hörner das bekannte Akroterion in Blattform. — Der griechische Tempel ist also nicht, wie Semper[1]) meint, eine Originalidee ohne Vorbild, dagegen muß man den künstlerischen Sinn der Hellenen preisen, wie dies Reimers S. 43 tut: »Holz war dasjenige Material, welches am leichtesten sich zur Kunstform gestalten ließ, und erst ein erweitertes Können und vermehrter Reichtum konnten den einfachen Antentempel (*ναὸς ἐν παραστάσι*) von Holz zu der Vollendung des Peripteraltempels führen. Die durch die Einflüsse der Witterung leicht zerstörbaren Holzteile wurden teils durch Terrakotten geschützt, teils durch steinerne ersetzt, bis schließlich der Steinbau als der wetterfesteste allein die Herrschaft gewann. — Weit entfernt jedoch, nun gleich die einzelnen Motive des Holzbaues fallen zu lassen, paßten die Griechen mit feinem Verständnis und echt künstlerischem Sinn diese Formen dem neuen Material an. Sie nahmen in richtiger Würdigung der Verschiedenheit des Materials und der damit verbundenen Verschiedenheit der Konstruktion den mit in den Steinbau hinübergenommenen Holzformen jede konstruktive Bedeutung und behielten dieselben als würdige Verzierung des Steinbaus, als reine Dekoration bei. Gerade hierin zeigt sich das Walten echt griechischen Geistes. Nicht sprungweise, sondern stetig sich entwickelnd, nicht im Kanon erstarrend, wie die Kunst des Morgenlandes, sondern von dem Erreichten immer weiter fortschreitend, erreicht die griechische Kunst eine Blüte, wie keine andere. Wie in der Plastik das Unvollkommene die Keime gesunder Weiterentwicklung in sich trägt, so sehen wir auch auf dem Gebiete der Architektur in der Entwicklung der Tempel von der einfachsten Form des Antentempels bis zum schimmernden Marmordache des Peripteros die stetige harmonische Entwicklung des griechischen Geistes.« —

3. Die Umwandlung des Antentempels in den Peripteros (Abb. 57).

Daß man ein Blockhaus, welches von einer Seite nicht genügend gegen Feinde geschützt werden kann, von zwei oder vier Seiten mit einem Umgang (Balkon) versieht, ist ganz

---

[1]) Seine überaus überschwengliche phantastische Auffassung s. S. 320.

selbstverständlich. Dennoch muß dies beim Tempel erst ausführlich bewiesen werden. Bisher war meine Darstellung und Schlußfolgerung von der stillschweigend gemachten Voraussetzung ausgegangen, daß der schlichte Antentempel mit seinen zwei Säulen an der Vorderfront als die Grundform des griechischen Tempels betrachtet werden müsse, nicht aber der majestätische Peripteraltempel (Peripteros), der auf allen vier Seiten mit einer Säulenreihe (Peristyl) umgeben ist. Auch in der neuesten Ausgabe der vielbenutzten Lübkeschen Kunstgeschichte, besorgt von Semrau, wird diese Auffassung (7 I S. 130) ausgesprochen: »Als einfachste und wohl auch ursprüngliche Form muß der Antentempel betrachtet werden usw.«; gleichwohl halte ich mich verpflichtet, diese noch immer nicht widerspruchslos entschiedene Streitfrage auch hier durchzusprechen. Die klarste Anschauung findet sich meines Erachtens bei Reimers, der sich folgendermaßen über die entgegengesetzten Ansichten äußert: »Als besonderer Gegner dieser Theorie, daß der Antentempel die ursprüngliche Form sei, vertritt Semper »Der Stil II 1863«, dem sich Durm im »Handbuch der Architektur 1881« aufs engste anschließt, die Ansicht, daß der Parastadentempel (Antentempel) seinem Ursprung nach asiatisch oder vorhellenisch sei. Semper nimmt den Peripteraltempel, das säulengetragene Giebeldach, als den neuen Gedanken griechischen Geistes an, im Gegensatz zu einer alten, vorhellenischen, einfachen, das Kultbild einschließenden Cella. Dieser große dorische Baugedanke sei als eine momentane Eingebung, als ein sofort Fertiges zu denken, das als solches keine Entwicklungsgeschichte habe, sondern wie Pallas Athena, vollständig gerüstet, geboren ward, welches aber nicht anders als durch Übergänge vollständig klaren und in allen seinen Teilen harmonischen Kunstausdruck habe gewinnen können. Es sei der Peripteraltempel ein mächtiges monumentales Schirmdach (Baldachin) als uralt estes Symbol irdischer und himmlischer Macht und Hoheit. Wenn nun gegen die Auffassung Sempers, des Peripteros als Baldachin, nichts einzuwenden ist, so kann man sich doch nicht damit einverstanden erklären, daß diese Form als die ursprüngliche aufzufassen sei. Wohl ist der Baldachin ein uraltes Symbol der Macht und Hoheit, aber zu diesem Symbol ist es erst geworden, weil es etwas Hohes und Heiliges beschützte. Schutz gewähren ist der ursprüngliche Zweck des Baldachins. Als solcher ist das säulengetragene Schutzdach, welches die Säule aus dem Hause des Oinomaos in Olympia

schirmte, aufzufassen[1]). Als solches wird es in primitiver Weise oft das Kultbild vor den Unbilden des Wetters geschützt haben, bevor man eigene Tempel errichtete; als solches wurde es dann Symbol göttlicher und irdischer Macht und Hoheit, und als solches überdeckte es dann schirmend die das Kultbild umschließende Cella. Aber nicht mit einem Male, als der Ausfluß eines sofort in sich fertigen Gedankens, umstellte man die Wohnung der Gottheit ringsum mit Säulen, sondern erst nach und nach durch naturgemäße Übergänge gestaltete sich der Tempel als ein von einem Baldachin geschirmtes Heiligtum: Durch das immer wachsende Bedürfnis, die Tempel reicher zu gestalten, gelangte man von dem einfachen, aus dem Privathause hervorgegangenen Parastadentempel, durch die Übergänge von Prostylos und Amphiprostylos, zu der prächtigen Gestalt des Peripteros. Als man die Rückseite der Vorderseite entsprechend umgestaltet hatte, als die Parastaden den Säulen des Amphiprostylos Platz gemacht hatten, da lag der Gedanke nahe, die Langseiten wie die Schmalseiten auf Säulen ruhen zu lassen und gelangte so zum Peripteros, dem vom Baldachin geschirmten Parastaden- oder Antentempel. Es hieße doch gewiß mit dem Ende anfangen, wollten wir nach Semper und Durm, mit dem Peripteros die Entwicklung beginnen und in dem Parastadentempel, als dem »verarmten Peripteros« die Schlußbildung sehen. Durm, welcher[2]) die von Semper gebahnten Wege betritt, spricht sich entschieden für die Priorität der Peripteralanlage aus und will auch nach Sempers Vorgange in dem Antentempel keine Tempel, sondern Schatzhäuser erblicken. Der Umstand, daß Schatzhäuser meist die einfache Form der Antentempel zeigen, beweist doch gewiß noch nicht, daß diese Form nur jenen Bauten und nicht Tempeln zukommt, wogegen ja auch direkt der kleine Tempel zu Rhamnus spricht. Es kann doch durchaus nicht befremden, daß man Schatzhäusern, in denen Weihgeschenke einzelner Staaten und Städte, Ehrenwaffen und Geräte für die Spiele, wie zu Olympia, aufbewahrt wurden, nicht die Form großer Tempel gab. Als öffentliche Gebäude, aber von weit geringerer Bedeutung als die Tempel, mußte diese einfache Form der Antentempel für sie als die geeignetste erscheinen. Ein weiterer

[1]) Pausanias 5, 20, 6: »Vier Säulen aber sind auf der linken Seite und über ihnen das Dach. Sie sind aber gemacht, um ein Schutz zu sein für die Holzsäule, welche unter der Witterung gelitten hat usw.

[2]) Handbuch der Architektur, 1881.

Beweis dafür, daß die älteste Form kein Peripteros sein konnte, sind die in alten Zeiten vorhandenen Öffnungen zwischen den Balkenköpfen, den Triglyphen.« (Reimers, S. 12—14.)

4. Die dorischen Säulen.

a. Der Zusammenhang der dorischen Säule mit der mykenischen.

Daß die ersten »protodorischen« Säulen am Löwentor von Mykenä stehen, ist schon oft hervorgeboben worden, besonders das Fehlen jeder Basis ist es, welche die Übereinstimmung der Löwentorsäule mit der dorischen erkennen läßt. Während aber die mykenische in den Holzbelag des Bodens getrieben ist, erscheint die dorische wie ein aus dem Erdboden herausgewachsener Baumstamm.

b. Der vorübergehende Einfluß Ägyptens auf die Gestaltung der Säule.

Es ist aber keineswegs anzunehmen, daß die Entwicklung der dorischen Säule eine ununterbrochene, geradlinige gewesen sei. Zunächst ist die vollständige Umkehrung der Verjüngung auffällig; die dorische Säule ist nicht wie die mykenische am Löwentor und die Säule am Eingang des Atreusgrabes unten dünner, sondern im Gegenteil dicker als oben. Nun ging allerdings in den letzten Monaten die Nachricht durch die wissenschaftlichen Zeitschriften, die Löwentorsäule sei völlig zylindrisch, die Abgüsse seien durchaus fehlerhaft. Ich kann diese Behauptung nicht nachprüfen, jedenfalls trieb man die ältesten dorischen Säulen so tief in den Unterbau (Holzaufschüttung mit Estrich) hinein, daß man die Keilform nicht mehr sehen konnte und die natürliche Gestalt des Baumes (oben schwächer, unten stärker) zum Ausdruck kam. — Nun aber machten sich die Einwirkungen des einstmaligen Verkehrs mit Ägypten geltend.

»Wenn wir auf der Francois-Vase dorische Säulen mit Basen, die Parastaden mit Kapitälen, welche das fünffach umschnürte ägyptische geschlossene Lotos-Kapitäl ohne Schwellung zeigen, sehen, so dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß zur Zeit des Ergotimos und Klitias ägyptischer Einfluß und ägyptische Formen an den Gebäuden noch zur Geltung kamen, und daß dieselben noch nicht vollkommen in griechischem Geiste umgestaltet und verarbeitet waren. Ägyptischer Einfluß ist es ferner, wenn das Gesims

des Gebäudes auf der Vase die Dekoration der ägyptischen Hohlkehlenbekrönung zeigt. Daß diese ägyptische Hohlkehlenform mit denselben ägyptischen Ornamentmotiven, an den Bauwerken Griechenlands vorkamen, bestätigen die in Olympia gefundenen Simen von Terrakotta. Diesen so oft bezweifelten ägyptischen Einfluß, welcher durch die Ausgrabungen in Olympia jetzt unwiderleglich bezeugt ist, sahen wir genau in derselben Form auf der Francois-Vase zur Anschauung gebracht, woraus uns die Berechtigung erwächst, in den auf Vasengemälden dargestellten Bauwerken und deren Gestaltung die Formen gleichzeitiger Gebäude erblicken zu dürfen. In manchen Fällen mögen ältere Formen verwandt sein, sie bezeugen dann aber nur, daß dieselben doch zu einer Zeit verwendet worden sind.«

Wieviel auch die griechische Kunst vom Orient entlehnt haben mag, so hat dieselbe doch im Laufe der Zeit die fremden Formen im griechischen Geiste umgestaltet und sie zu ihrem geistigen Eigentum gemacht.

c. Die Kannelürung der Säule.

Wenn ich nach dem Vorgange von P. Sarasin die Triglyphen mit ihren 3 reliefartig herausgemeißelten Stäben für stilisierte Nachahmungen von Gitterfenstern erklärt habe, so erfordert es die Gleichmäßigkeit der Darstellung, daß ich auch in der Glyphierung der dorischen und jonischen Säule (Kannelürung genannt) eine Herausmeißelung vorspringender stabförmiger Gebilde (bei den jonischen Säulen »Stege« genannt) erblicke. Daß ich diese Ansicht hier vorzutragen wage, dazu veranlaßt mich der Umstand, daß in den maßgebenden Handbüchern der Kunstgeschichte, wie in der neuesten Ausgabe von Lübke-Semrau, nicht einmal der Versuch einer Erklärung dieser wichtigen Kunstform gemacht wird, und so stelle ich denn hiermit meine Auffassung (dem Urteil der fachmännisch gebildeten Architekten mich unterwerfend) zur Besprechung. Der Zweck, den die Erfinder der Kannelürung verfolgten, war ein dreifacher:

1. Die Säule sollte als Speerhalter dienen. Dazu eignete sich eine geriefelte Säule besser als eine glatte, die das Abrutschen des Speeres verursacht hätte. Ähnlich sind ja auch unsere Schirmständer eingerichtet, welche das Anlehnen dieser Gebrauchsgegenstände an einen in der Mitte befindlichen Stab ermöglichen. Schon im I. Buch der Odyssee heißt es von 127—129 von Telemach, der Athene in Mentors Gestalt empfängt:

Stellt er die Lanz' hintragend empor an die ragende Säule
Drinnen im Speerverschloß, dem getäfelten; wo auch die andern
Lanzen gedrängt aufstrebten des unerschrocknen Odysseus.

Waren alle (16—20) Rillen mit Speeren gefüllt, so war gewissermaßen die ursprüngliche Form des Baumstammes wieder hergestellt.

2. An der Säule sollte wie an den Wänden Kalkputz haften. Wie die Kreter (siehe unter d) Holzsäulen von außen mit Steinplatten belegten, so sollten auch, als man die Wände statt des alten Lehmbewurfs oder der nackten Ziegelsteinmauerung mit weißem Kalkstaub putzte (so daß sie im Hause des Odysseus »leuchtende«[1]) heißen), die Säulen nicht mehr die häßliche Borkenrinde (bei den Atreusgrabsäulen durch Zickzack angedeutet) (Abb. 17) aufweisen, sondern auch im Kalkputz erstrahlen. Dazu wurden nun nach alter Weise Schilfrohrstäbe um den hölzernen Baumstamm befestigt, genau in der Weise wie die ägyptische Säule Bündel von Lotusstengeln an ihrem Schaft und Kapitäl zeigt (Bündelsäule) desgl. Papyrusstengel[2]) Anstatt nun aber sofort bei der Kannelürung an Entlehnung von Ägyptern zu denken, erinnern wir uns, daß noch bei den dorischen Lakedämoniern eine Schütte Schilfrohr als der beste Belag galt und die Jünglinge nach Lykurgs Gesetz darauf schliefen. Wie Dörpfeld (vgl. oben S. 209) in Troja Schilfrohr als Dächerbelag fand, wie eine Schütte Reisigstengel das Vorbild des Rundhölzerbodens (1. als Unterbau, 2. als Hallendecke), des Knüppeldamms, der Brücke, des Pfahlbaubodens, ja sogar des Floßes ist[3]), so wäre es zu verwundern, wenn die fortschrittlich gesinnten Baumeister der mykenischen Zeit um die Holzsäule nicht eine Rohrstabschicht herumgelegt hätten, damit der Kalkputz daran hafte. Sobald dieser aber abfiel, trat die Stangenriefelung hervor und das Auge gewöhnte sich nun an den nicht unschönen Anblick der

---

[1]) Od. XXII, 121; vgl. Hilfsbuch zu Homer 189.

[2]) Lübke-Semrau I, S. 22 u. 23.

[3]) E. Hahn, »Über Entstehung und Bau der ältesten Seeschiffe« in der Zeitschrift für Ethnologie 1907, I u. II, S. 44, schreibt nach Besprechung der Binsenkörbchen, in denen Moses und Sargon schwimmen, von den germanischen Kulturheroen Skeaf und Skiold: »Skeaf schwimmt im Schiff auf der Ährengarbe (sein Name umfaßt Schaff oder Schiff und Schaub = Garbe d. h. Halmbündel)«. — Auch schedia Floß ist nicht verschieden von schidia = Holzreisig, womit nach Vitruv die Barbaren ihre Lehmwände dichtmachen (vgl. Abb. 26 und XII, 2).

geriefelten Säule, um so lieber, als der (in 1) genannte praktische Zweck seine Erfüllung fand.

3. Die stabumkränzte Säule als Symbol der Herrschermacht. Wie das von den Liktoren in Italien getragene Beil mit einem Bündel Ruten umschnürt war, so hat man gewiß auch bei den Mykeniern das in Kreta im Labyrinth zu Knosos als Machtsymbol an den Wänden befindliche Doppelbeil (*λάβρυς* daher *λαβύρ* = *ινθος*) mit Ruten umwunden. So bedeuten vielleicht auch in der Priestersymbolik die durch die Kannelürung hervortretenden Stäbe die Macht des Königs, der mit seinem Stab (sceptron) das ungehorsame Volk über den Rücken schlug, wie dies Odysseus mit Thersites tat.

d) Die Bekleidung der kretischen Holzsäulen mit Steinbelag.

Als eine Vorstufe für den Ersatz der hölzernen Säulen durch steinerne kann man die in Kreta (Phaistos und Knosos) aufgefundenen Pfeiler betrachten, die aus vier mit Steinblöcken und Steinplatten bekleideten Holzpfählen bestehen[1]).

5. Die jonische Säule und der Figurenfries.

1. Daß die den jonischen Säulen, die ursprünglich ebenfalls von Holz waren, untergelegten Steinbasen den Zweck hatten, die von unten (aus der Wassergrube, dem Quellbehälter, oder dem mit Steinplatten bedeckten Kanal) aufsteigende Feuchtigkeit, desgl. auch Ungeziefer abzuhalten, hat schon Sarasin richtig ausgesprochen. Die Volute am jonischen Kapitäl zeigt wieder die schon oben besprochene Kunstform der Spirale. (Grundriß der nordischen Troia-Burgen = Spirale.)

2. Der an die Stelle des Triglyphenfrieses getretene Figurenfries ist, wie das Löwentorrelief, aus dem Vorbild der getriebenen, figurenreichen Bronzeblecharbeiten[2]) hervorgegangen, wie dies in Lübke-Semrau vom Löwentorrelief ausdrücklich hervorgehoben wird. Die Figuren der tönernen Metopen des Triglyphenfrieses brauchten noch nicht durch Glyphieren (Einritzen, Einkerben) hergestellt werden, sondern das Verfahren glich noch viel mehr der Tätigkeit des Schmiedes, der aus dem Bronzeblech in erhabner Arbeit durch Schläge von der Rückseite aus die Figuren heraustreibt. Jedenfalls war bei der

---

[1]) Abbildungen siehe in Drerup »Homer«.

[2]) Das Ausgrabungsgebiet der Hallstattperiode ist reich an solchen Arbeiten aus getriebenem Bronzeblech. Driesmans, S. 128.

Arbeit des Steinmetzen, und das gilt auch für die Triglyphen- und Säulenkannelürungen, nicht die Vertiefungen, sondern der erhaben heraustretende Teil die Hauptsache an der Skulptur.

6. Die korinthische Säule.

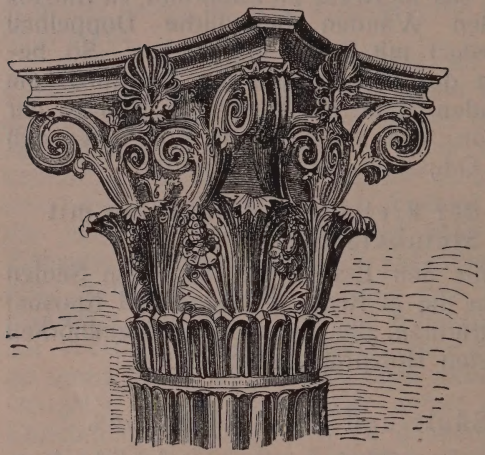

Abb. 58. Kapitell der korinthischen Säule am Lysikatesdenkmal. Nach Luckenbach I, S. 22, Fig. 34.

Wenn auch, wie Heyne[1]) ausdrücklich hervorhebt, Blumenranken und dergl. sich unter den Motiven der nordisch-germanischen Schnitzereien nicht finden, so wäre es doch verkehrt, wenn man die Bekränzung einer Holzsäule mit Laub (weiter ist doch das korinthische Akanthusmotiv nichts) als eine den Germanen fremde Sitte bezeichnen wollte, die selbst ihre Ruhesitze in dem Gezweig der Eiche (vgl. oben Seite 246) zu haben pflegten. (Abb. 58.)

7. Sprachwissenschaftliche Untersuchungen über die griechischen Ortsnamen.

Bei Besprechung der Bezeichnungen »thesaurus« und »thalamos« war schon darauf hingewiesen, daß jeder Versuch, diese beiden wichtigen Worte aus den semitischen Sprachen herzuleiten, unnütz und unrichtig ist, da nicht nur zahlreiche echt europäische Ortsnamen mit diesen Wortstämmen übereinstimmen, — Angermann führt für thalamos, das in Thalamai (*Θαλάμαι*) enthalten ist, noch andere zum Wortstamm dhar »tragen, halten« gehörige Ortsnamen (Thronion) an — sondern die uralten Worte, die Donner (tonitru germ. thunar, engl. thundr) und Dunkelheit bedeuten (tenebrae, aus temsrae, Wz. tam finster) mit dieser Bezeichnung eines dunklen, unterirdischen Verließes engverwandt sind. Da nun auch zahlreiche andere Ausdrücke der Zimmermannskunst und Architektur (*στέγος* d. Dach in Tegyra, Tegea

[1]) Siehe oben IX, 11.

und Wurzel τεκ vgl. tekton, der Zimmermann in Tekmōn Liv. 45, 26) in zahlreichen griech. Ortsnamen — wie dies Angermann schon vielfach betont[1]) hat, erhalten sind, so führe ich jetzt, besonders um meine wichtigste Behauptung, die mitteleuropäisch-germanische Herkunft der urachäischen Baukunst zu erweisen — eine Fülle von griechischen Volks- und Ortsnamen an, die — wie sich die Leser, auch ohne sprachwissenschaftliche Kenntnisse zu besitzen, überzeugen werden — sämtlich auf den mehrfach wiederholten Anruf »dunar-dunar« zurückführen lassen. Die Verdopplung der Silben Tar-tar führt zu Tartaros, eine schauerliche Schlucht, in welche die Verdammten hinabgelassen wurden.

In den auf Seite 4 gegebenen Andeutungen über meine Namendeutung aus dem urgeschichtlichen Donnergottkultus (nicht aus einsilbigen Wurzeln mit Bildungssilben und Suffixen) habe ich bereits einige Namen angeführt. Einzelne wie Taygetos, Stenyklaros lassen eine verschiedene Deutung zu, besonders da der Übergang des r in l auf dem Boden des griechischen Sprachgebiets von verschiedenen Sprachforschern heftig bestritten wird (z. B. von Prof. v. Wilamowitz), die nur einen Übergang von δ zu λ zugeben wollen. Ich kann mich auf die genaue Untersuchung dieser Fragen hier nicht einlassen, und muß diese auf eine spätere Zeit vertagen, zunächst wird in meiner Abhandlung »Der Name Germani« (Zeitschrift für Deutschen Unterricht 1909) von mir die Namensverwandtschaft der Tungermani mit vielen germanisch-keltischen Völkern besprochen werden.

a) Die Dardaner (Dardaniatae) am südlichen Donauufer als Urväter der trojanischen Dardaner und der Achäer-Danaer.

Zu den ältesten Völkern am südlichen Donauufer gehören zweifellos die Dardaner[2]), die nicht etwa nur mit dem Stifter des steinzeitlichen Troja Dardanos[3]) eine auffällige, aber wissenschaftlich wertlose Namensverwandtschaft aufweisen, sondern die tatsächlich, wie die neuesten Forschungen wahrscheinlich gemacht haben[4]), in einem Europa und Kleinasien verbindenden Zusammenhange gestanden haben, so wie sich auch die Myser an der Donaumündung (Moesia) und in der Umgegend von

[1]) Seite 22.
[2]) Vgl. Dardanellen.
[3]) Ilias III, 303. Sohn des Zeus, Vater des Erichthonis (siehe unten), Großvater des Tros (Hilfsbuch zu Homer S. 124).
[4]) Artikel »Dardanos« »Dardania« in Pauly-Wissowa Reallexikon.

Troja finden. Dieser Dardanos (in äolischer Endung Dardanor), der Sohn des Donnergottes Zeus (germ. 1. = Ziu, 2. = Donar) zeigt nun deutlich eine Verdopplung des Wortelements Danor, da auch im Nordischen bekanntlich Donar einsilbig Thorr genannt wird; wir dürfen also wohl Dar Danor mit Thor Donar gleichsetzen, umsomehr, als danu skytisch = Wasser, der Wortstamm des gewaltigen Flusses Danubis (Danubius = Danapris, Danastris (Dnjester) d. h. Danu-Ister)[1]), wiederum mit der ur-

Abb. 59. Haus mit Vorlaube aus der Ostmark.

alten Wurzel da geben (donum Geschenk) zusammenhängt, der Name also »Wasserspender« = Regengott bedeutet. Das mit Dardan zusammenhängende Wort darda, albanesich = Baum, ist umgestellt dandar = griechisch *δένδρον*[2]), das man schon vielfach für eine Reduplikation von dru, d. h. drys = Eiche, dory = Lanzenschaft angesehen hat. Alle diese Begriffe führen

[1]) Ister und Danub sind vielleicht die beiden Hälften eines uralten Namens, Danbscher, vgl. germanisch Embscher u. a.

[2]) Enthalten noch heute in Philodendron, Rhododendron.

uns den in dem Eichbaum (dendru) von Dodona (eigentl. Dordonar?) hausenden Gewittergott Thordonar vor.

Wenn nun diesem »Dar-danar« noch ein dritter Anruf angehängt wird »Dar-danar-danar« und es mir gelingt,

1. die Ansiedlungen der Achäer-Danaer als hiernach benannt zu erweisen,

2. zahlreiche architektonische Kunstausdrücke unmittelbar hieraus herzuleiten, so werden mir meine Leser wohl darin Recht geben, daß es für mich jedenfalls geboten war, mit diesen

Abb. 60. Haus mit Vorlaube aus der Ostmark.

wissenschaftlichen Tatsachen hervorzutreten und sie nicht länger zu verschweigen.

b) Die Völkerschaften und Ansiedlungen der Achäer-Danaer.

Indem ich in der Tabelle (Seite 334) zur Orientierung der Leser eine Übersicht über die in Frage kommenden Grundformen gebe, die sich nach wissenschaftlich erwiesenen Sprachgesetzen über die Umformung des Anlauts usw. aus dem oben angeführten

uralten Namen ergeben, zähle ich jetzt, indem ich alle weiteren etymologischen Einzelheiten[1]) einer späteren wissenschaftlichen Arbeit vorbehalte, die zahlreichen Namensformen auf:

1. Dhar-danachar-danchos. Daß ich mir erlaube, den Namen Danaos d. h. des Stammvaters, erstens der Danaoi und zweitens der quellenbeschützenden Danaides als Dan-achos anzusetzen, dazu berechtigt mich die Tatsache, daß nicht nur danu (skytisch), sondern auch acha »Wasser« bedeutet, was schon Angermann treffend hervorhebt, indem er betont, daß Achaioi[2]) (vgl. Acheron, Acheloos, Achilleus usw.) ebenso wie Danaoi »Wassermänner« bedeutet, wir gewinnen also hierdurch sogleich die Erklärung für die Herausbildung der beiden wichtigsten Volksnamen des Hellenenvolks im homerischen Zeitalter. Entsprechend den Bewohnern von Darda(n)-para[3]), den Dardaparatae, finden sich in Illyrien, dem Lande zwischen Dardanien und dem Achäergebiet, die Darsa-rêtae, die allerdings in der schlechten Aussprache mit ausgeschliffenem r Dassaretae (vgl. Massilia neben Marseille) heißen; diese sind dann den auch in der Odyssee erwähnten Thesprôti namensverwandt, die ebenfalls einen Verlust des r erlitten haben und in ihrer Urform Thersaparôti = Dardaparatae und = Dardanpirustae sind; die nächsten Nachbarn der Dardani sind nämlich die auch bei Cäsar[4]) erwähnten Pirustae. Über das Alter dieses als Seeräubervolk überall bekannten illyrischen Volksstammes, füge ich die Bemerkung hinzu, daß die Purasati bereits auf den ältesten Inschriften der Ägypter (16. Jhdt. v. Chr.) neben den Dardeny (Dardanern), Ruka (Lykiern) Akaiwasa (Achaiern) und anderen erwähnt werden[5]). Die so gefundene Grundform Dardanparastai paßt nun zu der oben angegebenen insofern, als die Wortform acha(r) mit apa(r) nicht nur auf der griechischen, sondern auch auf der italischen Halbinsel fortwährend mit einander wechselt[6]),

---

[1]) Streng wissenschaftliche Beweisführungen würden den Rahmen des vorliegenden Buches weit überschreiten.

[2]) Nach verschiedenen erfolglosen Versuchen diese Namen zu erklären, hält man jetzt an der Ableitung von acha fest; vgl. Artikel »Ἀχιλλεύς«. Die Ableitung des Namens »Danuvius« wird auch in Müllenhoffs »Deutscher Altertumskunde« besprochen.

[3]) Vgl. Artikel »Dardania«. Das Bildungselement — para findet sich in vielen thrakischen Städtenamen: Bessapara, Drusipara, Subzupara usw.

[4]) Gallischer Krieg, V, 1.

[5]) Globus 1895, LXVII, No. 19. Dr. J. Höfer: »Asien und Europa nach ägyptischen Denkmälern« von W. Max Müller (Vorwort von Georg Ebers), Leipzig 1893.

[6]) apa = aqua im Umbrischen usw.; vgl. auch die Aupa im Riesengebirge.

ein Ufergebiet des Acheloos (= Acheron) heißt statt Acherontia: Aperantia. Zu dieser Form: Dardanaparastai findet sich nun insofern auch die richtige Grundform Dardanachar-daia, als das Gebiet der nächsten Nachbarn der Pirusti erstens in Illyrien (westl.) und zweitens in Makedonien (östl.) »Eordaia« heißt eigt. Echordaia, sodaß wir also

1. Dardanapar-daia und

2. Dardanachar-daia einander gleich setzen dürfen, besonders da in allen folgenden Abschnitten (2—13) diese Doppelform (apa = achwa) überall hervortreten wird. — Außer Do-dona (Zeus Dodonaios, Ilias XVI, 233) wo Dō aus Dōr verstümmelt ist (vgl. Ziu aber Tyr, Dianus, Dione, Diana usw. neben diurnus von diaus Taggott), führe ich noch die Dores, eigtl. Dōrdanaoi auf, die eiserne Waffen, eisernes Geld besaßen und mit eiserner Willensfestigkeit das orientalisierte Argos-Mykenae vernichteten. Man hat die Dores schon oft mit dory, drys (vgl. oben darda) zusammengestellt. Da in dem gallischen Flußnamen Durdonios (Dordogne) das d von den Römern nachlässigerweise unterdrückt wurde (Duranius), so wird auch das thrakische Doriskos eigtl. *Dordiskos geheißen haben und mit den Skordiskoi namensgleich gewesen sein (Dh = Sch = Sk, s. unten). Außerdem gehören hierher die Deur(d)iopes (Päonien, Nordgrenze von Makedonien), welche das d verloren haben, wie im Lateinischen Janus, Juno, Jupiter ohne anlautendes D geschrieben werden. Aus *Dyrdoms ist Dryops verdreht, was überhaupt wörtlich übersetzt »Eichauge« ganz sinnlos ist, ebenso Dolops = Doloms (Dalam-paratae) wovon jetzt die Rede sein wird. Das Gleiche gilt von Derriopes u. a.

1a) Dhaldanachardanchs. Durch die bekannte Verwandlung des r in l entstehen nun noch zahlreiche Nebenformen, die nach Weglassung des d (ich soll = ich schulde, olle = olde usw.) Dhaldam = Dhalam zu dem Worte thalamos führen. Die schon oben angeführten von Angermann mit thalamos zusammengestellten Dalmatae (Illyrien) haben nun zweifellos eigentlich — wie sich aus dem Namen des thrak. Volkes der Dolonker ergibt — Dalamchârtai (noch früher Daldamcharatai) geheißen, da die antiken Kulturvölker überall in der barbarischen Endung der Nordvölker »ard« das r ausschliffen, so heißen die Savoyarden nicht *Sabaudiartae, wie sie heißen müßten, sondern Sabaudiatae (vgl. Communard usw.), so hätten die Römer auch Crotoniartae sagen müssen. Die Richtigkeit meiner Behauptung wird sich erst klar ergeben, wenn die entsprechenden Namensformen mit T (siehe unten 2) Telomartius usw. zur Sprache kommen.

Thalamai siehe oben. 1b) Dhardanchaldans: Hierher gehört u. a. Dordchyldaion = Dorylaion. 1c) Dhardamphardans und 1d) Daldamphardans: Deldphurs = Delphoi (vgl. Thelpusa).

2. Thardanchardanchs. Daß auch die mit th anlautende Grundform der mit d gleichwertig ist, obwohl sie eigentlich nur der niederdeutschen (II) Sprachstufe der Lautverschiebung entspricht (I tonitru II thunar III donar Donner), werden wir erkennen, wenn wir δαρθάνω (schlafen), das eigtl. θαρθάνω (tharthano) heißen mußte, mit lat. dordmio = dormio zusammenstellen und die Tatsache im Auge behalten, daß die illyrischen und epirotischen Bergvölker die weiche media vor der tenuis und aspirata bevorzugten, da sie z. B. statt Pyrrhus Burrus sagten. Vielleicht lassen sich nach eingehenderem Studium dieser noch sehr unbekannten Sprachreste genauere Regeln aufstellen, zunächst brauchen wir auf diese Unterschiede kein Gewicht zu legen. So hat auch Dr. Aßmann. um seine semitische Ableitung des Namens Dardanus zu stützen und zugleich auch die assyrische Herkunft der Trojaner zu erweisen, den Dardanos mit Tharthan, dem 2 Kön. 18, 17 genannten Feldherrn (Erzschenken) des assyr. Königs Sanherib (700 v. Chr.), zusammengestellt. Überhaupt ist zu bemerken, daß nicht nur bei dem Zusammentreffen zweier Aspiraten in zwei aufeinanderfolgenden Silben, sondern überhaupt bei der Schreibung ausländischer Eigennamen sehr nachlässig bei der Anwendung des Th verfahren wird, da es vielfach für t erscheint: Thybris für Tiberis, Nathan wo im hebr. Text Natan steht usw. Somit nehme ich mir auch die Freiheit die mit T anlautenden Namensformen, da eben tharthan nach griechischer Schreibweise unmöglich ist, ohne weiteres mit denen, die Th aufweisen, auf eine Stufe zu stellen. In The(r)sprotia ist das th erhalten, weil das zweite th in Tharthanpirusti zu S geworden ist und nun eine Abschwächung zu T nicht nötig war im Gegensatz zu Triphylia (s. unten 2h), wo in der zweiten Silbe die Aspirate ph steht. Aus Tartagurtum ist Tragurium gekürzt (j. Troghir); nach Abscheidung der Vorsilbe Thar, die man für ein besonderes Wort späterhin betrachtete, entstand (tar)tugurium = tugurium die Bezeichung für die Barbarenhäuser; s. oben den Bericht des Vitruv. Diesem tugurium entspricht Tegyra, Tanagra, Tegea, Stageiros. Der Taygetos hätte, falls nicht der Name Artemis (vgl. S. 4) damit vereinigt war, Tartygertons heißen müssen; Tyrtanchos ist enthalten in Tyrtaios, Tyrtamos; Tartaros enthält noch beide r[1]), The(rt)miscyra siehe 2f.

[1]) Durch Ausfall des r in der ersten Silbe ergibt sich eine Fülle von Namen: Ti(r)ta(ch)resios, Ti(r)thorea, Teu(r)th-rone, Teu(r)th-rania, Teu(r)-

2a. Thaldanchardanchs. Unter diese Grundform gehört zunächst der Name der mit dem Heroldsamt seit Urzeit belehnten Familie der T(h)althybiaden in Sparta, eigtl. Thalthymcharden; ihr Ahnherr war Talthybios, der Herold des Agamemnon. Da thalamos urspr. thalthamos hieß und von diesem uralten Wort, erstens das Verbum tharthano (geschrieben *δαρθάνω* lat. dord-mjo = dormjo) schlafen, also *θάλαμος* = Schlafgemach, zweitens die Wurzel dhar(d) halten, tragen und dhald (vgl. Dolde, Geduld usw.) sich abzweigten, sodaß thaldham in thald-ham zerlegt werden konnte, Stütze des Hauses, d. h. Haus mit Tragpfählen, so bedeutet Thaldhamchard gestütztes Haus im ghard (gr. *χόρτος*, hortus) d. h. der Einhegung, got. gards. Haus. Daß in dieser Urform außer *θάλαμος* (thalamos) auch *θόλος* und *μυχός* sowie megaron (*μέγαρον*) eigtl. *θολομέγαρον* enthalten sind, wird in XII, 8 besprochen werden. Nach Wegfall des dh hinter l (siehe oben) entstehen nun dem Thalthymchardes entsprechend eine ganze Reihe von Königsnamen, die alle ursprünglich seine Würde, das Wohnen in dem umhegten Pfahlhause bezeichneten

1. Thalamchertes = Tla-ertes und dann (tlatum gr. *τλάω*, von tuli = latum) vgl. Telomartius (Rhonemündung). Laërtes; neben Laërtes findet sich auch zweimal der Name Laërkes bei Homer; Laer(k)tides (gesprochen Laertjades) unterscheidet sich also nicht von Laerk(t)ides, Grundform Tlamerktides (vgl. No. 4) = Thalamcharkte(d)r umpfählte Schlafstätte. Nach Ausschleifung des r aus Telemharchtides:

2. Telemachtides = *Τηλεμαχίδης*, Sohn des Telemachos.

3. Telamnichardes = *Τελαμωνιάδης* Telamoniades, Sohn des Telamon = Aias und Teukros; durch Verkürzung von lambda in labda entsteht aus der Grundform Talambdarchtides, in welche ein d eingeschoben ist (vgl. 2d):

4. Tlabdarchtides = Labdakides (Theben!). Anstatt zur Ableitung dieses Namens, vgl. Kadmus[2]), aus dem Semitischen zu greifen, werden wir uns vergegenwärtigen, daß alle vier Fürstennamen zusammenstimmen mit der Grundform: Dardanth-erichthonjos (Dardanos-Erichthonios steinzeitliche Begründer von Troia) und Parthenos-erechtheion dem ältesten Heiligtum der Akropolis; vgl. oben Seite 264—268 und 4b.

---

tamos, vgl. oben Tyrtamos; Di(r)thyr(th)ambos, die Erklärung aus zwei Türen entstanden = zweimal geboren, ist unsinnig. Das Wort läßt das Schlagen der Pauke (tympanon) = Donner erkennen.

[2]) Die Ableitung des Kadmos von qadam = »Ostmann« ist Torheit, da qadam gar nicht »Osten« sondern nur »Vorzeit« heißt. In Akademos, Lakedaimon ist ebenfalls »Kadmos« enthalten.

	Grundform	a	b	c	d
1	Dardanchardanchs	Daldanchardanchs	Dardanchaldanchs	Dardanthardanchs	Daldanthardanchs
2	Thardanchardanchs	Thaldanchardanchs	Thardanchaldanchs	Thardanthardanchs	Thaldanthardanchs
3	Uordanchardanchs	Uoldanchardanchs	Uordanchaldanchs	Uordanthardanchs	Uoldanthardanchs
4	Brdanchardanchs	Baldanchardanchs	Baldanchaldanchs	Bardanthardanchs	Baldanthardanchs
5	Mardanchardanchs	Maldanchardanchs	Maldanchaldanchs	Mardanthardanchs	Maldanthardanchs
6	Schardanchardanchs	Schaldanchardanchs	Schaldanchaldanchs	Schardanthardanchs	Schaldanthardanchs
7	Chardanchardanchs	Chaldanchardanchs	Chaldanchaldanchs	Chardanthardanchs	Chaldanthardanchs
8	Hardanchardanchs	Haldanchardanchs	Haldanchaldanchs	Hardanthardanchs	Haldanthardanchs
9	Kardanchardanchs	Kaldanchardanchs	Kaldanchaldanchs	Kardanthardanchs	Kaldanthardanchs
10	Gardanchardanchs	Galdanchardanchs	Galdanchaldanchs	Gardanthardanchs	Galdanthardanchs
11	Artanchardanchs	Altanchardanchs	Artanchaldanchs	Ardanthardanchs	Aldanthardanchs
12	Sphardanchardanchs	Sphaldanchardanchs	Sphardanchaldanchs	Sphardanthardanchs	Sphaldanthardanchs
13	Phardanchardanchs	Phaldanchardanchs	Phardanchaldanchs	Phardanthardanchs	Phaldanthardanchs
14	Spardanchardanchs	Spaldanchardanchs	Spardanchaldanchs	Spardanthardanchs	Spaldanthardanchs
15	Pardanchardanchs	Paldanchardanchs	Pardanchaldanchs	Pardanthardanchs	Paldanthardanchs
16	Zardanchardanchs	Zaldanchardanchs	Zardanchaldanchs	Zardanthardanchs	Zaldanthardanchs

e	f	g	h	Anmerkung
Dardanthaldanchs	Dardamphardanchs	Daldamphardanchs	Dardamphaldanchs	Die Urform aller dieser Namen ist (vgl. 1 c): Dardanthardans dreimaliger Anruf des Donnergotts. Da aber in der Ursprache th wie tsch klang (tsch = sch = ch), so ist die oben angegebene Grundform am meisten vertreten. Hinter dem r der 3. Silbe erschien schon früh ein h (ch); vgl. S. 1 u. 333 Dardans-(h)erichthonios. Thal-(d)amscharak(d)oma = Schlafgemach-Umpfählung. Über »sractum« vgl. meine Bemerk. S. 1 und mein Progr. 1901.
Thardanthaldanchs	Thardamphardanchs	Thaldamphardanchs	Thardamphaldanchs	
Thordanthaldanchs	Uordamphardanchs	Uoldamphardanchs	Uardamphaldanchs	
Bardanthaldanchs	Bardamphardanchs	Baldamphardanchs	Bardamphaldanchs	
Mardanthaldanchs	Mardamphardanchs	Maldamphardanchs	Mardamphaldanchs	
Schardanthaldanchs	Schardamphardanchs	Schaldamphardanchs	Schardamphaldanchs	
Chardanthaldanchs	Chardamphardanchs	Chaldamphardanchs	Chardamphaldanchs	
Hardanthaldanchs	Hardamphardanchs	Haldamphardanchs	Hardamphaldanchs	
Kardanthaldanchs	Kardamphardanchs	Kaldamphardanchs	Kardamphaldanchs	
Gardanthaldanchs	Gardamphardanchs	Galdamphardanchs	Gardamphaldanchs	
Ardanthaldanchs	Ardamphardanchs	Aldamphardanchs	Ardamphaldanchs	
Sphardanthaldanchs	Sphardamphardanchs	Sphaldamphardanchs	Sphardamphaldanchs	
Phardanthaldanchs	Phardamphardanchs	Phaldamphardanchs	Phardamphaldanchs	
Spardanthaldanchs	Spardamphardanchs	Spaldamphardanchs	Spardamphaldanchs	
Pardanthaldanchs	Pardamphardanchs	Paldamphardanchs	Pardamphaldanchs	
Zardanthaldanchs	Zardamphardanchs	Zaldamphardanchs	Zardamphaldanchs	

2b. Thar(d)anchaldanchs. Tritt in der dritten Silbe die Verwandlung des r in l ein, so erhalten wir eine Form, zu der uralte Namen gehören:

Trtongholdymchs ist = Troglodytes der »Höhlenschlüpfer!« ich glaube aber, daß die Anlehnung an dyo (*δύω*, *δύνω*) erst eine ganz späte Volksetymologie ist[1]). und daß domos, *δῶμα* (oder demos?) zu Grunde gelegen hat, doch ist der tiefe Vokalismus im Hinblick auf Thunar nicht ausgeschlossen; der Name der ältesten Höhlenbewohner (Troglo-domos) zeigt uns also noch den verdreifachten Anruf des Donnergottes Thorthonchalthundr, aus dem in Deutschland noch eine Reihe von Ortsnamen abzuleiten sind: Tirschtigel (Trzciel = Röhricht)[2]) und der auf dem Triglav (Terglou) sowie auf dem mons Harlungorum bei Brandenburg a. d. Havel verehrte Triglav, der somit aus Thrthingl(th)aun d. h. Thôrthunhar-thaunr hervorgegangen ist.[2]) Die mit troglon Höhle zusammenhängenden Namen Trogilion usw., die dem Tragurium entsprechen, sind schon oben (Seite 58) genannt. Zuzufügen sind noch: Trikkala = Trt..kala (adcedo = accedo) und Triklaros, worin sogar noch der dritte Wortteil, da Trtigldars = Thórthunhaldonros ist, sich erkennen läßt; ebenso ist aus der vollen Form Thr-stenkaldaros d. h. Stenyklaros hervorgegangen, wobei entweder das erste r ausgeschliffen: »Tstenyklaros«, oder die erste Silbe Thor (= *θόλος* (tholos) Rundbau oder torus[3]) lat. = eheliches Lager also = *θάλαμος*, *θαλαμικος* (adj.) = *θολο-μυχός*[4]) geheimes Innere des *θόλος*) als selbständiges Wort weggelassen wurde[5]), wie dies mit der Anfangssilbe Kar (= Stadt, Kwarbs = urbs) oft geschah: Karmylessos aber Mylasa (vgl. unter 9). Über die Chaldäer siehe unter 4.

Eine Reihe wichtiger Volksnamen hat sich aus der Nebenform 2c bis 2e entwickelt, da dies ursprünglich die Grundform war.

---

[1]) Ebenso anerkanntermaßen in Aphro-dite d. Schaumgetauchte.

[2]) Das für den Hausbau wichtige Schilfrohr (Troja!) gab Veranlassung zur Gründung dieses Ortes; Kausch, Deutsche Namenskunde, S. 82. Tursiculdani wurde zu Tursculani, Tusculani (Handbuch d. Kl. A.—W., II, S. 189). Die Tyrsencal(d)abri (vgl. Thrstencal(d)a(b)ros = Stenyclaros) wurden zu Calabri oder Dauncalabri (tyrs = turris) Siculi = Sakalissa auf ägypt. Inschriften; Flußname Scultenna.

[3]) Tor-domos »Lager-haus« würde genau dem hebr. »thardema« Schlaf (1. Mos. 2, 21) = tharthano S. 333 entsprechen: turdma ergibt turma = turba = thaurp Dorf griech. thor(d)ybos Getümmel.

[4]) Über den *μυχός* siehe Joseph, Seite 71.

[5]) Auch bei den germanischen Volks- und Götternamen konnte die erste Silbe Tyr (= Ziu), *Tuir = vir weggelassen werden: Vercingetorix neben Cingetorix.

2c) Thardanthardans. Diesen zwischen n und r eingeschobenen d-Laut lernt der Tertianer schon bei der Deklination des Wortes ἀνήρ Gent. ἀνδρός statt ἀνερός kennen. Die Silbe Thar (Stammsilbe des Volksnamens der Thraker!) fehlt bei Tyndaridai, da aber diese Söhne des Zeus sind (Dios-kuren), so ist wohl Dior (statt Diors) als Anfangssilbe zu ergänzen Diort(h)yndaridans (ans ist die ursprüngliche Endung des accus. plur.; später ās); ein Donnerberg ist auch Tainaron. Scheinbar ist diese Grundform nicht durch Einschub, sondern durch Umstellung des schon vorhandenen t-Lauts zu erklären, wenigstens kann Geronthrae aus Gertnchrae (Gortynchartes) — siehe 10 — durch Verschiebung des t = Gernt-chrae gebildet sein; doch ist das Vorhandensein zweier t-Laute (thynthar) wohl das Ursprüngliche (vgl. taratantara!); auch in dem Namen des ägypt. Königs Thorsothros (III. Dynastie) ist Thorthonthras erkennbar, vgl. das alte Heiligtum Tenthyris.

2d) Thaldanthardans: Telethrius (Berg auf Euboea). Auch hier liegt wohl die eben besprochene Verschiebung des t-Lauts vor: *Taltnchar gibt Talntchar. Dann sind die Taulanti(ch)er aus Taltncher hervorgegangen und so nicht nur Nachbarn, sondern auch Namensvettern der Dardnchartae = Dardaniâtae.

2e) Thardantaldans: Über die Danthelatae, die die Anfangssilbe verloren haben, falls nicht aus der schnellgesprochenen Form Darnthelatae das r zum Zweck der Dissimilation (den Griechen klang ein Name mit zwei oder drei Liquiden [r und l] zu barbarisch!) ausgeschliffen ist, habe ich schon gesprochen. Auch bei diesem Volksnamen ließe sich Dardncharatae als Urform ansetzen, die dann bei schnellem Sprechen Darntcharatae und Darntchalatae wurde und schließlich noch das r durch Ausschleifung, wie bei den Dassaretae (statt Darscharetae) verlor.

2f) Thardamphardans: (Thar)tymphrestos (Berg in Nordätolien), ebenso Thymbra. Ther(t)mo(r)don = Thermodon (Fluß in Pontus), Ther(d)ambus vielleicht ursprünglich Ther(d)amb(d)ordambos, später in zwei Hälften zerlegt[1]) der Abkürzung wegen (Stadt in Thrakien), Te(r)mpyra = Tempyre (Stadt in Thrakien), vergleiche Termera (Karien), Therapne in Lakonien. Angermann erklärt diesen Ortsnamen aus dem Stamm dhar tragen (s. oben) durch »Kausativbildung mit π«[2]).

---

[1]) Vgl. hierzu das (2) genannte Wort Dirthyr(d)ambus. In der Sprache der Kaukasier gibt es zahllose Worte, die aus verdoppelten Stämmen bestehen; vgl. Orientalistische Literatur Zeitung 1907, No. 11, S. 569.

[2]) In der Tat eine leichte Art wissenschaftlicher Erklärung! Dann müßte doch auch therapon (θεράπων) der Diener durch solche künstliche

Die Übereinstimmung der hierin enthaltenen Grundform Ther(d)mphyrda mit der Urform Ther(d)m(t)chyrda erkennt man durch Heranziehung des Namens Themiscyra (Pontus), worin ebenfalls das r (Thermiscyra) ausgefallen ist,[1]) jetzt heißt der Ort Terme.

2g) Thaldamphardans: Thelpusa (Arkadien) ist aus Thel(d)phursa hervorgegangen, wenige Meilen südlich liegt T'aliphēr(s)a, worin man (der Volkssprache entsprechend) das T als Artikel nahm, vgl. *Τἄλλα* = *Τὰἄλλα*; s. oben *Τὰ Λεύκτρα*. klar ist die Übereinstimmung von Thelpusa oder Telphusa (Name mehrerer Quellen) mit Delphi, eigtl. Delphursa (uros, *οὖρος* = *ὄρος* Berg). Da apa Wasser aus akpa (aqua) hervorgegangen so, ist die Form Del-kphursa gleichwertig; wir werden deshalb unter 11. Leukphrys, Lykabe(r)ttos usw. finden. Leukophrys (Weißauge) ist Name einer Quellnymphe. (S. 73.)

2h) Thardamphaldans: Ther(d)mophylae = Warmtor, d. h. Tor mit warmen Quellen; daß Schluchten mit (warmen) Quellen den Anfang der Nymphenverehrung bildeten, ist oben (III, 1 usw.) besprochen worden. Aus Tritphylioi erstens in Epirus, zweitens in Messenien (bei Pylos) ist Triphylioi geworden, übersetzt als »Dreistammvolk«, was ebensowenig richtig ist, wie die Ableitung von tribus von drei (tres), da es mit turba, thaurps (Dorf) und trefa zusammengehört, wie man längst erkannt hat. Die ursprüngliche volle Form ist enthalten in dem Namen des keltischen Alpenvolks der Tri(t)umpil(d)ini; ld ist zu ll geworden in Triballoi (an der Donau) = Tarbelli in Gallien, so daß Tribaldikos (adj.) noch die Grundform Tritumbhaldanchos aufweist. Thrstymphalos ergibt nach Abfall der Vorsilbe thr bezw. nach Ausschleifung von r (Thstymphalos) den Namen der aus den »Arbeiten des Herkules« bekannten arkadischen Stadt Stymphalos; (die Wortform erinnert an omphalos), Timolos. — Tr(t)iptol(d)emos siehe S. 285, Anm. 1.

Ich bespreche die nun folgenden, aus der Grundform Dhardhanchardhanchos sich durch Wandlung des Anlauts ergebenden Nebenformen ganz kurz; D-har führt zu:

1) Duhar, Duar, Uar, Bar, Mar;
2) Schar, Skar, Char, Kar, Gar;
3) Suhar, Swar, Sphar und Phar, Spar und Par.

Verlängerung erklärt werden. Das ist aber überflüssig, denn in der Ursprache stößt der Geängstigte den Schreckensruf nicht einmal, sondern zwei- bis dreimal aus.

[1]) Vgl. Zarmizergthusa unter 16! aus thorybos (= Therambos) Getümmel ist thaurp, turba, tribus = Dorf hervorgegangen, orymagdos Kriegsgeschrei, hieß eigentlich thorymhargdos, thor-tymharg-dos.

3. Uordamchardanchs. Dieser Anlaut findet sich besonders in italischen Namen: Uer(tun)cheldae = Vercellae; Vertumhrdnaldia[1]) = Vortumnalia, Fest des Vertumnus. Der Beiname der Venus »Verticordia« (Valer Max. 8, 15, 12), den man für eine späte Wortbildung hielt, ist vielleicht uralt. Uiridom(h)ar(d)us, [Uir]dumn(h)or(d)ix, Uerti(m)co(r) und viele andere gallische Fürstennamen, auch Vertingtoricht-s. = Vercingetorix lassen sich ungezwungen aus dieser Grundform ableiten; über Olympos (*Οὔλυμπος*) siehe 11. Auch Vortigern gehört hierher, den Holtzmann unter lebhaften Widerspruch von Glück (S. 177) mit Frithigern verglichen hatte.

4. Brtamchardanchs ist enthalten in Britomartis, der Jagdgöttin der Kreter, die oben (S. 280.) besprochen ist; sie ist namensverwandt der Artam(s) Orthia, an deren Altar die spartanischen Jünglinge bis aufs Blut gepeitscht wurden (s. unten 11); die Übereinstimmung von Brtomartis und Trtomartius (Telomartius s. oben 2) ist unverkennbar. Bri(t)-chardéus ergibt den hunderthändigen Meerriesen Briaréus; Brachurdón ist = Brauron, dem Kultort der Menschenopfer fordernden Artemis Brauronia in Attica. Bur(s)acteri, Buructeri am Rhein.

4a) Bltamchardams = Bld-cherdophonts = *Βελλεροφῶν*, Bellerophon, falls nicht etwa eine Verschiebung des r in eine andere Silbe eingetreten ist. Balduchrthunhar ist der germanische Frühlingsgott; Belger (Belluăker) tubanter am Rhein. = Beltunger tubanter oder Vertungert maner = Germani. (S. 327.)

4b) Brtamchaldams = Britankaltan, d. h. Britanische Kelten (Galater, Gallier). Aus Brdingaldenses ist der Name der uralten Hafenstadt „Burdigala“ durch Kürzung gebildet. Vgl. auch: Bruttincal(d)abri in Süditalien und Portuncale (Oporto). Caesar bemerkt, daß sie Bergbau treiben; es wird sich (in 5) zeigen, daß die Mat-chalda, d. h. die Chaldäer am Euphrat einen verstümmelten Namen führen und Martunchalda (vgl. Marduk, Mordacha-i) heißen müßten, dann ist die (oben X, 11) dargestellte Eisenschmiedekunst derselben erklärt; sie sind eben aus Mitteleuropa herangeholte Britanchaltae, die auch die Sage von dem Kampf des Marduk (marthiud = Meervolk) gegen den Meerdrachen Thiamat und seine Bändigung aus der Heimat

[1]) Die Feste der Voltur nalia und der Vortumnalia sind in Rom engverwandt, man ersieht daraus, daß der zweite Name eine liquida in der Mitte verloren hat, auch Volaterrä, Velithrae und viele andere etruskische Namen, die sich auch in Rhaetien (Tirol, Graubünden) wiederfinden, gehören hierher. Sualiternum heißt der Bernstein (Electron); diese Orte vermittelten den Bernsteinhandel.

an der Nordsee mitgebracht haben[1]), denn Thiamat ist nichts anderes als Thiatmars, vgl. Thiatmares gau[2]) = Thietmarschen, Dithmarschen[3]), das Land der Teutonoarii (Teutones). Martenchel = Martell d. h. Hammer.

Wie leicht sich der Anlaut Tal, Twal zu Bal umwandelt, sieht man an Tubalkain, »dem Meister in Erz« (I. Mos. 4, 22), der dem Volkanus entspricht[4]). Aus der Grundform Twaltunkardin (vgl. Velocasses, eigtl. Veldocarsin in Gallien) in vollem Ausdruck Twaltunhardinal, hat sich Voltu(h)r(d)nal (Fest der Volturnalien), Voltucarnal = Volcânal (Fest des Volkanus) und der Name Tel(t)chines gebildet; die letzteren waren eine von Kreta nach Rhodos, besonders nach dem uralten Jalysos ausgewanderte pelasgische Priesterfamilie, die als kunstreiche Bearbeiter der Metalle gerühmt wurden, aber als Zauberer und bösartige, neidische Dämonen berüchtigt waren (Ov. Metam. 7, 365), — wem fielen da nicht die zahllosen deutschen Märchen von den Gnomen und Berggeistern (Rübezahl) ein? Auch dieser Rübezahl, eigtl. Rübezagel, ist ein echt germanischer Höhlengott und sein Name ist in Zarmizege(l)thusa[5]), der Hauptstadt der Geten nördlich von der Donau, enthalten. Also weit gefehlt, daß Tubalkain etwa die Urform für alle Schmiedegottnamen darstellt, ist dieser orientalische Heros erst aus Europa hergekommen; sein Name, der in voller Form (siehe oben) Twartuncharkdain = Dardanerichthonios hieß, weißt deutlich nach Spartan-lakdaimon, (14b) dem Sitz der Eisenschmiedekunst. Da Bora, ein makedonischer Bergname, sicherlich = Berg ist, so liegt es nahe, dieses Wort als Vorsilbe zu Tomaros usw. anzusehen; Bortomaros = Britomartis.

5. Mardhanchardans. Daß die aus dem A.T. (Buch Ester) bekannte volle Form Mordachai uns die Verstümmlung des Götternamens Marduk erkennen läßt, der eigentlich Mardanchardan heißen müßte, ist schon oben bemerkt, nun erkennen wir auch, daß Melikertes, der Sohn der Meergöttin Leukothea, die den Odysseus rettete, viel älter ist als die angebliche phönikische Urform Melkchart (König der Stadt); auch Malachit der »Königstein« ist aus Malachirtes hervorgegangen, sowie der Name der Malakitani, der Einwohner von Malaka = Malaga

---

[1]) Vgl. meinen Artikel in der »Flotte«, Februar 1908.
[2]) Artikel »Ditmarschen« in Brockhaus Konv.-Lexikon.
[3]) Auch Kiepert betont diese Gleichheit im Lehrb. d. a. Geogr. S. 540.
[4]) Volkanus = Völundr = Wieland. vgl. S. 266.
[5]) Aus Zalmoglthus ist Zalmolxis (erstens Zalmoxis, zweitens Zamolxis) in schneller Aussprache gebildet (s. oben IV, 19, Seite 140).

in Spanien. Als Stadtnamen finden wir die Form mit 2 Liquiden in Molykereia (eigtl. Moldynkerdeia) in Aetolien Marcharthon ergibt erstens Marathon, zweitens Marathus. Die Molochirden, gesprochen Molorchiden, sind ein von Herakles am Oeta eingesetztes Fürstengeschlecht, und den Moloschoi = *Μολοσσοί* namensverwandt.

Da der ch-Laut in acha = chw ist (s. oben), so ist Molquart als genaue Schreibung anzusehen, daher lateinisch: Mulciber der Schmelzer = Volkan; daß aber die urälteste Form zwei r gehabt hat, beweist Mercurius, Schutzgott der Genossenschaft der Mercuriales, vgl. oben Volcâ(rd)nal und Volt(ih)ur(d)nal. Somit erweist sich auch der Mercurius, den Tacitus mit dem Hauptgott der Germanen identifiziert, in seiner ältesten Namensform: Tmerdicurdinal als Thnardhunhurdunul, eine Übereinstimmung, die nun wohl den letzten Zweifel beseitigen wird.

6. Schardanchardans ist der Schlachtruf des Meervolks der Schardaner, welches neben den Tekri (Teukri = Begründer des steinzeitlichen Troja)[1]) in den Pyramideninschriften aus der Zeit Rhamses III. genannt werden (s. Abb. 7, S. 27), nach ihnen heißt Serdica u. Shardamchyrdensos[2]) = Salmydessos, verstümmelt in Salamis[3]) Sardeis, Sardo = Sardinia, Seldymherdia = Selymbria (Küste von Thrakien). Serdmhylde = Sermyle.

An der Donau sind ihnen die Skordiskoraeti namensverwandt[4]), nach denen der Scardus (Shar-dagh) heißt, auf den Inseln der Adria die seefahrenden Scherdinphairaker d. h. die Phaiaker von Scheria, die man bisher in das Reich der Fabel hat verweisen wollen; Drerup (»Homer« S. 129) meint, in der Odyssee seien damit die Kretopelasger bezeichnet, Scheria sei = Kreta, und tatsächlich sind diese (Skrtanphelasker[5]), Begründer des Tanzplatzes der Ariadne (skirtao heißt tanzen, scherzen!), den Scheridanphai(r)akern namensgleich. Die volle Erkenntnis werden wir erst gewinnen, wenn wir (unter 7

[1]) Die Tekri passen genau zu den Tencteri und Tungri am Niederrhein (vgl. Anm. 5 Seite 336) Tuirtencheritunger = Dardan(ch)erichthonios.

[2]) Mykaldensos gibt Mykalessos, gekürzt Mykale.

[3]) Wie lange werden die Orientschwärmer noch die Frechheit besitzen, uns dieses Salamis als »orientalisch« aufzudrängen. Ist nicht vielmehr der blonde (bräunliche) David ein Nachkomme europäischer Fürstengeschlechter? David ist rötlich (1. Samuel. 16, 12) ebenso wie der rauhe Jäger Esau (1. Mos. 25, 25); auch der blonde Menelaos wird bei Voss immer der »bräunliche Held Menelaos« genannt.

[4]) Siehe unten Korkyraei Skordskra = Sko(r)dra.

[5]) Aus Pelaschdones = Pilischthim (Philister) ist Pelasgoi oder Pelagones geworden, Skardapharacdon ergibt Pharcadon, siehe unter 12—15 durch Halbierung des Namens; Kreti-Plethi, Leibwache Davids.

und 9) die Namen ohne S im Anlaut in Betracht ziehen, Kord-Kyrdaioi = Korkyraioi; Scheria ist also wirklich Korkyra (Felsen im Hafen von Korkyra = versteinertes Schiff).

Die S-krdyphalaker heißen im ägäischen Meere Kekryphaleier, angelehnt an *Κέκρυφα* = ich habe verborgen.

Skard-pherdōn ist abgekürzt zu Skarpheia, wie Spercheirdon in Spercheios. *Skordra, das dem Charadra (zwischen Thesprotien und Akarnanien) entspricht, ist in Skodra vereinfacht (Dissimilation); Charadra heißt Schlucht, eigtl. Chardchara.

7. Chardanchardans. Außer dem ebengenannten Charadra und Charadriae (Chalcidice) führt uns Charax (als Substantiv = Pfahl, *χαράκωμα* = umpfählter Platz in die Urzeit der Ansiedlungen. Chardochrdeia wird zu Chelydô-ré-a (Nordarkadien); Chalkesdon = Chalkedōn oder Kalchedōn, woraus ersichtlich ist, daß die Urform Chardchalksdon lautete. Chaironkrdeia ist zu Chaironeia verstümmelt.

Da *χαράκωμα* auf ein viel älteres charakdoma zurückgeht, müssen wir auch für *χαρακτήρ* = geschnitzter Pfahl charakstedr als Grundform ansetzen (vgl. Pharkadon unter 12) das hebräische Kerutot ist daraus verstümmelt (vgl. S. 1 u. 293)[1]).

8. Hardanchardans. Daß Haliartus (in Böotien) eigtl. Hariartos oder Ariartos (= sehr befestigt) heißt, behauptet schon Angermann, die Grundformen lauten Hardinharton; Halicarnassos = Haldinchardnassos ss = sch = ch, ebenso Halisarna, desgl. Halikyrna. Der Haliacmon in Makedonien zeigt die volle Form Haldincarcmon (siehe unter 11 Aldancorcdumna = Alalcomenä) ziemlich deutlich.

Verwandt sind diesen Seevolkniederlassungen (der Karer) die nordisch germanischen Stämme der Hardanger, Haruden, Harudisker = Chairusker oder Cherusker; in vollerer Form Herdumuhur(d)inger = Herdumunduringer (d eingeschoben) Hermun = duringer (Thüringer); die Harduhaldunger, = Harlunger, Heruli; Chariovaldus = Herwald, Herold. Die Herthunihartes sind zu Her(t)cuniates geworden, da die Gallier erchynn statt ertchynn sagten (Hercynia).

9. Kardanchardans. Daß S-cherdincharaker oder (acha = apha) Scherdinphäraker = Kordinkyraier ist, habe ich schon oben behauptet. Nördlich von dieser Insel an der Küste

---

[1]) Die ursprüngliche, reduplicierte Form chard-akarstedr enthält außer der Anfangssilbe (Karda-Stadt) auch die Worte ikriastau(d)ros = Dachständer; scht wird cht, kt. Vgl. S. 176 und 181.

wohnten die Skardonkerauner[1]), daraus machten die Griechen Akr(d)okeraunia; Krdokyldeia = Krokyleia (zwischen Leukas und Ithaka) vgl. oben Kekryphaleia. Skardamchylitans ist der acc. plur von Skardamylitai, Einwohner von Skardamyle in Laconien an der Küste; Kardamylessos und Karmylessos gehören ebenfalls hierher, da die Karchedonier (vgl. Kalchedonier = Chalkedonier) d. h. die Karthager ursprünglich Karthachardonier geheißen haben müssen, ersieht man, daß die phönikische (punische) Wortform Kar-thada »neue Stadt« erst eine Verstümmelung des Namens der von den nordischen Seefahrern (solche blauäugigen[2]) tätowierten Libyer sind auf den Grabgemälden der Ägypter abgebildet) gegründeten steinzeitlichen Stadt Karthago darstellt.

Wären die Karchedonier wirklich Semiten von Haus aus, so müßten es auch die Pharkadonier (in Thessalien) sein, was ausgeschlossen ist.

Den Akrokorauniern entsprechen die Akrokorinthier; Akrohrdia = Akroria Crustumherdia = Crustumeria. Crotoniartae in Croton; mit diesen verwandt:

10. Gartanchardans: Gortyniartae = Gortyniatae in Gortyn, ebenso Gyrton, Gortys u. a., deren Verwandtschaft längst erkannt ist. Da man schon früher die Übereinstimmung dieser Namen mit germanisch garden zugegeben hat, so ist Gortyni-(h)artes = Gartenäre wie es im mhd. heißt. hortunhaldans = hortulānus lateinisch. Ger(th)on(ch)thrae in Laconien.

11. Artanchartans. Die Quelle Artakia weist auf eine Ansiedlung Artakardunum oder Artakardon; verwandt ist, erstens Ortygia, zweitens I(r)thaka mit den I(r)thakosbrunnen, Ai(r)tonkoldía = *Αἰτωλία*, Artcardania = erstens Akarnania, zweitens Arkadia. Die Nebenform (11 b) Al(d)ancordumna führte: erstens zu Alakalkdomenae gesprochen unter Auslassung des ersten K. Alalkomenae, zweitens zu Alachrdymna, gesprochen (nach Abfall des Anlauts A; vgl. die Abtrennung des vermeintlichen Artikels Ta unter 2): Larymna[3]); drittens mit vollerer Endung

---

[1]) Skardon charach duner hießen sie nach den umpfählten Herdhäusern. Der Name der Skard-akardaner wird zu Akardaner, gesprochen Akarnaner vereinfacht (vgl. 10). Kordankyldos gibt zusammengezogeu Korydallos (b. Athen) Kordax uralter Tanz, ursprünglich zu Ehren der Fruchtbarkeitsgöttin.

[2]) Die ägyptischen Könige (vgl. oben Thorsôthros) hatten eine hellfarbige Leibwache, vgl. Biedenkapp »Der Nordpol als Vökerheimat« (1906), S. 53.

[3]) Bisher hat man in Hinblick auf das namensverwandte Loryma in Carien die Stadt Larymna als Gründung des Carer betrachtet, das Verhältnis ist gerade umgekehrt.

Alykrdmnessos = Lyrnessos, viertens Alakerdaimonioi = Lakedaimonioi, fünftens Lykordamas = Lykormas (Fl. in Ätolien); Lykurdunkos = Lykurgos. Die durch Einfügung eines p hinter dem m entstandene Nebenform (11 g) Altumpchardans führt zu Ol(d)ympk-ur(d)anos, dem Sitz der uranischen Götter (*Οὐρανίωνες*) auf dem Olympicus *ὄρος*; unter den italischen Hirtengottfesten ist dem Olympuskult zu vergleichen die Feier der *Lupecarntalia (Lupecarentilis ergibt Lucretilis), vereinfacht durch Verstellung des r in Lupercanalia d. h. Lupercalia (anl = āl) vgl. Volca(r)nalia. Eine Verstümmlung von Olympk-oros ist Lampra, das auch auf einen Feuerkultus deutet, Lympkerstis = Lynkestis Lympkuria = Lykuria; Lympkoworos (alte Form für oros Berg) = Leukophrys. Lympkos oros mit s in der Mitte Lykosura (von Angermann als »Lichtwarte« gedeutet). Lynkwartos = Lykabettos (bei Athen), ebenso Leuksra gesprochen Leuktra und Lystra und viele andere: Leukas; Leukophrys s. 2g. Wie p-cha zu pha (*λέλαμπκα* = *λέλαμφα*), so entsteht Lamphr-tans. Zeus La(m)phy(r)stius = Laphystius (vgl. oben Tymphrestos), Ali(m)pherda ist schon erwähnt = Aliphera; ebenso Limera, Leibethron (t = Laut eingeschoben). Lambrthundr: labr-ys = Steinaxt (lās Stein) dann Doppelaxt, thundr, lat. tudes, von tundere stoßen = Hammer. Labr(th)ynthos, dann Labyrinthos ist also nicht eigtl. der Gott der Doppelaxt, wie jetzt neuerdings erklärt wird, sondern der Gott des Steinhammers, aus dem die eherne und eiserne Axt erst hervorging. Balduchar-thundar (Beldechrdophonter Bellerophontes) ist also mit Baldamchyrthunder (Labyr-inthos) namensverwandt, sowie mit dem Lamcherteider (Laertiades) der durch die hintereinander aufgestellten Doppeläxte schießt.[1]) Limserekthaudros=Limera Epidauros (p für q).

12—15. Sphartanchardans und Sphaltanchardans: Spharthacrdōn = Pharcadōn; *Partachurdaia = Paroraia und Parauraia, doch ist im letzten Namen das zweite r ausgefallen. Partachel(d)oïtis = Paracheloitis = Land am Acheloos. Pharsachalikdon = Pharsalikos. Phalacra, Phalacrum, Falacrinum, Phaloria; Phaleron, Palaeros, Pleuron (aus Paltechyrdon), Spertcherdōn ist gekürzt auf Spercheios, Spoltocardanachos = Apollo Karneios. Parthenos-Erechtheion ursprünglich Parthancherechtheion (X, 2). *Proserqtna ergibt Proserpina und den thessalischen Ortsnamen Proerna; ebenso Phalasarna.

[1]) Hilfsbuch zu Homer, S. 200.

[2]) Da die Parthini in Illyrien auch Nachbarn der Eordaier sind, so dürfen wir Parthinchordaier ebenso wie Dardanchordaier als alten Volksnamen in Betracht ziehen. Parthenoserechtheion siehe unter 12.

15f. Partampardans. Piriboridaua (Donaumündung), Paroparnisus = Pelopo(r)nesos. Probalinthos, Prospalta.

Alle diese Namen, unter denen man die mit pal und phal beginnenden für pelasgisch und infolge für orientalisch hielt, erweisen sich also als vielgestaltige Umformungen des Schlachtrufes, welcher von den an der Donau wohnenden Dardanechordaiern ausgestoßen wurde, die zum Kampf schreitend und bei religiösen Tänzen den Thôrthunchartunchar d. h. den germanischen Donnergott anriefen, den Gemahl der Erdmutter. Die Ableitung von »thundar« aus einer einsilbigen Wurzel kann zu keinem Erfolg führen; so sind G. Curtius (Grdz. S. 217) und Vaniček (S. 325) darüber uneinig, ob man »tan« spannen, oder »stan« »stöhnen« zu Grunde legen müsse.

16. Zartamzerchthumsa. Zarmizegethusa und Zermizirga sind getische Ortsnamen nördlich der Donau, wer vermöchte aus ihnen nicht den Namen unseres Ziu(r)thunharthunsar heraushören? Zarathustra = Thsarathunstra.

8. Schlußfolgerungen und Ergebnisse.

In dem letzten sprachwissenschaftlichen Abschnitt ist eine überreiche Fülle von Ortsnamen usw. aus einer dreiteiligen Grundform hergeleitet; in diesen zahlreichen Nebenformen sind eine große Menge architektonischer Kunstausdrücke enthalten, die natürlich, wie das Urwort, auch da, wo dieses entstanden ist, ihren Ausgangspunkt gehabt haben müssen und die auf dem langen Wege von der Nordsee zum Archipelagus durch mannigfaltige Zerstücklung des unförmigen Urwortes entstanden sind. So ist στέγος, lat. tectum das Dach eine Kurzform von Stageiros, Tanagra, Tegyra, Tegea usw., Namen, die ihrerseits schon durch Verstümmlung aus einem viel längeren Grundwort entstanden sind, das mit Dwara, Twar begann (dem Wortstamm von turba, thaurp Dorf, sansk. twarâ »Eile«) und mit dōn, dōm, daimon, demos usw. schloß. Indem man diese scheinbar zwecklosen Vor- und Nachsilben abstreifte, da man ihnen besondere Bedeutungen untergelegt hatte, blieb als Mittelstück ein — in dieser Gegend so, in einer anderen wieder anders — gesprochenes 2—3silbiges Wort z. B. Stamchra übrig, das nun verschiedentlich von neuem zerstückt wurde: Erstens stamin ikria Stützpfahl mit Rundholzverdeck. Kar und ikar (lat. icere hauen) bezeichnet die Tätigkeit des Zimmermanns, Ikaros ist der Sohn des Künstlers Daidalos, Ikarios der Schwiegervater des Floßbauenden Odysseus. Zweitens stamgra = Τὰμέγαρα

so erklärt sich dies vielumstrittene Wort aus »Tanagra« von selbst, wenn man bedenkt das mg = ng ist (cumgero = congero.) Aus Damschara entsteht domoseschara = Haus mit Herd, aus damschala: domshalla Haushalle, halla = cella griech. καλιά; Henning, Das deutsche Haus S. 2., auch thymele Opferaltar gehört hierher, sowie tumulus (Grab) keltisch dubrum (durum) wurde in dun-brum „Dünenburg" zerlegt. Die doppelteiligen, reduplizierten Namensformen: Stenkladanros (Stenyklāros) ließen noch weitere Zerteilungen zu; das von Heyne aus Ulfilas angeführte stakns hleipra (Hüttenbau beim Laubhüttenfest) Stakenbiegung [klisia heißt die Hütte des Achilles] zeigt uns deutlich die Zusammenbiegung der vom Baum gebrochenen krummen Äste, die im Boden der Wohnmulde ihr Widerlager auf mächtigen Steinen haben, oben aber vom Firstbalken zusammengehalten werden, Wände und Dach sind noch eins und mit Lehm bekleidet, so erscheinen diese Bauten als künstliche Erdhöhlen: In Stenykladros sind diese germanischen Worte enthalten. Über thalamos, tholos, mychos (eigtl. tholomychos), thesauros usw, ist schon vielfach gesprochen. Die Erläuterung sämtlicher hier in Frage kommender Kunstausdrücke würde den Raum dieser Darstellung weit überschreiten, sie muß einer späteren Bearbeitung vorbehalten bleiben.

9. Schlußwort.

Darf ich hoffen, meine Leser davon überzeugt zu haben, daß die germanische Zimmermannskunst die Vorstufe zum griechischen Tempelbau gebildet hat? — Mögen diese Darlegungen noch manches unerklärt übrig lassen, dessen genaue Durcharbeitung einer späteren Arbeit überlassen bleibt, jedenfalls haben sie das Dogma »Ex oriente lux« stark erschüttert. Zwar arbeiten die Bestrebungen orientalistischer Gelehrtenkreise darauf hin, auch in der Schule dem Babylonischen in der Geschichtsstunde u. s. w. den Vorrang einzuräumen. »Vor den Augen der meisten, die die höhere Schule besucht haben (so schreibt Ferdinand Bork, in der Orientalistischen Literaturzeitung 1907, I. S. 4.) steht das Griechentum als ein alles überragender Turm am Anfange der Weltgeschichte da, alles Übrige verschattend. Nach unseren heutigen Kenntnissen sind sie die Erben der westlichsten Ausläufer der altmesopotamischen und der altmittelländischen Kultur. Der Griechenturm ist wesentlich kleiner, winzig klein geworden, und dahinter erhebt sich in weiter Ferne, aber alles überragend, Marduks (siehe oben S. 339)

gewaltiger Stufenturm in der großen Götterstadt Babylon. Den ersten Versuch ein Bild der alten Geschichte in richtigen Verhältnissen zu schaffen verdanken wir Hugo Winckler.« — Hier ist nun Wahres und Falsches gemischt: die altmittelländische Kultur (die wie ich behaupte eine Schöpfung seefahrender Nordseegermanen und blonder Donauvölker ist) überstrahlt tatsächlich das Hellenentum, aber mit dem Einfluß Babylons ist es nicht weither. Ist doch dieser Einfluß nicht einmal auf Palästina von großer Bedeutung gewesen, wie dies kürzlich Prof. Eduard König in Bonn zum Teil in direktem Gegensatz zu H. Winckler und Delitsch (Bibel und Babel) in erschöpfender Darstellung bewiesen hat. Er legt dar, daß auf folgenden Gebieten: Sprache, Ideenwelt, Zeitrechnung, Religionssitten, Zahlenlehre, Anschauungen vom Weltall, Meßkunst, Zeiteinteilung, Sterndeuterei, Kunst, Poesie, Musik, Staatsverwaltung und Gesetzgebung die Babylonier wohl »mehrfach grundlegend gewirkt haben, daß aber ihre Impulse keineswegs alleinherrschend gewesen sind, da die von Indien, Ägypten, Phönicien = Palästina, Mykene-Hellas ausgehenden Strömungen ihnen entgegenwirkten.« — Und weit gefehlt daß etwa die Geschichtsschreibung der Babylonier die der Israeliten gefördert habe, ist diese selber (trotz aller auf sie gesetzten Hoffnungen) unsäglich lückenhaft und H. Winckler hat selbst früher[1]) eingestanden: »Die einzig zusammenhängende Darstellung orientalischer Schriftstellerei und Geschichtsauffassung, die wir aus älterer Zeit haben, ist die der Bibel.« Und in der Tat ist die geschichtliche Darstellung und Erzählerkunst in derselben (besonders in den Abschnitten über David) derartig lebendig und anschaulich, daß sie die Leistungen der Babylonier weit hinter sich läßt; ja, der Amtsnachfolger Theodor Mommsens, der namhafteste Geschichtskenner der Jetztzeit stellt ihr folgendes glänzende Zeugnis aus[2]): »Diese Geschichtsliteratur in Israel steht weit über allem, was wir sonst von altorientalischer Geschichtsschreibung wissen, über den trockenen offiziellen Annalen der Babylonier, Assyrer, Ägypter, über den märchenhaften Geschichten der ägyptischen Literatur. Sie hat ihre Analogen einzig und allein auf griechischem Boden; von Anfang an stellt sich mit ihr die israelitische Kultur, allein von allen anderen, in der Tat als geistig gleichberechtigt neben die griechische.« Diese Verwandtschaft haben die Kretopelasger (vgl. S. 341) vermittelt. Dieses meerkundige Seevolk aber stammte von den blonden Germanen und Kelten von der Nordsee und brachte seine Sagen von dem heldenhaften Frühlingsgott Baldurthunar (Bellerophontes) u. s. w. mit, die wir

noch heute in der nordischen »Edda« wiederfinden. Zwar haben im Zeitalter der milesischen Kolonisation (8. Jahrhundert v. Chr.) — wie Prof. v. Wilamowitz darlegt und Georg Finsler ausführlich in seinem neusten Buche erläutert — die jonischen Sänger in Kleinasien, die möglichst viele alte Sagen und epische Lieder (Finsler »Homer« S. 572, 582) in ein Gesamtepos verschmolzen, bei den Odysseusfahrten nach Aia und zu den Kimmeriern besonders an Expeditionen nach dem Pontus Euxinus gedacht; für ihren Interessenkreis existierten nur diejenigen Küsten, welche damals durch den Wagemut der Milesier (S. 201) berühmt wurden; dennoch hat Drerup (»Homer« S. 124—126) Recht mit seiner Behauptung, das die »Westfahrten, nicht die Ostfahrten, als primäres Element der Sage« zu betrachten seien.« — »Da wir die Phönizier«, so schreibt Drerup S. 126, »als Vermittler mykenischer Kultur nicht anerkennen, so ist hierdurch festgestellt, daß sich die Schiffahrten mykenischer Griechen in das Westmeer bis zur pyrenäischen Halbinsel und darüber hinaus erstreckten, wenn es auch zu einer Kolonisation der westlichen Küsten damals noch nicht gekommen ist. Hiernach werden wir nicht mehr zögern, in jenen abenteuerlichen Westfahrten die befruchtende Anregung zu erkennen, aus der die reiche Phantasie der mykenischen Griechen das älteste Schiffermärchen der Odysseesage konstruiert hat.« Aber auch — so füge ich hinzu (vgl. Henke, Hilfsheft zur Odyssee, S. 73) — die Argonauten, die Kolchis und das Kimmerierland aufsuchten, (Od., 12, 70), kehrten nach ihrer Ostfahrt durch den Ister (Donau) wieder in das Westmeer zurück. Wer also wirklich die Verbindung Nordeuropas mit dem homerischen Griechenland auf dem Seewege leugnet (siehe S. 27 u. 343), muß doch den Handelsweg durch das Homer wohlbekannte Thracien (Land des Paeonen s. oben S. 169) und das Donaugebiet nach dem nordischen Ausgangspunkt des Zinn- und Bernsteinhandels anerkennen (Finsler S. 198). Von dorther aber stammen die uralten Sagen, von denen uns die »Edda« erzählt. Nun hat man auch diese bisher als ehrwürdiges Denkmal nordisch-germanischer Mythologie hochgeachtete Liedersammlung zu einem jämmerlichen Abklatsch jüdisch-römischer Volksmärchen degradieren wollen, entstanden durch Vermittlung britannischer Mönche im 5—6 Jahrhundert n. Chr. Geburt. Da ist es wirklich ein wahres Glück für mich und die von mir vertretene Thunarthundaras-Hypothese, daß vor kurzem (1903) von Paul Herrmann (Leipzig, Wilhelm Engelmann) in seiner »Nordischen Mythologie«, dem Seitenstück zu seiner »Deutschen Mythologie«, diese seit 1879

datierenden Versuche, den Yggdrasil- und Báldurmythus, Baldur und Loki, Widur und Wali, Walhall mit den Einherjern, die Midgardschange und den Feuriswolf u. s. w. aus christlichen Elementen erwachsen nachzuweisen, ganz energisch (S. 8 und öfter) zurückweist. Noch wuchtiger geht Max Burckhard in seinem zur Sammlung von Georg Brandes gehörigen Buche »Das Nibelungenlied« gegen diese Bestrebungen (die sich auch schon Eingang in den Gymnasialunterricht verschaffen wollen) vor, in dem er S. 23. schreibt: »Freilich bei dem Streben nach überraschender Originalität, das die Gelehrten stets in Atem hält, konnte wohl auch hier der Versuch nicht ausbleiben, die Dinge auf den Kopf zu stellen, den nordischen Sammlungen ihren mythologischen Wertabzustreiten, das Ältere zum Jüngeren umzustempeln und die Überlieferungen des ursprünglichen Heidentums zu einem Abklatsche christlicher Lehren und Legenden sowie antiker Mythen, mit einem Worte zum Importe christlicher Missionäre in die Nordländer zu machen.« — Somit ist also die Bahn für die vergleichende Forschung auf dem Gebiet der Vorgeschichte Europas wieder freigemacht, auch die Philologen, die wie Prof. v. Wilamowitz klagt, mehr für die Vorgeschichte zu Homer, als für Homer selbst, sich interessieren (ist es nicht ihre national deutsche Gesinnung, die sie dazu treibt?), werden rüstig mithelfen, — möge auch das vorliegende Buch dazu beitragen!

Register.

Abkürzungen: Hom = Homer; Hö = Höhle; I. M. = Indische Mythologie; Kr. = Kreta; My. = Mykenä; N. = Nymphe; O.-N. = Ortsname; O. = Ornament; Pf. = Pfahlbau; Qu. = Quelle; Ti. = Tiryns; Tr. = Troia; Vg. = Vasengemälde; Wg. = Weihgeschenk; u. ö. = und öfter.

A

Abspülung des Erdbewurfs 154, 212, 238
Abwehrbewegungen 31
Abwehrzauber 257, 278, 281, 296
Achaeer 2, 3, 4, 50, 67, 90, 213 bis 218, 229, 311 u. ö.
Acharnä (O.-N.) 4
Acharra (O.-N.) 4
Acheron 4
Achilleus . . . 129, 200, 216, 229
Acheloos 84, 344
Achreva-Gebirge 59
Achtalhöhle . . . . . 36—40
Achtung 20
Ackerbauer 42
Adelsberger-Grotte 57
Adler . . . . . 307—308
—, zweiköpfig (O.) . . 307—308
Adyton . . 15, 138, 276—278, 317
aëtos 307
Ägypten 20, 26, 33, 64, 101, 112, 129, 229, 230, 288
Agamemnon 216, 229
Aglauriden 267
Agni (I. M.) 65
Ahnenkult 22
Aitolia 343
aithousa 199
Akarnanien 112, 343
Akkad 232
Akaiwascha 330
Akrisios 98
Akrokeraunia 343
Akroterion 270
akta (I. M.) 65
Alalkomenä 343
Alemannen 88
Aliphera 338, 343
Alexander der Große 288
Alpheus 93
Ambos 67
Ambrones 4
Amenhotep 230
Amerika 21
Ammon 33
Amon-Ra 34
Amphiaraos . . . . . 137—139
Amphiprostylos 201
Amphoren 219
Amphiktyonen 90
Amulette 31
Analogiezauber 133
Anaktenhaus 199
Andree (Richard) 20
Anfänge des Dramas 32
Angermann 4, 58, 231
Animismus 31
Anten . . . . . 201—202
Antentempel 14, 187, 201—202, 316 bis 321
Antron (O.-N.) 57
Apfel 33
Aphrodite 74, 288—289, 312 u. ö.
Apis 34
Apisgrab 288
Apollo 33, 77, 83, 87, 94, 133, 293
Apollonia (O.-N.) 3
Apollodoros 60
Apotropaia 279
Arethusa 59, 93
Archäologie 64
Architrav 196, 276
Ariadne 288
Arier (vgl. Indogermanen) . . 64
Arkas, Arkader 44, 76
Argos 97, 230
Armenier 48, 61

Arne 188, 197
Arsinoe 315
Arslankaja 270
Artakia (Qu.) 343
Artemis 33, 56, 74, 76, 78, 94, 98, 292 295, 318
Ask 67
Asklepios (Äsculapius) . . . 94
Asmus 18
Aßmann (Ernst) 15, 170, 225, 230
Asopos 93
Assyrer 233
Athen . . . . . 3, 62, 86 u. ö.
Athena 86, 133, 248, 266, 278, 284, 320
Attica . . . . . 62—63
Attila . . . . . 250—252, 271
Attreusgrab . 112—118, 179, 196
Augiasstall 60
Antron (O.-N.) 57
Aveyron (Hö.) 148

B

Babylonier 20, 68, 84, 87, 89, 92, 112, 232, 274
Backhaus 13
Bahrain 24
Baktrien 24
Baldur 280, 339
Balkenköpfe 306
Ballspiel 32
Baldachin 320
Banseraum 257
Bär 46, 56
Bärenland 56
Bärenmensch 56
Barbarentempel 298
Bathron 278
Bauernhaus 13, 183, 237—255, 261
Bäume 19
Baumkultus . . . . 19, 83—85
baurgs (Burg) 1
Bauopfer . . . . . 256—257
Bayer (Rudolf) 50
Befruchtung 77
Begräbnisgebräuche 22
Begräbnis am Meer . . 128—129
Begräbnisraum 221
Beile 28
Bekleidung der Götterbilder . 276
Bellerophontes 87, 280
Belluaker 339
Beni-Hassan 131
Beraubung der Gräber . . . 219
Beraubung der Tempel 276, 278, 298, 303
Bergheiligtümer 134
Bernstein 50, 109
Bessa (O.-N.) 57
Bethe (Ernst) 94
Bibel (Ält. Test.) 20, 38, 91, 92, 225
bienenkorbartige Gewölbe . . 137
Bisons 46
Blei 234
Blitz 140
Blockhaus . . . . 257—259, 319
Blut, Blutgüsse . . 206, 222, 284
bomos 225
Bohuslän 26
Bootshaus 13
Böttticher, Baumkultus . . 19, 84
—, Tektonik der Hellenen 77, 79, 82—83, 94, 133
Borgund (Kirche) 248
Brandopferalter 263
Briareus (Meerriese) 339
Brauron 339
Brisingamen 32
Britanni 339
Britomartis . . . 24, 280, 339, 340
Bronzekultur 22
Bronzeschwester 22, 69
Bronzespiralen 312
Bronzezeit 28, 240
Brot 50
Brugmann (Karl) 1
Brutti-Calabri 339
Brunnen 91
Bukranion (O.) 296
Bülzenbetten 240
Burckhardt (Jacob) 10, 17, 261—264
Burdigala (Bordeaux) 339
Burganlagen 2, 7
Burghügel (Athen) 63
Burgmauer (Ti.) 129
Burgundiones 2, 88
Bursian 58
Butmir (Bosnien) 308
Butter 65

C (vgl. K)

Camibaum (J. M.) 66
Cäsar 16, 52, 161, 294
Cauer (Paul) 189, 197
Cedernholzbalken 192
Celebes 7

Cella . . . . . 7, 13, 15, 263—277
Cellatür 278
Cellamauern 305
chalkos 69
Chalkedon (O.-N.) 342
Chaos, Chaones 58
Charax (O.-N.) 15
Charadriä, Charadra (O.-N.) . 342
charakter 292
Chariovaldus 342
Chaironeia (O.-N.) 342
Chaldäer 232
Chelydorea 342
Cherusker 5
Chimära 280
Chipiez 207
Choirospilia (Hö.) 54, 59
Chonsu 33
Christus 65
Cimbern 87
Cisterne 223
Columbarien 315
Curtius (Georg) 57, 231
Cyclop . . . . . 50—54, 67, 74
Cyclopenhöhle 53, 55
Cyclopische Mauern . . 127, 213
Cypern 312
Crustumeria 343
Croton, Crotoniatae 343

D

Dach, Dachgebälk 63, 206—212, 244 bis 246, 269, 306—308
Dachraum 268
Dachsparren 211, 244
Dachstützen 243
Daker (a. d. Donau) 3
Danae . . . . . 4, 90, 95—98
Danaer 4, 96
Danaiden 97
Danaos 134
Danuvius 328, 330
Dalmater 331
Danthelatae 337
Dardaner . . 273, 327—331, 533
Dardanos . . . 327, 333, 335 340
Dardeny (ägypt.) 330
Dardapara 330
David 16, 341
Deckenbalken . . . 206, 306—308
Dekoration . . 21, 219, 304—306
Delphi 15, 57, 131—133, 224, 307
Delphinius (Apollo) 87
Demeter 75, 77, 135, 142
Demos 76
Diluvium 29
Derriopes 331
Deuriopes, Deuriones 331
Dietrich v. Bern 51
Dionysos 33, 142, 244
Dipylonstyl 63, 214
Dolopes 331
Dolonker 331
Dodona 4, 48, 50, 72, 86, 94, 131
Donau 2, 90
Donauländer 22
Donauvölker 2, 5, 310
Doriskos 331
Dordogne (Duranius) 331
Dorer 216, 331
Dörpfeld 4, 6, 17, 53, 54, 59, 69, 79, 90, 91, 175, 188, 203, 206 bis 212, 245, 274, 276, 317
Dorylaion 332
Drerup 3, 24, 51, 86, 116, 197, 211, 230
Dreiperiodeneinteilung . 68, 111
Dreischlitze . . . . . 301—303
Driesmanns . 43, 64, 65, 214, 234
dromos 115, 218
Druiden 295
Dryaden 75
dryphaktos 181
Drusipara 330
Dryopes 331
Dyaus, Dyauspitar 3
Durchbohrung der Leichen . . 103
Dung (Dachbedeckung) . . . 184
Dungabfuhr 60, 182, 222
Durm 10

E

Echo (N.) 72
Ecktriglyphe . . . . . 302—304
Edda 32
Eheleben 78
Eichenbaum 84, 86, 294
Eichenpfähle 180, 260
Eidechsentöter (Apollo) . . . 56
Eingänge der Gräber 115
— der Häuser 186
— der Wohnhöhlen . . 37, 150
Eisen 213, 234
Eisenschmiedekunst . . 215, 340
Eisenschwerter 22, 69, 70, 215, 331, 340
Eleusis 135, 137

Elis 60
Elfenbein 45
Elpenor 128, 209
Embla 67
Endymion 77
Engelmann 63
Engelsburg (Rom) 316
Entlastungsdreieck . . . 118, 179
Entwicklung d. gr. Tempels 314 bis 330
Epaphos 134
Epheuranke (O.) 219
Epimenides 134
Erddächer 245
Erdklüfte 19, 263, 286
Erdhöhlen 48
Erdgöttin 114, 133
Erdnymphen 73
Erechtheion . . . . 86, 264—268
Erechtheus 86, 266
Erichthonios 86, 266
Estrich 249
Ethnologie 21, 30
Etymologie 1, 17, 230
Euboea 134
Euhemerus 95
Eule 257
Eulenloch 184—185, 244, 249, 257
Eumäus 59, 180
Euripides . . . . 13, 298—299
Euter (Symbol) 52
Evgiros 59
Ewige Lampe 64
Ekstase 131
Epidauros 344

F

Fähre 173
Färberei 50
Farben 252, 271
fastigia (Giebel) 37
Fayencebruchstücke 230
Falacrinum 344
Felsenbilder 26, 215
Felsentreppen (Kamine) . . . 268
Felsenwohnungen 61
Felsblock 203
Felsgräber . . 62, 129, 268—272
Fenster . 247—248, 255, 299—304
Fensterluken . 248, 299—306, 317
Fenstergitter . . . 12, 306, 317
Fetische 32, 81
Feuchtigkeit 275
Feuerbereitung . . . 35, 64—67
Feuergottheit 67
Feuerherd freiliegend . . 161, 263
— im Hofe 185, 205
— im Innern . 43, 67, 184, 204 bis 205, 239
Feuerkultus 65
Feuerstätte } . . . 53, 54, 64—67
Feuerstelle }
Feuerquirl . . . . . 64—67
Feuerstein 41
Feuerkreuz 64
Feueropfer 206
Fibeln 214
Fick (August) 57
Figurenfries 317
Finsler (Georg) 199, 348
Firnis (braunschwarz) . . 217, 219
Firstbalken 211, 244, 271
Firstbalkenstütze 245
Firststütze 268
Flechtwerk (haurds) . 45, 147, 182, 237, 239
Fledermäuse 55, 257
Flett 255
fliegende Mäuse 56
Floss . . . . . 15, 170—174
Floss des Odysseus . . 15, 171
„Flotte“ (Zeitschr.) 26
Fondi di capanne 164
Font de Gaume (Hö.) 46
Förstemann 4
Fraas 38
Fries (C.) 84, 87
Fruchtbarkeitsdämonen 33, 77, 95
früh mykenisch 198
furcal 37
Fürsten 204
Fürstengräber . 105, 124—126, 288

G

Gäa 133
Gabelhölzer 37
Galerien der Burgmauer (Ti.) . 120
Galleyhillschädel 29
Galater, Gallier 339
Gallische Mauer 161, 177
Ganna (germ. Seherin) . . . 94
Ganggräber 110
Gefälle des Daches 212
Gefängnis . . . . 156, 284—285
Geison 304
Geometrische Bemalung . . . 216

Germanen 5, 19, 25, 48, 94, 217, 233 u. ö.
Geronthrä 343
Gerste 23
Der »Gesalbte« (I. M.) . . . 65
Geten . . . . 3, 90, 140—142
Gewebe 272
Giebel 37, 195
Giebeldach 210, 244, 268, 307 bis 308, 317
Giebelstützen 244
Giebeltüren 268
Giebelverzierung 254, 269—270, 317
»Globus« 5, 20, 21, 24, 25, 30, 47, 57, 81, 89 u. ö.
Gold 213
Gorgonenhaupt 279
Goten 25
Götterbildnisse . . 142, 292—294
Grabkammern (zweistöckig) 24, 25
Gräberkult 22, 104
Grabstele 27, 309
Grathstichbalken . . . . 302—308
Greife 215
Grotten 14
Grottenheiligtümer 142
Grundriß, oval 238, 241
—, ringförmig 240, 244
—, rechteckig 241
Gortyn, Gortys 343
Gyrton 343

H

Hades . . . . . 135—136
Hadesflüsse 93
Hadrians Grabmal 316
Hahn (Eduard) 27, 173
Hakenkreuz 64
Haliartos 4, 342
Halisarna 342
Halikarnasos 342
Haliakmon 342
Halikyrna 342
Hälleristningar 215
Hallstadtkultur . . . 69, 217, 311
Hamadryaden 97
Hämmern 68
Hardanger 342
Harlunger 342
Harpunen 46
Haruden 342
Haus (Hom.) 186—192; (Kr). 186
Hausdiele 255
Hauser 46
Hausfront 186
Hausteinmauerwerk 189
Hausurnen . . . . . 241—244
Hehn (Viktor) 23, 52
Heilgöttinnen 73
Helbig (W.) 52, 53, 116
Herning (Rudolf) 256
Hekate (Hekatebolos) 98
Hela 99
Helena 199
Helloi, Hellenen . . 50, 215, 319
Hera 76, 134, 293
Herakleia 3
Herakles 60, 143
Hera-Tempel 12, 78, 217
Herberge 8
Herd (vgl. Feuerherd) 43, 66, 186, 203—206
Hermensäule 3
Hermes . . . . 3, 73, 143 u. ö.
Hermunduren, Hermunduringer 88, 342
Herkyne (N.) 138, 142
Hercuniates 342
Hercynia 342
Herold 333, 342
Heroengräber 287
Herodot 10, 141, 169, 213
Herophile (Sibylle) 134
Herrenhaus 189
Heyne (Moriz) 244
Himera 280
Hippokrates 10, 11
Hirse 23
Hirsche 46, 215
Hirschhorn 141
Hochzeiten 79, 260
Höhenaltäre 263
Hoftor . . . . . 178—180, 183
Hohlefelshöhle . . . . . 36—40
Höhlen 14, 19, 35—100, 134, 263, 276
Höhlenburgen 235
Höhlengräber 107
Höhlenmenschen . . 16, 135—163
Höhlenspalt 53
Höhlenwohnung . . . . 146—151
Holle (Frau) 40
Holzbalken 114, 195
Holzbau 7, 300, 305
Holzbilder . . . . . 292—294
Holzhäuser . . . . 236, 257—260
Holzhütten 146, 263
Holzriegelwerk 189

Holzsäulen 7, 274
Holzverankerung 189
Holztempel 7, 289
Holzwerk (xylosis) . . . 63, 252
Holztürme 154, 181
Homer 5—55, 69, 76, 78, 79, 85, 122, 123, 183, 188, 200, 211, 221, 229 u. ö.
Horn 45
Hörnes (Moritz) . . . 58, 213, 310
Hörnerschmuck 26
Hörner des Mondes 297
Hostmann (Christian) 22, 28, 30, 68 bis 70, 107, 111, 126
Hügelgräberzeit 240
Hunde 24, 280
Hüttenbilder 46
Hyakinthos 142, 287
Hyaden 72

J

Jalysos 340
Jadeit 29
Japhet 20
ikriastauroi 169, 176, 196, 254, 273, 342
Illyrothraker 2
Imhotep 33
Inachos 93, 294
Indien 24, 64
Indische Steine 47
Indogermanen 18, 20, 25, 103 bis 106, 146, 308, 311 u. ö.
Jo 134
Iran 24, 233
Irminsul 3
Isis 33, 95
Israeliten 89
Ithaka (vgl. Leukas) 85, 172, 343
Ithakosbrunnen 85, 343
Joseph (D.) 203, 209, 273
Jonischer Baustil 317, 325
Jupiter . . . . . 3 u. ö.

K (vgl. C.)

Kabiren 316
Kadmus, Kadmeia 333
Kaeigi 9
Kalauria 4
Kalypso 84, 98
Kalasarna 343
Kamares-Vasen 217
Karpo-Daker 310
Kardamyle 343
Kardamylessos 343
Karmylessos 343
Karsthöhlen . . . . 47—50, 93
Karyä, Karyatiden . . . 290—292
Käse 52, 53
Kastalides (N) 73
Kastalische Quelle . . . 133, 286
Karer 213, 229
Katakomben 62
Kattimelibocus 4, 57
Katzenellenbogen 4, 57
Kapitell . . . 118, 276, 325, 326
Kappadozische Zuckerhutfelsen 151
Karthago 343
Kaukasus 65, 337
Kegelsäule 37
Kekryphaleia 342
Kelheim (Hö.) 40
Keller 236, 250
Keramik 47, 309
Keren (Hom.) 107
Kithäron 1, 73, 83
Kimmerier 24
Das »Kind« (I. M.) 65
Kirke 72, 99, 209
Kleomenes 277
Klepsydra (Qu.) 91
Klisie (Hütte) 199
Knochen 41
Knossos (Kr.) 24
Knüppeldamm 169, 183, 275, 317
Köhlerhütte 247
Kollmann 29
Kolchis 38, 160
Konstruktive Bedeutung . . . 319
Konzentrische Kreise 219
Koraxfelsen 59, 235
Kore 135
Korkyra 342
Körperbemalung 313
Korykion 134
Korydallos (b. Athen) 343
Kossinna 311
Kramberger 43
Krankenheilung 31
Kreta . . . 67, 196, 211, 217, 308
Kreusa (N) 77
Krause (Ernst), Carus Sterne 24, 26, 27, 51, 66, 109, 141
Krapina (Hö.), Kroatien . . . 43
Krokyleia 343
Kretopelasger 341, 347
Kröte (Wg.) 219, 284

Küchengewölbe 221
Kupfer 47, 234, 312
Kuh (Wg.) 295
Kuhstallgrotte 134
Kupferzeit 4, 22, 312
Kuppel 218, 315
Kuppelgräber 22, 112—, 218 bis 220, 315—316
Kunstsinn der Hellenen . . . 319
Kuppelgrab der Frau Schliemann 117
Kreuz (Kultusbild) 64
Kybele 75
Kyrene (N.) 72
Kyros 283
Korinth (Akrokorinth) 343

L

Labrys (Doppelaxt) 60
Labyrinth 60, 343
Laertes, Laertiades . . . 4, 333
Lakedaimon 57, 340, 344
Lakmon 57
Lakiadai 57
Labdakides 333
La Mouthe (Hö.) 46
Lapathos 57
Laphystios (Zeus) 344
Larissa 4
Larymna 4, 343
La Tène-Kultur 218, 240
Laube 256
Lausitzer Typus 310
Leder 50
Lehm, Lehmpatzen . . 37, 160, 180
Lehmhütten 48
Leichenverbrennung 69
Lein 23
Lerna 4
Leibethron 344
Lesbos 83
Les Combarelles (Hö) 46
Lengyel (Schanzwerk) . . 148, 238
Leukas-Ithaka 4, 54, 61, 88, 173, 216
Leukophrys (N.) 338, 344
Leuktra 344
Lilien (O.) 219
Lichtöffnung 305
Lindenschmit 22
Livingstone 39
Limera 344
Lobo (Celebes) 8
Lotosstengel 12, 324
Loryma 343
Löwe 281
Löwenjagd (Vg.) 215
Löwenmaske 279
Löwentor (My.) 24, 118, 179, 196, 275
Luftziegelbau 189
Lucretitis 344
Luken 8
Lupercalien 52, 344
Lykische Bauernhäuser . . . 183
Lykische Felsengräber . 268—273
Lykosura 344
Lykuria 344
Lykurgos 344
Lykormas (Fluß) 344
Lyrnessos 4, 344
Lystra 344

M

Mäander 93
Mäanderlinie . . . . . 311—313
Maia 64
Maibaum 257
Magna mater 95, 143
Malachit 340
Malakitani 340
Manu 66
Mäotis (Krim) 24
Marduk 87, 340
Marmor 197, 319
Marsi, Marsigni, Marsaci, Marcomanni 341
Maske 294
Mastschwein 204
Mauer der Ziegelbauten . . . 175
Megaron . . . . 186—212, 245
Megalithgräber 22
Meißel 28
Melikertes, Melkart 340
Memphis 33
Menandros 141
Menidi (Attika) 218
Menschenköpfe (O.) . . 257, 281
Menschenopfer . . . 32, 257, 295
Mercurius 341
Mesopotamien (vgl. Babylon.) 232
Meta 37
Metalle . . . . . 22, 67, 68—70
Metopen . . 8, 12, 248, 297—306
Mexikanische Mythologie 32, 77
Meyer (Eduard) 50, 230
Midgardschlange 27
Milch 52

Mineralquellen 87
Minos (Kr.) 134
Minyaos 282
Mischwesen 215
Mnemosyne 139
Mondbild (Wg.) 296
Mondgottheit 32, 77
Mondgöttin 77, 134
Mondhörner 297
Mondsee 147, 312
Mongolen 105
Montelius 29, 308
Mortillet 47
Mosynöker 14, 153
Moses 91
Movers 230
Muggendorf 41
Mühlhofer (Franz) . . . 47, 57
Mühlhausen 105
Much (Matthäus) 20—29, 32, 309 u. ö.
Mulciber (Volcanus) 341
Müller (Sophus) . . . . . 20—22
Mut (ägypt. M.) 33
Musen, Musagetes 94
Mutterrecht 144
Mykenä 24, 45, 46, 50, 67, 91, 106, 108, 188, 213—218, 229, 309, 311
Mysterienkultus 135

N

Nabel der Erde 225
Naiaden 72, 85, 97
Nagetiere 239
Naos 72, 263
Namensforschung 5
Nausikaa 195
Neandertal 29
Neaudria 212
Neios 86
Nebengebäude 248
Neolithische Zeit 22
Nephrit 21, 28
Netzwerke 253
Neumayr (Melchior) 41
Niedersächsisches Bauernhaus 237, 253—255
Nil 93
Noack (Fr.) 186, 197, 200
Nomaden 104
Nomadenzelt . . . . . 157—159
Nordische Haustiere 23
Nordische Dolmenerbauer . . 127
Nordischer Hausbau 187
Nordische Krieger . 218, 313, 347
Notfeuer 66
Nymphen . . . 14, 56, 71—100
Nymphengrotte . . . 54, 74, 99
Nymphenaltäre . . . . . 85—86
Nymphenhügel 62
Nymphas (O.-N.) 74
Nymphasia (Qu.) 74

O

Odin 99
Ölbaum 85, 225
Olivenholz 293
Olm (Eidechse) 57
Olmion, Olmoi, Olmones . . . 57
Olympia 4, 12, 318
Olympos 144, 344
Olympische Götter . . . 33, 144
Omphalosgräber . . 224—225, 286
Opfergrube (Ti.) 124
Opferkult 284
Opferstätte 203
Opfertiere . . . . . 294—295
Orakelstätte . 82—83, 93—94, 284
Orchomenos 114, 121
Orestie 144
Orient 20, 229, 271, 319
Orpheus 83
Oropos 139
Osiris . . . . . 33—34, 95, 288
Ostgermanischer Hausbau 187, 255
Ovid 35

P

Päonier (Thr.) . . . 169, 181, 316
Paestum 9, 211
Pair-non-pair (Hö.) 46
Palästina 38
Palastmauern (Tr.) 180
Paläolithiker 29
Palilienfest 67
Palladium 85, 278
Pan (Faun) . 72, 75, 77, 79, 82—83
Pantheon 229, 315
Palaeros 344
Papyrusbündel 12
Paparuda 89
Paradies 102
Parastaden 107, 202
Paroraia, Paracheloitis . . . 344
Paroparnisus 345
Parsen 106

Pasçanva (I. M.) 66
Pastor (Willi) . . 12—14, 16, 259
Pausanias . 74, 83, 137, 143 u. ö.
Peloponnes 218, 345
Pelasger 341, 347
Peplos (Wg.) 284, 294
Peripteros 14, 263, 319
Pero (Bärin) 56
Perseiden 97
Persephone 135
Persepolis 283
Perseus 96
Pfahlbau 7, 9, 14, 15, 22, 35, 149, 181, 275, 289
Pfahlbautenzeit 148
Pfahlhaus 16
Pflanzenmotive (O.) . . 253, 255
Pflasterung 239
Pflugschar 78, 234
Pferd 23, 45, 46, 215
Pferdeköpfe (O.) 254
Pfleiderer (Otto) . . . 33, 101, 135
Pfosten 202
Pfostenbau 259
Phaistos 198
Phalakra, Phalakron 344
Phaleron, Phaloria 344
Pharcadon 4, 344
Pharsalos 57, 344
Pharygai 58
Phigalia 142
Philopoemen 156, 285
Phoenice (O.-N.) 47
Phoenizier 24, 25, 47
Phrygier . . . . 37, 233, 268—272
Phryg.-lyk. Felsengräber 262—272
Pignora imperii 277
Pipiruna 89
Piriboridaua 90, 345
Platää 294
Plato 89, 92
Plinius . . . . . 39 u. ö.
Plön (Holstein) 238
Plutarch 4, 24
Polyphenmus . 41, 50—54, 55, 59
Polis 7
Pontes (Knüppeldamm) . . . 183
Porphyrias 94
Porticus 273
Poseidon 9, 75
Präanimistisches Zeitalter . . 31
Pramathi, Pramantha 65
Prasias-See 11
Preuß (K. Th.) 30, 133
Priamus, Priamiden . . 282, 293
Primigenius-Rind 23
Prodomos 193
Prometheus 65
Proserpina 77, 135
Prostylos 15, 273
Ptah 33
Ptolemaeus 2
Pylos 4, 218, 317
Pyramiden 112, 130
Python 56, 86, 131, 286
Pythagoras 141

Q

Quara, querutot . . 15, 176, 181
Quirl (Feuerquirl) 65
Quellen . . . . . 19, 71—100
Quellgrotte 14
Quellverschüttung 90
Querbalken, Querriegel . . . 179

R

Rakidai 57
Ramses III. 26
Ranke . . . . . 38—45, 48, 51
Rathäuser 8, 260
Rauchabzug 244, 257
Rauschtrank 89
Reber (Fr. v.) . 206—208, 268—272
Rechteckiger Grundriß 228
Reimers (J.) . . . . 199, 298—307
Reinach 20
Reisigfiguren 295
Religion 30
Renntiergeweih 33
Renntierknochen 45
Rhea (Kr.) 134
Riesenstuben 108
Rinder . . . . . 215, 295—297
Robenhausen (Pf.) 272
Rochow (Eberh. v.) 66
Rohde (Erwin) 136
Römische Hausurnen . . 242—244
Römische Kirche (Credo) . . 64, 65
Rosette 270
Rubensohn (Otto) 135
Rumon (Tiber) 52
Rundaltar (My.) 123
Rundhölzer 14, 174, 183
Rundhütten 228
Rundtempel . . . . . 312—316
Rutengeflecht 163
Rutot 30

S

Saken 232
Salamis, Salmydessos 341
Salz 89
Salomo 16, 191
Samothrake 135
Sanct Moritz 88
Sanskrit 64
Sarasin 7, 299
Satteldach 244
Saturnalien 32
Satyrn 72
Säule 10, 227
Sawistri (I. M.) 65
Scarabäen (Käfer) 230
Scelettieren d Leichen . . . 69
Scordisci 5
Schablone (?) 227
Schafe 23, 52, 204
Schatzhaus 221
Schatzkammer (unterirdisch) 225 bis 226
Schedia 176, 317
Schidiae 160, 176, 317
Schellen (Wg.) 86
Scheria 341
Schildkrötendach 307
Schilfrohrdach . . 212, 245—246
Schiffe 27, 50, 127
Schlangen 55, 57, 86, 131
Schlafgemach 199
Schlange der Athena . . . 57, 86
Schlangenwindung 253
Schliemann . . . . 17, 109 u. ö.
Schmidt (Hubert) 309
Schmiedekunst . 68—70, 215, 340
Schmucksachen aus Stein . . 50
Schornstein 248
Schuchhardt (Carl) 2, 7, 91, 112, 113, 175, 191, 196, 283 u. ö.
Schwalben 37
Schwarzwasserquelle 88
Schweizerbildfelsnische (Hö) . 43
Schweizer Pfahlbauten . . . 168
Schweinekofen 182
Schwelle 53, 203
Sechet 33
Seelandschaft (Vg.) 219
Seelenglaube 32
Seeräuber 26
Seherinnen 94
Selene (Mondgöttin) 77
Seler 32
Semele 294
Silen (Begleiter des Bacchus) . 73
Sinear 20
Skandinavien 24
Skardamyle 343
Skythen . . . . . 232—234
Soma-trank (J. M.) 65
Sommersonnenwende 66
Sphragidion 1, 83
Spannriegel 160
Sparta 340
Spencer (Herbert) 95
Spenden 86, 203
Spiralornament . . 22, 308—313
Spitzbogen . . . . . 118—121
*sractum (eingehegt) . . . 1, 335
Stabbur 13, 316
Stageiros 345
Stamin 15, 196
Stammutter 95
Ständer 15, 196, 254
Stathmos 202
Stauros 15, 196, 254
Stehwerk 259
Steinbeil 21
Steinblock 64, 182
Steinböcke 46
Steine 19, 31, 45
Steingräber . . 22, 104, 108, 240
Steinsäulen 81, 274
Steinwerkzeuge 49
Steinzeit . . . . 4, 28, 29, 38—46
— jüngere . . . . . 47—50, 232
Steinbau . . . . . 264, 304—308
Steinbasen 275
Stentor 4
Stenyklaros . 4, 57, 327, 336, 346
Steunos 143
Stiergott 34
Stieropfer 204
Stierschädel (Wg. u. O.) . . . 296
Storch 308
Strabo . . 2, 74, 87, 88, 134, 141
Strohdach . . 160, 195, 244, 307
Strymon 10, 52, 169, 259
Stützbalken der Vorhalle . . 196
— der Decke 227
Stymphalos 338
Sumer, Sumerier 232
Sueven 52
Swastika . . . . . 64—67

T

Taxitus 16, 48, 88, 238
Taenaron 58

Tantalos 287
Tanz (erotisch) . . . 32, 33, 133
Tanagra 345, 346
Tartarus 92
Tartessus, Tarsis . . . 25, 230
Tätowieren 313
Tauben 196
Taurisci 5
Taygetos 4, 56, 332
Tegea, Tegyra . . 176, 326, 345
Tempel . . . . 8, 85, 261—320
Templum in antis 187
Teppich (Wg.) 85
Teppichmuster 271
Terrakotta (verbrannter Lehm) 246, 319
Terrakottafiguren 295
Terrakottasäulen 196
Terrakottasarkophag . . 211, 308
Teutonoarii 5
Tieropfer . . . . . 294—295
Tierbilder . . . 46, (O.) 294—296
Tiber 52
Titaresios 4, 332
Tiryus . . 4, 112, 213, 218, 226
Thalamos 200, 230—232, 326, 331
Themistempel 261
Theodorich (v. Verona) . . . 51
Theokrit 75
Thera 274
Thermopylae 338
Themiscyra 338
Thermodon 337
Thesaurus . . 230—232, 281—285
Thessalien 4
Thiamat 87
Thiota 94
Tholos . . . . . 113, 213—234
Thraker 233, 259, 273
Thrakische Pfahlbauten . 169—273
— Schwerter 69
Thucydides 63
Thunar (Thunrusthundarus) . 4, 176, 231—232
Tordosch (Ungarn) 309
Torfrind 23
Torfschicht (Dach) 259
Torfschwein 23
Totenbestattung . . 101—108, 215
Totenkammer 113
Totenkultus 122
Totenopfer 101
Totem 34
Tralleis 58
Traufen (vier) 195, 210
Traunsee 147
Triglyphen . . . 8, 12, 297—306
Triglyphenfries 317
Triett (Karsthöhlen) . . . 81, 93
Triptolemos 285
Troglodyten . . . . 29, 35—61
Troia 91, 192, 194, 208, 212, 234, 245, 276, 308, 312
Troiaburg 325
Trogilion 58
Tropfsteinhöhlen . . . 79—82
Trophonios . . . 15, 137, 282, 285
Trugspiegelung 20
Tsierna 3
Tsuntas 180
Tugurium 160, 176
Tullianum . . . . . 222—224
Tungrustencteri 176, 341
Tünche 238
Tür 182, 202, 218, 247
„Türme des Schweigens“ . . 107
Türsturz 118, 203
Türvorbau . . . . 150—152, 182
Twasti 65
Tyndariden 4, 337
Tyndareos 4, 337
Tymphrestos 4, 337

U

Umgang 319
Umzäunung 246
Ungarn 310
Unrat 206
Unsterblichkeitsglaube . . . 141
Unterirdische Flüsse 92
— Höhlenwohnungen . . 48, 140
— Schatzkammer 225
— Thesauren . . . . . 281—285
Unterbau 258, 275
Uranische Gottheiten 134
Urbevölkerung Europas 20, 30, 38, 41
Urgeschichte Europas . 20, 30, 64
Urmythen 19
Urnenfriedhof 240
Urstier 46
Uttersee (Pf.) 147

V

Vampyrglaube 103
Vasenbilder 215
Vayus (I. M.) 65

Veden 65
Vercingetorix 339
Verticordia 339
Vercella 339
Velithrae 339
Vermauerung der Tür . . . 219
Verschlingungen (O.) 252
Vestalinnen 64
Vézèretal (Hö.) 46
Vierkandt 30, 10
Vitruvius . . . . . 35—37
Virguttae 37
Vivian 47
Vogelgestalten (O.) 253
Volksetymologie . . . 3, 57, 292
Vorhalle 63, 175, 184, 186—202, 246, 258, 317
Votivnischen 62
Votivgaben 284
Vorhallentor 179
Vorratscheuer 228
Vragastan (Schlangenhöhle) . 86

W

Wachsmuth 63
Waffen 21
Waffenkammer 227
Wagenrennen (Vg.) 215
Walkyren 107
Walmdach 195, 210—212, 307, 317
Wandbilder 45, 50
Wanderungen der Indogerm. 24, 110
Waräger 25
Wasserkanal unter (in) dem Fußboden 100, 168, 220, 224, 259, 317
Wauwyler Moos (Pf.) . . . 11
Wassergrube 223, 224
Weizen 23
Werkzeuge 21
v. Wilamowitz 99, 186
Wildschwein 23, 46
Wilser (Ludw.) 20
Windaugen 248
Winkelvolute 311
Wintersonnenwende 65
Wohngrube (mulde) . . 37, 147
Wohnhöhle 16
Wolf „Prolegomena“ . . 5, 6, 17
Worsaae 28
Wosinsky (Mauritius) 115

X

Xenophanes 140
Xenophon 48, 61, 181

Y

Ynglingasaga 295

Z

Zauberei 30, 89
Zaubermittel 33
Zamolxis, Zalmoxis . . 140—142
Zarmizegethusa, Zermizirga 141, 345
Zeitalter (drei) 28
Zeitschr. f. Ethnologie . 7, 13, 27
Zelte von Fellen . . . 38, 263
Zendavesta 106
Zenitöffnung 156, 195
Zeus 3, 75, 78
Zeus Dodonaios 4
Zeus Herkaios 293
Zeus Naios 86
Zeuskultus (Kreta) . . . 15, 134
Zeus-Poseidon 145
Zeusbräute 90, 294
Zeven (b. Hannover) 240
Ziegel 180
Ziegen 23, 52, 204
Ziu 3, 86
Zwerge 41
Zwickel 255

Verlag von Hermann Costenoble ∴ ∴ ∴ ∴ Jena.

Werke von O. Schrader:

Sprachvergleichung und Urgeschichte.

Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogermanischen Altertums.

Dritte vollständig umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage.
Ca. 50 Bogen Lexikon 8°.

Das anerkannt klassische und in seiner Art einzig dastehende Werk liegt nunmehr in **dritter** Auflage vor. Die Berücksichtigung aller neueren Forschungen bedingte abermals eine wesentliche Vermehrung des Umfanges. Infolgedessen wurde das Werk in drei Teile zerlegt.

I. Teil: **Zur Geschichte und Methodik der linguistisch-historischen Forschung.** 8 Mk.
II. Teil: 1. Abschnitt: **Die Metalle.** 4 Mk.
II. „ 2. „ **Die Urzeit.** 15 Mk.

Linguistisch-historische Forschungen zur Handelsgeschichte und Warenkunde.

Erster Teil. gr. 8°. 8 Mk.

Über den Gedanken einer Kulturgeschichte der Indogermanen auf sprachwissenschaftlicher Grundlage.

gr. 8°. 75 Pfg.

Totenhochzeit.

Ein Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für Urgeschichte zu Jena.
Geh. 1 Mk. 50 Pfg.

Verlag von Hermann Costenoble ∴ ∴ ∴ ∴ Jena.

Der Getreidebau
im deutschen und römischen Altertum.

Beiträge zur Verbreitungsgeschichte der Kulturgewächse.

Von

Robert Gradmann.

1909. 8°. Geh. 3 Mk.

Götterattribute und Symbole.

Nebst Abhandlungen:

1. **Über die Mythologischen Anschauungen der Litauer (Letten).**
2. **Über die Naturgrundlage der römischen (altitalischen) Religion.**

Von

Prof. Dr. Ernst Siecke.

1909. Gr. 8°. Geh. 10 Mk. Geb. 11 Mk.

Verlag von Hermann Costenoble ∴ ∴ ∴ ∴ Jena.

Die Entwickelung des Gottesgedankens.

Eine Untersuchung über die Ursprünge der Religion von

Grant Allen.

Deutsche Bearbeitung von H. Ihm.
Ein Band von 22 Bogen gr. 8°. 1906. Geh. 8 Mk. Geb. 9 Mk. 50 Pfg.

Der Nordpol als Völkerheimat.

Nach den Ergebnissen der prähistorischen, etymologischen und naturwissenschaftlichen, sowie insbesondere der Veda- und Avesta-Forschungen **Thilaks** dargestellt von

Dr. Georg Biedenkapp.

1906. Gr. 8°. Geh. 6 Mk. Geb. 7 Mk. 50 Pfg.

Einführung in die Geschichte der Slaven.

Von

Eduard Boguslawski.

Aus dem Polnischen übersetzt von Waldemar Osterloff.
1904. Gr. 8°. Geh. 3 Mk.

Methode und Hilfsmittel zur Erforschung der vorhistorischen Zeit in der Vergangenheit der Slaven.

Von

Eduard Boguslawski.

Vom Verfasser vermehrte deutsche Ausgabe.
Aus dem Polnischen übersetzt von Waldemar Osterloff.
1902. Gr. 8°. 3 Mk.

Die Anfänge der Kultur.

Geschichtliche und archäologische Studien.

Autorisierte und vom Verfasser revidierte und verbesserte Ausgabe.

Von

François Lenormant,

Professor der Altertumskunde an der Nat.-Bibl. zu Paris.

2 Bände. 1875. 12 Mk.

Inhalt: I. Band: Vorgeschichtliche Archäologie. — Ägypten. —
II. Band: Chaldäa und Assyrien. — Phönizien.

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01845 4153

Verlag von Hermann Costenoble ∴ ∴ ∴ ∴ Jena.

Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung.

Von

Dr. Matthaeus Much.

Zweite, beträchtlich vermehrte Auflage.

1903. Ein Band gr. 8°. 8 Mk. In Leinen gebunden 9 Mk.

Die Trugspiegelung orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nord- und Mittel-Europas.

Von

Dr. Matthaeus Much.

Mit 50 Abbildungen im Texte.

1907. Gr. 8°. Geh. 4 Mk. In Leinen gebunden 5 Mk.

Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Kultur der Indogermanen.

Von

Dr. Matthaeus Much.

Mit 112 Abbildungen im Text.

Zweite, vollständig umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. 1893. Gr. 8°. 10 Mk.

Inhalt: Einleitung. — I. Abschnitt: Vorkommen, Verbreitung und Art der Kupferfunde. — II. Abschnitt: Allgemeine Übersicht der vorgeschichtlichen Funde. — III. Abschnitt: Alter der urgeschichtlichen Kupferfunde. — IV. Abschnitt: Übergang in die Bronzezeit. — V. Abschnitt: Verarbeitung des Kupfers. — VI. Abschnitt: Bergmännische Gewinnung des Kupfers in urgeschichtlicher Zeit. — VII. Abschnitt: Die Entdeckung der Metalle. — VIII. Abschnitt: Kultur und Rasse der mitteleuropäischen Steinzeitvölker. — IX. Abschnitt: Prüfung der archäologischen Tatsachen durch die vergleichende Sprachforschung. — X. Abschnitt: Zeitbestimmung.

Die Siedelungen im nordöstlichen Thüringen.

Ein Beispiel für die Behandlung siedelungsgeographischer Fragen.

Von

Dr. Otto Schlüter.

Mit 6 Karten in vielfarbiger Lithographie und 2 Tafeln, sowie vielen Tabellen im Text.

30 Bg. Gr. 8°. 1903. Geheftet 18 Mk. Gebunden in Halbfranz 21 Mk.